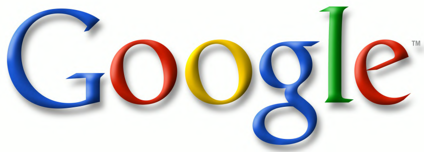


Albin Indergand

Roman von Ernst Zahn



Huber & Co. in Frauenfeld



4–

Albin Indergand

Albin Indergand

Roman

von

Ernst Zahn

Sechzehntes Tausend

Frauenfeld
Verlag von Huber & Co.
1905

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld

Seiner Schwester Anna

gibt sein Buch in herzlicher Liebe zu eigen

Der Verfasser.



…n, als hätte
…: „In einer
…err.“ Beim
… verstummte

… Pferd brach
… Brücke hinter
…gzu. Einige
…zwei diesseits,
… Blei gelegte
…chern hervor
… Augen unter

… von faltigem
… Ort?“ fragte
… der Weiler.“
… Es wurde
… und Kinder
… Männer mit
…n Gesicht, die
…ten mit hellen
…chlitten lang=
…ugier an der
…rherr!“ nahm
… Die Kinder
… ihnen zu; im
…eißen, hageren
… und drückte

Erstes Kapitel.

Der Schnee fiel langsam, lautlos und schwer. Es war anzusehen, als schwebten zwischen dem nebelverhangenen Himmel und dem weißen Land unzählige bleiche Fäden, so regelmäßig sank Flocke auf Flocke, eine der andern nach. Die hohe, schimmernde Decke, an der sie woben, trug nicht eine Fußspur. Und doch lag unter ihr die Straße. Zur Linken, wo ein tiefes Strombett sich auftat, ging zuweilen ein gedämpftes Aufzischen; aber es erstarb im Anschwellen, als erstickte das Leben des Wildbaches unter Schneelasten. Zur Rechten bog sich der Wald unter demselben Joche. Greisenhaft, mit hängenden Ästen und Zweigen standen die Tannen. Selten schnellte ein Baumarm empor, worauf eine Wolke weißen Staubes zu Boden sank.

Von der Richtung her, nach der das Land sich senkte und wo die Nebel so tief hingen, daß sie den Boden streiften, kam ein verlorener Ton, jetzt kurz und fern, dann näher in zweimaliger Folge. Ein Klingeln! Jetzt schwieg es wieder. Darnach näherte es sich in stetem, taktmäßigem Anschlage — die wohllautarme Schelle am Halse eines schwerstampfenden Rosses! Dieses tauchte aus

dem Nebel, ein braunes, struppiges, kleines Bergpferd, dem der Schnee an Nüstern und Brauen und in der Mähne haftete. Es dampfte, bahnte sich mühsam den Weg und brachte den Schlitten fürbaß, an den es gespannt war.

„Das Tier ist müde," sagte der Mann, der im offenen Schlitten saß, zu dem, der es leitend dicht hinter der Deichsel auf dem Deckbrett hockte. Dieser wandte das hagere, braune Gesicht. „Nein," sagte er mit einer hohen, singenden, zu seinem sehnigen Körper in sonderbarem Widerspruch stehenden Stimme; „das Roß hat schon weitere Wege und die bei anderem Wetter machen müssen;" dann drehte er sich wieder nach vorn und ließ den Kopf auf die Brust sinken, als schlafe er. Seine in hohen schafwollenen Überstrümpfen steckenden Beine hingen in den Schnee und zogen Furchen neben denen, die die Kufen des Schlittens rissen.

Der Mann im Schlitten blickte auf den breiten Rücken seines Fuhrmannes. „Ein wortarmes Geschlecht, wenn sie alle so sind," dachte er bei sich.

Der Knecht saß auf einer Decke, statt sie um sich zu schlagen. Seine Gestalt war nur in Hose und Rock vom schweren Eigengewebetuch gekleidet. Auf dem kurzen schwarzen Haar trug er einen rauhen verfärbten Filz. Der Schnee rieselte dem vornübergebeugten unablässig in den Nacken.

Eine Weile machte das Pferd im gleichen, hartnäckig kurzen Schritt seinen mühsamen Weg. Dann begann der im Schlitten wieder: „Wie weit mag es noch sein?"

Der Knecht ließ die Blicke seitwärts gleiten, als hätte er vergessen, wo sie waren; hierauf sagte er: „In einer halben Stunde können wir dort sein, Pfarrherr.“ Beim letzten Wort griff er linkisch zum Hut und verstummte wieder.

Die Straße senkte sich darnach, das Pferd brach sich rascher Bahn; aber als sie eine schmale Brücke hinter sich hatten, bog der Weg aufs neue bergzu. Einige braune Holzhütten tauchten aus dem Nebel, zwei diesseits, zwei jenseits der Straße, deren kleine in Blei gelegte Scheiben unter den schneeüberhangenen Dächern hervor und auf die Straße schauten wie trübe Augen unter weißen Brauen.

Der Reisende hob den schmächtigen, von faltigem Mantel umhüllten Leib. „Gehören die zum Ort?“ fragte er den Fuhrmann. Der nickte: „Ja, das ist der Weiler.“

Das Pferd hatte die Hütten erreicht. Es wurde lebendig um dieselben. Männer, Weiber und Kinder traten unter die Türen, ärmliches Volk, die Männer mit sehnigem, hagerem Körper und verwittertem Gesicht, die Weiber früh gealtert; aber die Kinder schauten mit hellen Augen aus gesunden Gesichtern. Als der Schlitten langsam vorüberglitt, standen sie alle voll Neugier an der Straße. Die Alten grüßten. „Tag, Pfarrherr!“ nahm ein Mund vom andern den Willkomm. Die Kinder staunten. Der Mann im Schlitten nickte ihnen zu; im Vorbeifahren erhaschte er mit der eigenen weißen, hageren Hand ein paar der braunen Bauernhände und drückte sie flüchtig.

„Er hat ein gutes Gesicht,“ meinte hinter ihm ein Weib, das in ein Paar stille braune Augen geblickt hatte.

Indessen senkte sich dem Schlitten der Weg abermals. Der breite Bach wurde sichtbar. Helles, blaugrünes, spärliches Wasser wand sich durch sein steiniges Bett; in unzähligen weißen Inseln lagen überschneite Granitblöcke darinnen. Das Roß stampfte einer Brücke zu. Jenseits stieg fahrtsperrend ein Hügel jäh zur Höhe. Der Reisende blickte auf. Wie der Wall einer Burg erhob sich die weiße Wand aus dem Tale; die Straße ging in Windungen daran empor. Hoch auf dem Söller tauchte eine Kirche aus den Nebeln. Ein einfacher Bau; aber wie ein Wahrzeichen Gottes stand sie hoch über allem Land und am rechten Ort, und eben begann Geläute von ihrem Turme. Der Schnee dämpfte den Schall, aber das plötzliche Lautwerden der erzenen Stimmen in der unendlichen Stille des Winters wirkte seltsam. Dem Mann im Schlitten griff es ans Herz; er legte die Hände unter der Decke zusammen.

„Das ist Euch zu Ehren,“ sagte der Fuhrknecht.

Der andere nickte nur. „Herr, segne ihnen meinen Eingang!“ flüsterte er. Seine Augen waren feucht, aber sie leuchteten; auf seine bleichen Wangen flog ein stilles Rot.

Das Läuten hörte nicht auf; es hallte über ihnen gleich rufenden Stimmen und half ihnen den Hügel erklimmen. Als sie an die erste Biegung der Straße gelangten, kam ihnen ein Knabe entgegen. Er trug einen Sack auf der

Schulter, eine schwere Last; aber der Bursche schritt aufrecht, und es schien, als böge selbst der Kopf sich nur unwillig so viel zur Seite, als die Last es erheischte. Als er dem Schlitten begegnete, trat er seitwärts tief in den Schnee, um ihn vorüberzulassen. Zwischen dem Fuhrknecht und ihm ging ein kurzes „Tag" hin und wieder. Dann kreuzten seine Blicke die des Reisenden. Sie weilten ineinander, mit plötzlichem, unbewußtem Forschen. Aber der Bub bot keinen Gruß. Er stand da und sah dem andern gerade, unverwandt ins Gesicht. Der lächelte ein feines Lächeln, das um seinen schmalen Mund einen Zug großer Milde und Freundlichkeit zauberte; dann grüßte er. Einen Augenblick schien es, als bewegte der andere die Lippen; dann wandte er den Kopf und stieg abwärts. Der Fremde schaute ihm nach; er sah ihn dicht unterhalb der Straßenwindung abbiegen und gegen das Flußbett hinab verschwinden. Als der Schlitten höher zog, bemerkte er, wie jener einen schmalen Steg verlassend am jenseitigen Berge hinaufstieg, der einzelne Mensch an einer pfadlosen Halde!

„Habt Ihr den gekannt?" fragte der Fremde den Knecht.

„Der Bub vom Laui-Eck," gab dieser Bescheid in einem Tone, als müßte alle Welt den Ort und den Menschen kennen. „Einer, der Euch nicht in die Kirche kommt," fügte er mit einem Lächeln hinzu, in dem eine leise Schadenfreude spielte.

„Warum nicht?" fragte der andere.

„Ich bin schon lange da oben daheim, aber vom Laui-Eck habe ich noch keinen in der Kirche gesehen."

„Der Weg mag zu weit sein," sagte der Fremde, als müßte er entschuldigen. „Mag sein," meinte der Knecht die Achseln zuckend. „Vielleicht hättet Ihr auch keine Freude an ihrem Kommen," sagte er dann.

Der andere schien des Fragens müde, oder er war nicht neugierig und konnte warten, bis er wußte, was ihm zu wissen not tat. Aber er sah das Gesicht des Burschen noch immer dicht vor sich, als stünde der noch im Schnee. Ein Gesicht, schmal und doch von kräftigem Knochenbau, bäuerisch gesund und doch bleich und von scharf geschnittenen Zügen. Dunkles, gelocktes Haar umgab den hochgewölbten Schädel; die Stirne war kühn und schön und weiß. Der Mund hatte volle Lippen, die aber in den Ecken sich fest zusammenschlossen, so daß ein halb herber, halb spöttischer Ausdruck ihn umspielte. Die Nase war gerade und hatte einen feinen Bug, der in scharfem Winkel von der Stirne absprang. Der Blick der Augen, die unter dunkler Braue standen, sengte sich in die Erinnerung wie die Kohle ins Holz; sie waren groß und grau, ihr Licht war unstät. —

Der Schlitten hatte eine weite Steigung überwunden; es war, als schwebten die Stimmen der Glocken im grauen Himmel, der über ihnen stand, so dicht unterhalb der Kirche fuhren sie hin. Jetzt tat die Straße einen letzten starken Ansatz, den Berg zu bezwingen. Braune Hütten sperrten sie scheinbar nach der Höhe. Eine derselben, ein mächtiger, dunkelwändiger Bau, ruhte auf zwei starken Mauern diesseits und jenseits der Straße, gleichsam das Tor zum Dorfe bildend. Zeichen und Inschriften waren

in die geschwärzten Querbalken gegraben, und allerlei Zierwerk schmückte die Fenstergesimse und die Schiebladen. Größere Scheiben als sonst die Bauernhäuser wiesen, gaben den Stuben Helle. Hinter einer derselben stand ein blühender Geranium. Und eben als der Schlitten sich näherte, fuhr eine Kinderhand nach der einen roten Blüte, brach sie, öffnete das Fenster und ließ sie in den Schlitten fallen. Sie traf des Mannes schmale Hand; er nahm sie, aber er vermochte nicht mehr zu danken; der Schlitten war schon unter dem Bogen hindurch gefahren, und jenseits fand er zurückblickend die Fenster leer.

„So," sagte der Fahrknecht und sprang vom Schlitten ab. Das Pferd zog diesen vollends zur Höhe eines geräumigen Platzes, den Häuser und Hütten umgaben und in dessen Mitte ein Brunnen stand. Zwei Wasserstrahlen fielen in die niedrigen Tröge, aus denen die Bauern ihr Vieh tränkten. Jetzt stand vor dem Brunnen eine Gruppe von Männern in der schmucklosen Gewandung der Bergbauern, hohes, sehniges Volk, zumeist mit dunklen, auf die Brust fallenden Bärten und mit klugen, aber sonderbar an das schwer zu brechende Gestein der Berge gemahnenden Köpfen. Einige trugen die weit über die Knie reichenden Überstrümpfe aus rauher weißer oder grauer Schafwolle, als kämen sie just von der Arbeit aus Stall oder Schnee; alle hatten sie Kleider an aus selbstgewobenem rauhem Stoff; vielen schmückten die Joppe Knöpfe aus Gemshorn oder Bergkristall. Die Männer waren zu sieben und traten unter Führung des Höchstgewachsenen unter ihnen gemächlich auf den Schlitten zu. Diesem

entstieg der Fremde, sich mühsam aus seinen Decken schälend. Indessen waren die Fenster der Hütten von neugierigen Gesichtern belagert, und die Leute standen unter den Türen wie im Weiler, als der Schlitten hindurchgefahren war.

„Willkommen, Pfarrherr!“ redete der Bauer, der unter den andern der erste zu sein schien, den Fremden an. Dieser richtete sich auf, zog den schwarzen Hut von dem mit schlichtem braunem Haar bedeckten Kopf und reichte dem andern, der ihn um Hauptеslänge überragte, die Hand.

„Ihr seid der Präses?“ sagte er mit einer wohlklingenden Stimme.

„Ja,“ gab der Bauer zurück, und während die andern, denen der Pfarrer der Reihe nach die Hände schüttelte, ein linkisches und verlegenes Wesen zeigten, lag über ihm eine große Ruhe und Sicherheit.

Der Schnee rieselte unablässig. Die Glocken hatten zu läuten aufgehört. Der Pfarrherr und die Bauern stiegen eine steile Gasse nach dem Kirchhügel hinan. Der Präses führte.

„Ihr habt einen schlechten Reisetag gehabt,“ sagte er zu dem Geistlichen.

„Ihr seid schwer zu finden in Nebel und Schnee,“ entgegnete dieser lächelnd und sagte dann: „Aber der Empfang ist freundlich! Ich hoffe, wir müssen von dem grauen Tag nicht auf unser Einvernehmen schließen.“ Darauf wandte er sich zu denen zurück, die ihnen schweigend und einer unlieben Pflicht gehorchend folgten: „Ich hoffe, wir werden Freude aneinander erleben.“

Die Worte bebten in einem Tone tiefer Herzlichkeit. Ein Lächeln der Befriedigung flog über die halb ernsten, halb scheuen Mienen der Bauern, und ein zustimmendes Murmeln ging durch die kleine Schar.

„Das ist Eure Wohnung," sagte der Präses und wies auf ein Haus zuoberst an der rechten Gassenseite. Es war aus Stein gemauert bis zur Höhe der steinernen Treppe, die nach seiner Haustür führte; auf diesen Unterbau war die braune Holzhütte gesetzt, die mit freundlichen Scheiben zur höher gelegenen Kirche hinauf und in die Runde sah.

Sie näherten sich der Treppe; aber des Pfarrherrn Blick war auf die Kirche gefallen. „Gebt mir einen Augenblick," sagte er und stieg die breitstufige Treppe empor, die zu dem braungeschnitzten Portal des Gotteshauses hinanführte. Zwei steinerne Säulen hielten das schindelbedeckte Vordach, das die Türe schirmte. Zwei niedere Mauern liefen von den Säulen bis zur Kirchenwand. Auf eine derselben legte der Pfarrer den Mantel. Dann trat er in die Kirche. Die Bauern harrten seiner im Schnee, geduldig, und besprachen sich untereinander, was von dem neuen Hirten zu halten sei, den sie am heutigen Tage zum erstenmal sahen.

Während sie noch redeten, kam der Geistliche zurück. Er stand einen Augenblick unter dem Schutzdach und hatte die Augen erhoben; seine Hände waren noch zum Gebete ineinander gelegt. Er sah sich um; von der Stelle, wo er stand, übersah er einen Teil des Dorfes. Und jetzt umfaßten die Blicke der unten harrenden Bauern

zum erstenmal seine Gestalt. Er war mittelgroß und von fast schwächlichem Äußern, schlank und gerade. Sein Gesicht war von edlem Schnitt; aber auch in seinen feinen und doch festen Zügen lag ein Ausdruck körperlichen oder seelischen Leidens.

„Er sieht nicht aus, als paßte er da herauf," flüsterten die Bauern untereinander. Da hörten sie seine Schritte und wendeten sich ihm wieder zu. Seine Blicke waren auf ihnen; sie leuchteten hell und ernst aus dem bleichen, bartlosen Antlitz. Der Präses, als er ihnen begegnete, flüsterte den andern zu: „Es ist mancher stärker, als er scheint!"

„So, nun laßt uns hineingehen!" sagte der Pfarrherr im Herantreten. „Verzeiht, daß ich euch warten ließ. Euer Pfarrer muß zuerst am Ort gewesen sein, dahin ihr ihn berufen habt."

Die Bauern nahmen die Rede als eine gute hin. Mitsammen traten sie in die Hütte. Die Tür war niedrig; der Priester vermochte kaum, ohne die Stirn an ihren Querbalken zu schlagen, aufrecht hineinzutreten; die Bauern bückten sich tief. Der Präses stieß im dunklen Flur, den sie betreten hatten, eine Tür zur Linken auf, durch die sie in eine niedere, vom Schnee helle Stube traten. Sie war sauber gescheuert. Der schwere Tisch, die Stabellen und Wandbänke zeigten ein dem Getäfer gleiches gelbweißes Holz; der große Granitofen, der ein Viertel der Stube füllte, gab eine wohlige Wärme. Es war ein traulicher Raum. Auf dem Tische stand ein zinnerner Krug und eine Anzahl Becher. Zu dem schritt der Präses jetzt, ergriff

ihn und schenkte die Becher voll. „Zum Wohl, Pfarrherr! Es ist so Sitte bei uns, daß wir dem Hochwürdigen in seiner eigenen Stube den Willkommen zutrinken."

Der Pfarrherr trat hinzu und griff nach dem ihm gebotenen Trinkgeschirr. Auch die andern machten sich heran. Dann stießen die Becher zusammen. Als der Priester und der Präses einander Bescheid taten, sanken ihre Blicke ineinander, als forschte ein jeder, was er von dem andern zu halten habe. Dabei war es, als hielte der Geistliche die Augen des andern länger aus. Der Präses richtete seine Gestalt auf, als erregte der Blick des Pfarrers ihm ein leises Unbehagen; und doch war in den Augen des letztern kein unfreundliches Licht gewesen. Es hatte etwas wie staunende Bewunderung darin gelegen, die des Präses Erscheinung verdiente. Diese war von fast überwältigender Macht. Sein Leib war gebaut wie der Baum, der gerade aus der Wurzel strebend Jahrring an Jahrring gesetzt hat. Er hatte breite Schultern und eine stolze Brust. Seine Glieder waren schwer und doch gelenk; wo die Hände aus den Ärmeln seiner Joppe traten, schienen sie eisenfarben wie das Gesicht. Der Kopf war von edlem Bau; schwarzes Haar trat von der nicht allzu hohen Stirn zurück. Ein schwarzer Bart bedeckte die halbe Brust. Die Züge waren fest und die dunkeln Augen hatten einen ruhigen, das Bewußtsein eigenen Wertes widerstrahlenden Glanz. Nur in jener einen Minute, als er sie vor dem Blicke des Geistlichen hinweggewendet hatte, war diesem gewesen, als sänke das Lid in einer fast plötzlichen Unsicherheit über den Stern.

Der Pfarrherr hatte sich indessen in freundlichem Gespräch an die Bauern gewendet, die ihm mit kurzem Bescheide Rede standen. Dann legte er, sie aus seinem Talar greifend, die Geraniumblüte auf den Tisch und sagte: „Die ist mir bei der Einfahrt in den Schoß gefallen, fast, meine ich, nicht vom Zufall geworfen."

Der Präses lächelte: „Vom Hause, das über die Straße gebaut ist?" Der Pfarrherr bejahte. Darauf der Präses: „Das hat Euch mein Mädchen zugeworfen. Sie hat den Blumenstock selber gezogen, und seit die Blüte offen ist, hat sie davon gesprochen, daß der neue Pfarrherr sie haben soll."

„So danket Eurem Mädchen für mich; es hat mir zu meinem Einzug ein gutes Zeichen gegeben."

Der Präses nickte. „Ihr werdet das Kind bald genug kennen lernen. Bei Eurem Vorgänger ist es zu Hause gewesen fast mehr wie bei mir."

Das Gespräch wurde darnach wieder allgemein, und nach einer kurzen Weile brachen die Bauern auf.

„Des Wildhüters Schwester wird Euch haushalten kommen, wenn es Euch recht ist," sagte der Präses im Hinausgehen. „Sie ist brav und stark — —" Er konnte nicht ausreden; es war ein junges Weib unter die Haustür getreten; sie war die, von der er gesprochen hatte. „Da ist sie," sagte der Präses.

Während die Männer hinausstampften, trat das Mädchen näher und grüßte: „Tag, Pfarrherr!"

„Du bist des Wildhüters Schwester?" sagte der Priester.

„Seiner Frau Schwester."

Sie legte die feste, zerarbeitete Hand in seine ihr dargebotene. Dann traten sie in die Stube.

„Aber wie du heißest, weiß ich noch nicht.“

„Agatha, — Agatha Gamma.“

Der Pfarrherr hatte sich hinter den Tisch gesetzt; er war müde. Die Fahrt war beschwerlich gewesen. Das Mädchen war bald geschäftig, ihm den Tisch zum Mahle zu richten. Er ließ mit dem Wohlgefühl des Ermatteten ihre schweigsame Sorge sich gefallen. Sie ging hin und wieder und trug ihm eine Suppe auf, die sie vorher für ihn mochte gerichtet haben. Dabei waren ihre Tritte fest, wie in ihrem Wesen und in ihrer Gestalt eine seltsame Kraft war. Sie mochte zwanzig Jahre zählen, war wohlgebaut und ihre Formen dehnten das Gewebe ihres dunkeln Kleides. Ihr Gesicht war frisch und von einer großen Lieblichkeit. Sie hatte hellbraune Augen, die klar und gerade und ehrlich waren, so daß sie dem Pfarrer besser für die Treue seiner Magd zu zeugen schienen, als wenn ihm wohlgesetzte amtliche Beweise ihres guten Leumundes vorgelegt worden wären.

Während er von dem wortkargen Mädchen sich bedienen ließ, fühlte er sich sonderbar heimisch in der kaum noch betretenen Wohnstatt.

Zweites Kapitel.

Es war am dritten Tage, nachdem der neue Pfarrherr in das Dorf gekommen war, und war an einem Sonntag. Die Schneewolken waren zerrissen; der Himmel wölbte sich strahlend über dem Tal; die Sonne hatte zwei kurze Stunden über der blendend weißen gleißenden Landschaft geleuchtet. Nun neigte sich der Tag schon dem frühen Abend entgegen.

In seiner Stube saß der Pfarrherr am Tisch über eine Anzahl weißer Blätter gebeugt und schrieb. Was er mit rascher Feder hinschrieb, während zuweilen nur der Blick wie träumend durch die Scheiben nach den dämmernden Lehnen ging, lautete also: „So bin ich nun hier zu Anderhalden, in dem Lande, das durch alle Zeit ein Sitz der Freiheit und der Kraft gewesen, ich weiland Peter Cölestin vom heiligen Orden der Kapuziner und jetzt weltgeistlich geworden durch Gnade meiner Herren Oberen und auf Wunsch meines lieben Freundes und Arztes und Ordensbruders Pater Clemens, der meint, daß meinem Leibe Luft und Licht mehr vonnöten als meiner Seele klösterliche Zucht, bin hier zu Anderhalden im Lande, das den Tell geboren, und nenne mich wieder mit dem lieben Namen meiner Mutter, mit dem Namen Joseph Steiner. Ich habe meiner Lebtage nie ein Tagebuch geführt; aber von diesen letzten Tagen muß ich mich ausschreiben. Ich muß, denn meine Seele treibt mich dazu. Ich bin frühe hinter die Mauern des Klosters

gegangen, weil meiner Scheu das Weltleben zu laut war, ungefähr wie das Kind sich unter Dach flüchtet, das der Wind oder der Donner erschreckt. Als die Pforte sich hinter mir zutat, war mir wohl. Seltsam, daß mir nicht mehr bange war, als sie sich wiederum auftat! Als ich aus dem Kloster in die Welt zurückging, war mir vielmehr, als träte ich vom Schatten in die Sonne. Und diesem Orte bin ich zugefahren gleich einem starken Menschen, der, in Fesseln geschlagen, lange Jahre im Müßiggang verbracht hat und plötzlich den Karst in die Hände nehmen darf, um zu ackern. Meine Glieder strafften sich, als ginge es zum Kampf, und ich bin doch kein Kriegsmann; mein Wille war klar und fest und auf hohe Ziele gerichtet, und ich bin doch kein Großer dieser Erde, der hingeht zu herrschen. Ich bin nur der Pfarrer, der einem Häuflein Bauern das Heil ihrer Seelen hüten helfen soll. Aber just weil ich fühle wie ein Kriegsmann und wie ein Herrscher, kampffreudig und voll guten Willens, sein Volk zu beglücken, just darum bin ich, wie ich nie gewesen, und ist mir, als sei in meinem Leben ein zweites angebrochen.

„Vom Anbruche dieses zweiten Lebens will ich schreiben, damit ich, wenn es enden soll, noch wisse, wie es begonnen hat. Den Panzer des Kriegsmanns will ich heimlich tragen, und im Verborgenen halte ich das Szepter des Herrschers, dessen Traum seines Volkes Friede ist. Über alles aber sei der Mantel priesterlicher Milde geschlagen. Ich möchte sein nach Deinem Sinn, o Gott! Segne Du mein Tagwerk an diesem Volk, das mir lieb ist, kaum daß ich unter sie getreten bin. Amen!

„Ich habe heute gepredigt. Ich möchte mir meine Kirche nie leerer wünschen, als sie heute gewesen ist. Sie standen in alle Winkel gedrängt, und weil nicht für alle Raum war, so ließen sie die Türe offenstehen und standen barhäuptig im Froste des Wintermorgens, eine andächtige Gemeinde. Sie waren mir nahe, wie ich ihnen, denn viele Augen sahen mich freundlich an und in vielen Augen sah ich Tränen glänzen. So sind wir wohl Freunde geworden. Sie sind ein starkes und herbes Geschlecht, wenn ich sie recht durchschaue. Die Rauheit der Heimat macht sie stark, Entbehrung und Einsamkeit verschließen ihren Sinn. Sie sind langsam in ihrem Wesen; so mögen sie es zu Worten und Taten sein; aber sollte ich eine Mauer brauchen um den Ort, ich wüßte keine bessere, als die aus den Leibern dieser Männer geschlossene, und nun bin ich stolz, in Leid und Freude ihr Hirt sein zu dürfen.

„Also ich habe ihnen gepredigt. Und als ich ihnen Messe gelesen und sie gesegnet hatte, traten sie zögernd aus ihren Stühlen, als hätten sie mir etwas zu sagen. Ich traf ihrer manche noch, als ich nach ihnen meine Kirche verlassen hatte, und sie kamen, wildfremd wie sie mir waren, einer nach dem andern und gaben mir die Hand. Sie redeten nicht, zum höchsten ein kurzes „Tag, Pfarrherr!“ und manchem sah ich das dunkle Rot der Scheu im Gesichte stehen; aber sie haben mich mit diesem Händedruck bei sich aufgenommen, ich fühle es. Ich bin in ihrer Mitte nach meiner Hütte geschritten; aber als ich den Kirchhügel ganz verlassen wußte, stieg ich noch

einmal hinauf; denn der Wunsch war in mir, das Feld, in dem ich ackern soll, ganz zu übersehen.

„Diese Kirche zu Anderhalden steht an einem wundersamen Ort; sie steht, wo sie stehen soll, über aller Erdenwohnstatt, und ihr Turm ist jeder Hütte im Umkreis ein Wahrzeichen. Sie ist nicht groß, aber sie ist größer als manche, die ich landauf an meinem Wege gesehen. Sie ist arm an Schmuck in ihrem Innern; die Patres, meine Brüder, würden darnach auf eine laue Frömmigkeit des Volkes schließen, aber — siehe, wie anders mich die Welt schon gemacht hat! — ich meine, daß die Beter darinnen die Kirche besser schmücken als alle Opfer von Silber oder Gold.

„Rund um die Kirche ist Friedhofland; eine Mauer umschließt es, und wer an dieser Mauer steht, der sieht wie von einer Burgwarte ins Tal und übersieht alles; freilich weit ist das nicht, denn der Blick stößt allüberall auf die Riesenmauer, die dieses Land einengt und schützt. Da stehen im Norden drei leuchtende weiße Zacken, die fernsten, doch auch die höchsten im Umkreis; gegen sie hinab ist das Tal, wenn gleich scheinbar verrammelt, offen und führt der Weg, den ich gekommen bin, bis hinab zum Flüeler See. Diese Berge können mir Uhr sein; das Licht fällt auf ihre mächtigen Leiber, die so blendend bleich sind, daß jeder Schatten erkennbar ist. Das sind die Windgellen! So hat mich die Agatha, meine Magd, belehrt. Die Straße, die zu ihnen hinabführt, kommt zu uns vom St. Gotthardberge her, steigt schon weit aus Welschland und Livinen, das diesem Lande

untertänig ist, herauf, führt durch das grüne Urserntal und die finstere Schöllenen. So hat mich der Präses berichtet.

„Noch einen Ausgang hat dieses Tal. Der Weg steigt steil aus dem Dorfe hinauf nach Matten und Farnen, zwei Örtlein, die in meinen Amtsgrenzen liegen, und die ich besuchen muß und will, wann ich erst hier Bescheid weiß. Jener Weg führt, wie der Präses mich beschiedet, über die Sust ins Oberland der Berner. Sonst aber zeigt die Bergmauer zu Anderhalden kein Tor, und gegen Osten ist sie gar so hoch getürmt, daß einem bangen möchte, ob die Sonne die Bahn darüber hinweg noch finde. Das Tal hat kaum eine ebene Matte, denn mitten aus demselben steigt der Kirchhügel empor. Zwischen diesen und die Westberge hineingezwängt stehen in langer, halbkreisförmiger Reihe die Hütten und Häuser. Deren wenige sind auch noch längs der Straße gen Süden und vereinzelt an die Lehnen hingestellt. Zwei Bergwasser tönen in die unendliche Stille, die sonst zwischen diesen Bergen wäre. Das eine größere kommt aus Süden geflossen und ist am Gotthardberge jung, der der große Quellenspender der drei Lande ist; das andere entfließt dem Sustgletscher und fließt durch das Mattental heraus. Wo es sich den Weg zu seinem mächtigeren Bruder, der Reuß, bahnt, da ist eine tiefe dunkle Schlucht; die gähnt gegenüber der Kirche mit zerrissenen Wänden, an denen verkümmertes Baumwerk wächst. Aus dem Mattental, aus der Schlucht gleichsam kommen denen von Anderhalden im Sommer die Gewitter, und weil es da oft

finster und furchtbar und plötzlich sich am Himmel zusammenballt und die Stürme unvorhergesehen, wie das Raubtier aus der Höhle, aus diesen Felsen herfürfahren, so sagen die in Anderhalden, alles Unglück komme ihnen aus dem Mattentale. So hat mich wiederum der Präses gelehrt.

„Der Präses! Was für ein Mann dieser Johann Karl zum Brunnen ist, dieser Präses! An Leib ein Riese, — an Geist? Ich kenne ihn noch kaum und habe noch zu wenig von ihm erfahren; aber ich glaubte nicht, daß in eines Bauern Haupt Gedanken eines Staatsmanns wohnten. Der Präses redet von den Dingen der großen Welt, als stände er am Staatsruder eines Königreiches, nicht einer Berggemeinde. Hier scheint sein Wille Gesetz; vielleicht daß der Pfarrherr schwer hat, neben diesem Einzigen zu stehen. Die Bauern, wenn sie reden, sind wie sein Echo, und der Rat der Gemeinde ahmt ihn selbst in seinem Wesen nach. Er ist die Ruhe und Selbstbeherrschung selber, und er scheint wohlbeschlagen in Rechten und Gesetzen; das mag ihm vor allem Übergewicht verschaffen. Ich habe aber noch nie einen Mann von solchem Einfluß auf ein ganzes Volk gesehen! Die Agatha, meine Magd, — ich muß lächeln, wenn ich mir ihren Eifer vergegenwärtige, — weiß von diesem Präses als einem Muster von Bravheit, Rechtlichkeit und Arbeitskraft zu erzählen. Er sei ein Vater und Berater überall, vor allem aber seinem eigenen Hause. Es sei deshalb auch kein musterhafterer Haushalt zu finden als der seine, und wie in der Gemeinde, so sei sein Wille daheim der

eine und gültige. Ich frage mich, ob ich in diesem Manne einen von denen treffe, die nur deshalb so mächtig und so wohlgeraten sind, weil alles sich ihrem Willen beugt, wie das Korn dem leichten Wind; ob nicht Herrschsucht seine Kraft und sein Wert nur äußerlich ist. Es war mir doch, als hätte in einem einzigen Blicke seiner Augen eine leise Unsicherheit gelegen! Wie, wenn das Vertrauen der andern größer wäre als das, das er in sich selber setzt?

„Aber was rede und schreibe ich! Alles deutet darauf, daß ich mich täusche, und ist er, was sie ihn heißen, wie will ich mich über ihn freuen, so war er allein meinem Kommen Lohn genug! Zudem, was brauche ich über andere nachzusinnen, da ich über mich selbst noch nicht ausgesonnen habe! Mein Weg, mein Tagwerk, alles ist neu! Kann ich sagen, ob ich der Mann bin, der an diese Stelle gehört? Als sich vor drei Tagen das letzte Bergtor hinter mir schloß, war mir freilich zu Mut, als sei ich für die Zeit meines Lebens in dieses Tal getreten. Und — ich will auch dies aufzeichnen, obwohl ich nicht abergläubisch bin — als ich diesen Morgen nach der Kirche schritt, schwebte eine ungeheure Schar von Krähen über dem Tal und hoch über meinem Haupte und hoch über dem Gotteshause. Sie waren so zahlreich, daß sie wie eine dunkle Wolke waren. Zuweilen, während sie sich langsam verzogen, klang vereinzelt ein halb klagender, halb spottender Schrei aus großer und immer größerer Ferne. Das war, als ich zu meiner ersten Predigt ging! Ich bin nicht abergläubisch; aber es möchte ja sein, daß

mir bestimmt wäre, in und mit diesem Tale schwere Zeit zu sehen. Wir schreiben das Jahr 1789, und seit es begonnen, erzittert die Welt von einem heimlichen Grollen und Rollen, als gingen die dumpfen Vorboten eines Bebens in ihrem Leibe. Die Völker murren wider ihre Fürsten. Es ist viel Leichtsinn, viel Verworfenheit an den Herrschern, und es mottet ein Zorn wie ein gefährliches Feuer in den Beherrschten. Wenn es die dünn gewordene Decke der Zucht durchbräche? Mein Gott, bewahre uns vor den Flammen, mit denen es zum Brande würde! Die Glut — ich weiß nicht, warum ich das nun weiß; — sie möchte so riesenrot am Himmel stehen, daß sie selbst in dieses verlorene Tal leuchtete und ihm Schrecken brächte.

„Aber ich schreibe und schreibe. Die Hand ist ein zu eiliger Diener des flüchtigen Sinnens, und ich bin nicht zu sinnen und zu schreiben Pfarrherr zu Anderhalden geworden; ich habe Taten zu suchen. Ich gehe morgen darnach aus. Ich will den Bauer im Laui-Eck besuchen, den, der nicht in meine Kirche kommt. Dieser Knabe, der mir den Gruß verweigerte — dieser und der Präses — sie geben mir beide zu denken.“ —

Als der Pfarrherr so weit geschrieben hatte, war es längst Nacht geworden. Die Agatha war einmal herein-getreten, hatte stillschweigend ein Licht vor ihn hingestellt und war wieder verschwunden. Jetzt, da er die Feder beiseitelegte und aufstand, sah sie durch die Türspalte, und nach einer kurzen Weile trug sie ihm das Abend-brot auf.

Der Pfarrherr schlug seine Blätter zusammen und verschloß sie; er fuhr sich über die Stirn und das braune Haar und setzte sich hinter den Tisch auf die Wandbank.

„Du setzest nur einen Teller auf,“ sagte er zur Magd, während sie das Zinngeschirr zurechtrückte.

„Ja,“ antwortete sie und sah ihn gerade an; die Magd gehört in die Küche.“

Er lächelte. „Nun ich eingewohnt bin, nicht mehr,“ sagte er; „wir müssen zusammen hausen, so teilen wir redlich zusammen. Hole dir dein Besteck.“ Da ging sie folgsam hinaus und legte den Tisch auch für sich. Aber ehe sie sich ihm gegenüber niederließ, sah sie ihn wiederum mit ihren hellen Blicken an und sagte: „Daß Ihr es wißt, Pfarrherr, ich würde nicht jedem glauben, der mir diese Vertrautheit böte, daß er es recht meint.“

Dem Geistlichen stieg ein leises Rot in die Wangen; es verschönte ihn seltsam und gab ihm eine stille Würde. „Deine Offenheit in Ehren, Mädchen, aber du vergissest, daß du mit dem Pfarrer hausest.“

„Wer ein schlechtes Herz hat, macht es nicht besser, wenn er den schwarzen Rock darüberzieht,“ gab sie klar zurück.

Der Pfarrer schwieg. Aber er tat einen tiefen Atemzug und es wollte ihm zum zwanzigstenmale durch den Sinn gehen, daß ein gesunderer Hauch in dieser niederen Hütte wohne als in dem Prunksaale des Abtes, wenn er zu Häupten an den Eßtischen der Mönche saß.

Sie aßen schweigsam. Erst als sie das Besteck beiseitelegten, fragte der Pfarrherr die Magd: „Kennst du den Bauer vom Laui-Eck?“

Die Agatha war schon aufgestanden. „Gewiß," antwortete sie. „Den Jost Indergand meint Ihr?"

„Ja; und wie heißt sein Bub?"

„Da müßt Ihr mir schon sagen, welcher? Er hat ihrer sieben."

„Er ist vielleicht fünfzehn Jahre und hat zwei Augen im Kopf, wie ich sie kaum je gesehen habe."

„Freche Augen, ja," fiel die Agatha herb ein.

„Frech? Ich weiß nicht; es lag ein Schein darinnen, als steckte in dem Buben mehr als in vielen andern. Er hat ein kluges Gesicht."

„Versprecht Euch von dem nichts! Der müßte nicht den Jost zum Vater haben. Der Albin ist sein Ältester. Der zeigt, was für ein Unkraut in der Hütte wächst."

„Die Leute scheinen im Dorfe ein schlechtes Ansehen zu haben," sagte der Pfarrer wieder.

„Ja, denen sagt freilich keiner viel Gutes nach."

„Und warum?"

Die Magd war an den Tisch herangetreten und hatte die Hände auf die Lehne einer Stabelle gelegt. „Ich rede den Leuten nicht gerne Böses nach; aber weil Ihr mich fragt, will ich es Euch sagen: Der Indergand ist ein Heimlicher, einer, dem keiner etwas Gutes zutraut und dem doch niemand etwas Schlechtes nachzureden wagt, weil sie ihn alle fürchten. In den Wirtshäusern könnt Ihr den vom Laui-Eck oft und oft sehen; in der Kirche ist er noch nie gewesen. Seit mehr als einem Jahr ist sein Weib krank, aber er hat noch niemand zu ihr

gelassen. Er hat ein verlottertes Heimwesen. Er treibt Holz- und Wildfrevel. Deswegen hat er vor einem Jahr zwei Monate sitzen müssen. Mein Schwager, der Walker, der Wildhüter ist, hat ihn verzeigt, und seitdem hat der andere einen Haß auf ihn und hat ihm das Leben abgesprochen. Wenn Ihr den Indergand gesehen haben werdet, so werdet Ihr mir glauben, daß er so etwas tun könnte. Nun, und der Walker ist ein braver Mann, und meine Schwester ist schwächlich, und sie haben Kinder! Jetzt werdet Ihr schon wissen, warum ich den Indergand nicht mag!"

Sie hatte sich heiß geredet; neben dem Zorn, der aus ihren Augen sprach, sah der Pfarrer eine heimliche Angst stehen. Sein Entschluß, die vom Laui-Eck aufzusuchen, wurde noch fester. Es war ihm, als müßte er den Gang tun, um ein Unglück zu verhüten.

Drittes Kapitel.

Der Tag war nicht hell. Der Föhn wehte das Reußtal hinunter, stoßweise, aber mit einer Macht, die die Wälder aus ihrer Winterruhe schreckte. Der Pfarrherr schritt die Straße aus Anderhalden hinab. Er hatte einen Mantel umgeschlagen, trug Schafwollstrümpfe und in der Hand einen schweren Stock. Der Wind kam hinter ihm aus dem Dorfe gefahren und warf sich hinterrücks über ihn, daß er sich stemmen mußte, um nicht aufs

Gesicht geschleudert zu werden. Aus der Mattenreuß-schlucht klang die Stimme des Sturmes wie Winseln; der Wald am jenseitigen Ufer rauschte, als bräche eine Windflut aus dem Mattental. Die Luft war voll fliegenden Schnees; an den hohen Lehnen konnte man ihn gleich Wolken aufstäuben sehen. Der Himmel war grau; nur über der großen Windgelle war ein blauer leuchtender Riß; durch den spielte die Sonne und warf ein schwefelgelbes, unheimliches Licht auf den mächtigen Berg, von dem ein Nebelgebilde sich langsam und schlank gerade in den Lichtschein erhob, als stünde ein verschleiertes Weib von ihrem weißen Lager auf.

Der Pfarrherr schritt rüstig aus. Er hatte sich den Weg von der Agatha weisen lassen. Der Schnee war hart; auf der schmalen Straße, die fast nur Saumweg war, war eine noch schmälere Spur getreten. Seit der Schlitten ihn, den Pfarrherrn, nach Anderhalden geführt hatte, war hier keiner mehr gefahren. Aber der schwere Holzschuh des Bauers schaffte eine starke Spur; so fand der Hochwürdige eine Bahn. Als er die Wegwindung erreicht hatte, wo ihm der Bub vom Laui-Eck begegnet war, trat er an den Rand der Straße, sah sich nach dem jenseitigen Weg um und suchte in der Tiefe den Steg. Er sah, wie zwei frischgeschlagene Tannen über den um diese Zeit wasserarmen Bach gelegt waren; ein Brett lag zwischen ihnen. Es war eine schwindlige Brücke. Er begann vorsichtig den Abstieg über die steile Halde dem Bache zu; einzelne Tritte im hohen knirschenden Schnee waren ihm Wegweiser und Stütze zugleich. So erreichte

er den Steg und überschritt auch diesen; er zitterte und schwankte, und unter ihm schoß das Wasser vorbei. Als er auf dem jenseitigen Ufer stand, hielt der Pfarrherr inne. Wieder sah er die Fußspur im Schnee; sie führte steil hinan, und wenn das Auge sie suchte, schmerzte es; denn der Schnee blendete, obwohl keine Sonne war. Darnach wölbte sich die Lehne in mächtiger, schimmernder Breite. Aber je höher er ansteigend kam, desto schärfer traf ihn der vom Winde gejagte körnige Schnee, traf ihm das Gesicht gleich Peitschenschlägen, und manchmal rang er mit dem Winde, daß er ihn nicht werfe. Als er hoch genug gestiegen war, um Ausblick halten zu können, blieb er wiederum stehen und zog den Mantel enger um sich. Dann ließ er die Blicke in die Runde gehen. Jenseits sah er Anderhalden stehen, über allem die Kirche, seine leuchtende, auf die er stolz war, so kurz er sie erst besaß. Mußte sie dem Bauer vom Laui-Eck nicht ins Gewissen leuchten! Als er dieses und seines Wegzieles gedachte, hob er an nach seiner Hütte zu forschen. Ein Dach, das wie mit frischem Holze verschlagen über den Schnee herniederschaute, hielt seine Blicke fest. Er stieg höher hinan. Da sah er eine große dunkle Hütte einsam auf einer Rippe des Berges stehen. Diesseits und jenseits dieser Erhöhung waren tiefe breite Einschnitte, die wie die Bette gewaltiger Ströme waren. Ob diesen war der hohe Berg bis an seine höchsten Spitzen kahl und unbewaldet; aber die Rippe trug über sich gleich einer düstern Braue einen schönen, dunkeln, starken Wald. Der mochte die einsame Hütte schützen, wenn zur warmen

Föhnzeit und im Frühling die Lawinen durch die Täler brachen. Dennoch schien es, als hätten die Schneestürze zu beiden Seiten des Waldes gefressen. Einzelne Stümpfe und der Spitzen beraubte Stämme ragten dort in die Luft. Ob der Laui-Eck-Bauer für immer sicher war? Eineweg war es ein unfreudiges Hausen, während der Tod zur Linken und zur Rechten auf Bergen Schnees zu Tale ritt. „Er versucht Gott," regte sich der Priester in dem Pfarrherrn, während er sich anschickte, in den einen der Einschnitte hinabzusteigen.

Als er die jenseitige Steigung überwunden hatte, sah er, daß Menschen vor der Hütte des Indergand waren, und Axtschläge hallten ihm entgegen. Er ging mit leicht ermüdeten Schritten darauf zu und gewahrte näher kommend einen Mann und einen jungen Burschen, die die Äxte handhabten, während eine Anzahl Kinder sich in ihrer Nähe herumtrieben, das geschlagene Holz zusammenlasen, solches auf Traggabeln luden und in die Hütte schafften. Diese war ein fester Bau; ihre Wände waren grauschwarz, ihre bleigefaßten Scheiben trüb. Das Dach war aus weißschimmernden Brettern und Schindeln neu gefügt und stach sonderbar von dem dunkeln Untergerüst ab. Eine kurze, halb zerfallene Steintreppe führte zu der rauchgeschwärzten Tür hinan. Auf der Treppe stand ein Knabe, der wies mit der Hand nach dem Ankömmling hinüber. Da ließen die beiden Arbeitenden die Äxte sinken und schauten ihm entgegen. Der Pfarrherr konnte hören, wie der Bursche dem Bauer ein hastiges Wort zuwarf. Dieser wendete sich zur Arbeit zurück; auch der

Bub griff wieder zum Beil. Der Pfarrherr kannte den letztern; es war der, den die Agatha Albin genannt hatte. Er stieg bis dicht an die beiden heran; sie achteten seiner nicht. Nur die Kinder gafften ihn mit großen Augen an, und die älteren stießen sich mit den Ellbogen und kicherten spöttisch, während er grüßte und umsonst auf eine Erwiderung seines Grußes wartete. Er richtete den Blick auf den Indergand. Der hatte eine lange und hagere Gestalt, so als sei sein Körper aus lauter Sehnen gebildet. Seine Kleidung war schlecht und zertragen; dürre dunkle Arme schauten aus dem rohlinnigen Hemde; wenn sie zuschlugen, schienen sie eins mit Eisen und Stiel des Beils an Härte. Sein Kopf war unbedeckt; der Wind fuhr ihm durch das spärliche, leicht gewellte schwarze Haar; sein Gesicht war braun und furchig und hager wie sein Leib.

„Grüß Euch Gott, Jost Indergand!" sagte der Pfarrherr ganz laut. Da erst stützte sich der Bauer auf seine schwere Axt und wandte das Gesicht halb dem Gaste zu. Der Pfarrherr sah, daß es dem des Jungen ähnlich war. Die Züge hatten denselben kühnen Schnitt; aber um den dünnlippigen Mund spielte ein Ausdruck der Verschlagenheit. Das Gesicht war bartlos; schwere Brauen liefen über die Stirn; darunter glühten graue böse Augen; der Priester hatte nie einen solchen Blick gesehen. Er war scharf und frech, klug und finster zugleich; jetzt leuchtete er wie in plötzlicher Wildheit auf und jetzt wieder sank sein Feuer nach innen, und er schien aus dem Innersten der Augenhöhlen wie das Raubtier aus dem Bau zu lauern.

„Tag," gab der Bauer kurz den Gruß zurück und wandte sich zögernd dem Pfarrherrn völlig zu, als sollte ihm deutlich werden, daß sein Besuch nicht willkommen sei.

„Ich bin der neue Pfarrer," sagte der Geistliche ruhig.

„Habt Ihr Euch verirrt?" gab der andere zurück und beugte sich schon wieder nach einem Holzstück.

„Wenn Ihr nicht zu mir kommt, muß ich zu Euch kommen," sagte der Pfarrer.

„Da seid Ihr an den Unrechten gekommen. Ich brauche keinen Besuch."

Als wüßte er den andern damit wohl genug beschieden, hob der Bauer das Beil wieder und spaltete mit einem Schlage das ergriffene Holzstück.

„Ich habe mit Euch zu reden," sagte der Pfarrer still und fest.

Der Jost wand sich wie unter einem Zwang. „Ja, was wollt Ihr denn?" fragte er barsch.

„Wollen wir nicht ins Haus gehen?"

Eine Blutwelle huschte über des Bauern Gesicht. Er schien ein ungestümes Wort auf der Zunge zu haben; auch war seine Haltung fast drohend. Aber dann besann er sich. Er stieg plötzlich die Treppe hinauf, unbekümmert ob der Pfarrherr folge. Der stand hinter ihm, als er in eine niedere und düstere Stube trat. Wohl war sie geräumig und hatte vier Fenster, die einen weiten Ausblick boten, fast wie der, den der Pfarrherr von seinem Kirchhügel genoß; aber die Scheiben waren halbblind, Boden, Wände und Dielen waren unsauber, eine schlimme Luft herrschte in dem Raume. Staub und Schmutz hafteten

an dem Tisch, den Bänken und Stabellen, die die Stube füllten. An der Wand, halb verdeckt von dem dunkeln Steinofen, hingen zwei Gewehre.

„Was ist?" fragte der Bauer. Er war an den Tisch getreten und tat die Frage über seine Achsel zurück.

„Ich bin gekommen, nach Eurem kranken Weib zu sehen," sagte der Pfarrherr.

Die Kinder waren hinter ihm hereingedrungen und drängten sich an ihm vorbei, um ihn aufs neue zu bestaunen. Nur der Albin war draußen geblieben.

„Mein Weib? Die braucht Euch nicht. Geht, wo Ihr hergekommen seid!" brummte der Bauer finster. „Und woher wißt Ihr, daß sie krank ist?" Dies frug er in aufglimmendem Zorne.

„Ich weiß es," sagte der Pfarrherr überlegen und einfach. „Und es ist meine Pflicht, nach ihr zu sehen."

„In meinem Hause habt Ihr keine Pflicht! Wenn Ihr nichts anderes wollt, hättet Ihr mich nicht von der Arbeit wegzuholen gebraucht."

Der Geistliche richtete sich auf. Sein Blick belebte sich und erhielt eine große Macht. „Seid nicht widersetzlich, Indergand, als hättet Ihr etwas zu verbergen! Ihr dürft den Pfarrer nicht von einer Kranken zurückhalten, die vielleicht auf ihrem letzten Lager liegt."

Es war, als duckte sich der andere unter der Rede. Er sah den Pfarrer von unten herauf an. „Ihr habt recht," murrte er; „mit euch Pfaffen ist nicht gut streiten. Und warum soll ich Euch das Weib nicht zeigen? — Da!"

Er war plötzlich auf eine Tür zugeschritten, die den Fenstern gegenüber lag. Die stieß er auf.

„Da," sagte er noch einmal; „jetzt könnt Ihr mit ihr reden."

Er verzog den Mund, als wollte er lachen. Der Pfarrer war in die Nebenstube getreten; aber es bedurfte seiner ganzen Willenskraft, daß er nicht entfloh. Die Luft darinnen war zum Ersticken. Als seine Augen sich an das düstere Licht des Raumes gewöhnt hatten, sah er auf einem Strohlager in einer Ecke ein Weib mit langem wirrem Haar und nur halb bekleidet kauern. Das dunkle Haar war feucht und hing in Strähnen auf die eine Schulter und über das halbe Gesicht. Es währte eine ganze Weile, ehe die Kauernde zu bemerken schien, daß jemand in der Stube war. Dann wandte sie das Gesicht ein wenig und schaute mit blöden Augen auf den Pfarrherrn. Sie lachte, hob eine hagere, unsaubere Hand und strich sich mit einer schmeichelnden Bewegung über das schmale Gesicht. Ein Stammeln kam von ihr; aber ihre lachenden Lippen vermochten kein Wort zu formen.

„Redet mit ihr," sagte der Bauer im Rücken des Pfarrherrn.

Der wendete sich ihm plötzlich zu. „Was habt Ihr aus der Frau gemacht?"

„Ich?" Des Josten Mund war wie in Wut verzerrt. „Fragt Euren Herrgott, was er aus ihr gemacht hat!"

Der Pfarrherr trat einen Schritt nach der Tür. Es verlangte ihn, den Bauern zur Rede zu stellen, als müßte dieser Schuld am Verkommen seines Weibes haben. Da

kam ihm der Jost zuvor. „An einem Morgen," sagte er, „war sie gesund wie Ihr und ich. Ich bin von ihr fortgegangen zu Berg und habe beim Abschied mit ihr geredet, wie ich jetzt mit Euch rede. Als ich am Abend zurückkam, fand ich sie am Leibe lahm; der Schlag hatte sie getroffen. Glaubt Ihr es oder nicht?"

„Es mag wohl so sein," sagte der Pfarrherr.

„Sonst könnt Ihr den Albin fragen, meinen Buben; der ist bei ihr gewesen und kann Euch erzählen, wie es zugegangen ist."

Der Bauer stieß die Worte heraus, gleich einem, der in Ketten liegt und einem Peiniger Rede steht. Den Pfarrherrn wollte Mitleid überkommen. „Ich glaube Euch," sagte er, „aber —"

„So fragt die Leute nicht aus, als ob sie ein Verbrechen auf dem Gewissen hätten!" trotzte der Jost.

Sie waren in die Stube zurückgetreten.

„Wer besorgt Euch die Frau?" fragte der Pfarrherr wieder.

„Sind wir unser nicht genug?"

„Habt Ihr eine Magd im Hause?"

„Wozu? Ich bin kein Herr und vermag keine Magd zu halten."

„Das kann nicht so fortgehen; die Frau hat keine Pflege."

Der Jost wurde ungeduldig und langsam färbte sich sein Gesicht. „Was schert das Euch!" fuhr er auf. „Beim Teufel, seid Ihr Meister hier? — Geht Eurer Wege und laßt die in Ruhe, die nichts von Euch haben wollen!"

„Versteht mich recht," sagte der Pfarrherr und suchte des andern Hand zu fassen; „ich meine es gut mit Euch und Eurem Weibe. Schafft Euch eine Magd an. Was einem Weibe nottut, weiß doch nur ein Weib."

„Das ist meine Sache!" brummte der Bauer in sich hinein. „Da hat niemand darein zu reden."

Da erst, als er sah, daß kein Reden nützte, wandte sich der Pfarrherr dem Ausgange zu. „Behüt' Gott," sagte er. „Wenn Ihr mich dennoch einmal brauchen solltet, so ruft mich. Vielleicht ist Euch einmal lieb zu wissen, daß ich komme."

Der Jost verharrte in Schweigen. Erst als jener die Türe hinter sich schließen wollte, rief er ihm mit vor Zorn und Hohn zitternder Stimme nach: „Habt Ihr jetzt herausspioniert, was Ihr habt wissen wollen?"

Der Pfarrherr wandte sich nicht zurück. Er hatte den Mantel wieder fester um sich geschlagen und trat den Heimweg an. Als er vom Hause hinwegschritt, tönten die Stimmen der Knaben hinter ihm, die ihn höhnten und verlachten. Der Albin war nicht unter ihnen; sein Beil lehnte am Block; er arbeitete nicht mehr.

Der Pfarrherr begann den Abstieg. Seine Stirn war umdüstert; er hatte das erste trübe Bild in seiner Gemeinde gesehen, und es war ihm, als sei nicht mehr die ganze sein. Auf dem Laui-Eck war kein Grund für seine Saat! Als er aus seinen Gedanken gerissen wurde, weil der Weg ihn zwang, auf seine Schritte zu achten, gewahrte er, daß eine Schaufel die schmale Spur gebessert hatte, die er in den harten Schnee getreten. Er

verwunderte sich. Diese Bauern besserten die Wege nicht aus für ihre eigenen Füße! Während er in das Lawinental hinabstieg, blickte er nach dem Albin aus. Plötzlich jenseits der Schrunse kam er über diesen, der emsig Scholle um Scholle ausstach, hier eine Wehe durchschnitt und dort ein Loch füllte. Er war so ganz bei seiner Arbeit, daß der Pfarrherr ungesehen bis in seine nächste Nähe kam. Da erst blickte der Bub auf, mit leise gerötetem Gesicht und demselben dunkeln Blick, den er schon einmal auf des Pfarrers Gesicht gerichtet hatte.

„Gott grüß' dich!" sagte der Priester.

Der Bub trat zur Seite; es war eine stumme Aufforderung, daß der Pfarrer vorübergehe. Dieser aber blieb stehen und sah ihm tief in die Augen. „Willst du mir meinen Gruß nicht zurückgeben?" fragte er.

„Tag!" kam ihm da zögernd und mit trotziger Scheu der Bescheid.

„Für wen besserst du den Weg aus?" fragte der Pfarrherr.

Die Augen des Albin blitzten, und seine Gestalt streckte sich. „Weil es mir Freude macht," sagte er kurz und stach die Schaufel in den Schnee.

„Albin," sagte leise mahnend der Pfarrherr. Seine Stimme hatte ein weiches Metall und bewirkte, daß der Bub abermals die Hände ruhen ließ und die Augen zu ihm erhob. Da trat der Priester dicht an den Knaben heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihn an. „Du hast den Weg für mich gebessert," sagte er; „nicht wahr, Albin?"

Der Wind fuhr noch immer über die Halde. Er machte den Mantel des Priesters flattern und rührte die dunkeln Locken, die unter der Schneekappe hervor auf des Albin Stirne quollen. Der blitzte den Pfarrherrn mit einem seltsamen Blick an. „Ja," sagte er; „ich wollte Euch den Weg leichter machen."

„Ich danke dir, Bub," sagte der Geistliche. Dann, während er die Hände von des Knaben Schultern nahm: „Willst du nicht einmal zu mir kommen, Albin?"

„Nein!" das klang weder schroff noch gehässig, aber gerade und fest.

„Warum nicht?"

„Was sollte ich bei Euch tun? Ich gehe nicht in die Kirche; der Vater will es nicht."

„Aber du kämest, wenn er dich ließe?"

„Nein! Ich mag in keine Häuser gehen; ich bin lieber im Freien." Er tat einen tiefen Atemzug, als wäre ihm Luft vonnöten.

Der Pfarrherr neigte sich näher zu ihm: „Aber, wenn du einen brauchst, der es gut mit dir meint, vergiß nicht, daß du zu mir kommen sollst."

Der Bub schwieg.

„Hast du mich gehört, Albin?" mahnte der Pfarrherr.

„Ja," sagte er da, fast unhörbar und stach die Schaufel spielend in den Schnee.

„So behüt' dich Gott!"

„Ade," gab der Albin zurück und legte die Rechte willig in die Hand des Pfarrers, die dieser ihm hinbot. Dann stieg der Hochwürdige bergab. Er verschwand in

der Tiefe und machte, vom Wind gestoßen und zerzaust, seinen mühsamen Weg. Als er jenseits die Straße von Anderhalden erreichte, hielt er inne und sah sich nach dem Knaben um. Er sah ihn aufrecht und die Augen wider den Wind schützend stehen und nach ihm hinunterspähen. Aber sobald er sah, wie ihre Blicke sich begegneten, wendete sich der Knabe ab.

Viertes Kapitel.

Johann Karl zum Brunnen, der Präses, stand zu Häupten des langen und schweren Eßtisches in seiner Wohnstube und hielt ein ledergebundenes Andachtsbuch auf seiner Linken; die Rechte hatte er wie in Ehrfurcht auf das aufgeschlagene Blatt gelegt. Er las mit lauter und klarer Stimme die Worte, wie sie sich nach althergebrachter Ordnung für den Tag fügten, denn jeden Tag leitete der Präses durch das Lesen eines Gebetes ein. Neben ihm standen Weib und Kind, und Knechte und Mägde schlossen sich rings um den Tisch. Die Augen der Knechte und Mägde waren andächtiger als ihre Ohren; denn was der Präses las, ging zumeist rasch an ihren Ohren vorüber, während ihre Augen in dieser Frühstunde immer wieder den Mann bestaunten, der mehr wußte und konnte als sie und die meisten im Dorf; die Kunst des Lesens war unter den Bauern noch kaum sehr verbreitet.

Die Stube war niedrig, aber breit und schaute mit vier dicht nebeneinander gebrochenen Fenstern auf die Straße. Der Kopf des Präses berührte mit dem dunkeln Haar die sauber gefügte Diele. Wie diese waren die Wände vertäfelt, und Schränke in Menge waren in die letzteren eingelassen, wo sie fensterlos waren. Im Hintergrunde, neben der Türe, zeigte die Wand eine Nische; in der stand auf Brettern sauberes Zinngeschirr, Krüge, Becher und Teller, wohl geordnet. Das Gerät der Stube war von festem und dunklem Holz, reicher verziert, als man es sonst in Bauernstuben traf, und der Kachelofen stammte aus eines tüchtigen Meisters Werkstätte.

Als der Präses zu Ende gelesen hatte, ließ er sich am Tische nieder; das Geräusch gerückter Stabellen erfüllte die Stube; dann machten sich Herr und Gesinde über die Milch, die in großen hölzernen Näpfen einem jeden hergerichtet war, schnitten das Brot und brachen den Käse, den die Sennen aus den Mattener Hochalpen im Herbst ins Dorf brachten. Währenddessen wurde wenig geredet; nur unter dem Gesinde ging zuweilen ein halblautes Gespräch, und einmal tat die Hanna, des Präses Weib, eine Frage an diesen. Sie war eine stattliche Frau, behäbigen Wuchses mit einem offenen und einnehmenden Gesicht und freundlichen Augen. Ihre Art war kurz und sicher und ließ erraten, daß sie barsche wie gute Worte zu geeigneter Stunde zu finden wisse. Sie hatte blondes, schlicht am Kopfe zurückgestrichenes Haar und eine kluge Stirn. Ihre Hände waren arbeitshart wie die der geringsten Magd. Von allen war sie

die einzige, die vor dem Präses kein überbescheidenes oder unterwürfiges Wesen hatte. Sie schien ihm sowohl Freundin wie Weib, sowohl Stütze und Helferin als Genossin zu sein, und ihr Ton war ihm gegenüber frei von jener fast ehrfürchtigen Unterordnung, wie sie in der Art vieler Frauen liegt, deren Männer über ihr eigenes Maß hinausreichen.

Der Präses ließ die Mahlzeit zu Ende gehen; dann, während einer der Knechte nach dem andern sich vom Tisch erhob, gab er jedem seine Weisung und teilte ihm sein Tagewerk zu. Des Präses Tagewerk war nicht klein, und er bedurfte vieler Hände, es zu schaffen. Ihm standen an die zwanzig Pferde im Stall, und in dem Hausteile, der zur Linken der Straße stand, war das ganze Erdgeschoß mit Waren gefüllt. Die kamen aus dem Tal und waren für die Ursener und Liviner oder für die Welschen bis nach Mailand hinab bestimmt. Der Saumdienst über den Gotthard kam immer mehr in Schwung, und ein so gefährlich und mühselig Gewerbe er war für Mann wie für Roß, so manchen Säumerzug des Wetters Unbill im Winter hemmte oder die Lawinen begruben, er zahlte sich doch, und des Präses Truhen waren voll. Auch heute hatte er Arbeit für alle Kräfte, und es währte nicht lange, bis sich die Stube geleert hatte und nur er mit seinem Weibe und seinem einzigen Kinde zurückblieb. Er erhob sich und trat ans Fenster. Eine Weile sah er in die Straße hinab, wo sich die Knechte umtaten.

„Du hast viele Rosse aus dieser Tage her,“ sagte die Bäuerin.

Der Präses sah nach dem Himmel: „Je mehr von der Last, die im Lagerraum liegt, über den Berg ist, bevor es Frühling wird, desto besser. Ich sollte wohl selber mit hinüber; aber bis der Pfarrherr heimisch ist, will ich nicht gehen; es muß doch einer sein, der ihm rät und ihn unter das Volk bringt."

„Was hältst du von ihm? Er scheint ein rechter Mann."

„Ein sehr rechter Mann," sagte der Präses. „Vielleicht," fügte er, wie sich erinnernd, hinzu, „daß er heute herüberkommt. Er sprach davon."

Als er dies gesagt hatte, hob das Kind, das vom Mahle hinweg sich an eine Nadelarbeit gemacht hatte, den blonden Kopf und sah mit lächelndem Gesicht zu ihm empor.

„Da kannst du Freundschaft mit ihm machen, Heinrike," sagte der Präses und gab dem Kind das Lächeln zurück. Dabei schien ihm das liebliche Gesichtlein das Herz zu rühren, denn er trat zu dem Mädchen, strich ihm liebkosend durch das weiche, volle Haar, das am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden war, und nahm die Hand nicht von dem Haupte der Zehnjährigen, während er mit seinem Weibe weiter von dem und jenem redete. Aber nach wenigen Minuten, während der Lärm der Arbeit von der Straße und dem Hausplatze herauf scholl, wandte er sich nach der Tür und ging hinaus. Auch sein Weib verließ darauf die Stube und Heinrike, das Kind, blieb allein auf seinem Stuhle zurück. Sie zog ihn zum Fenster und ließ, während sie eifrig weiter stichelte, zuweilen den

Blick nach den Knechten vor dem Hause gehen. So saß sie; der helle Morgenschein leuchtete über den Spitzlibergen auf und ein leiser Glanz fiel in die Stube und machte des Mädchens hellen Scheitel leuchten. Sie hatte ein schmales, doch wohlgeformtes Gesicht mit weichen, apfelblustfarbenen Wangen, hatte die schöne kluge Stirn von der Mutter geerbt und vom Vater den festen Mund. Das Kinn war weich gebogen, doch nicht weichlich, und die kleine Nase fügte sich wohl zwischen die ernsten, blonden Brauen, die über den blauen Augen ebenmäßig hingezeichnet waren.

Heinrike saß Stunden hindurch des Morgens an ihrem Platze. Vater und Mutter kamen und gingen. Immer gingen dabei freundliche Worte zwischen ihnen und zeigten, wie in des Präses Haus ein seltener Friede war. Als einmal wieder das Mädchen allein war, wurde gepocht an die Eichentür der Stube, und als es „Herein" gesagt hatte, trat der Pfarrherr in die Stube. Das Mädchen wurde rot und erhob sich. Es sah den Pfarrer mit scheuer Freundlichkeit an, und als er näher trat und ihm mit einem „Grüß' dich Gott" die Hand hinbot, drückte es ehrerbietig die Lippen darauf.

„Bist du die Heinrike?" fragte der Pfarrherr.

Als sie bejahte, reichte er ihr die Hand noch einmal und sagte: „Du hast mir zum Einzug deine einzige Blume geschenkt; ich danke dir."

Sie errötete tiefer und fand nicht gleich Worte. Dann aber zog sie eine Stabelle vom Tisch und bat: „Setzet Euch, Herr!" Und als er ihr Folge geleistet, sagte sie:

„Ich will den Vater rufen.“ Damit ging sie aus der Stube.

Derweilen kam die Frau des Präses, die der Zufall hereinführte. Sie reichte dem Pfarrherrn die Hand und ließ sich bei ihm nieder. Sie begannen davon zu reden, wie er sich in seine Gemeinde finde. Bald darnach kam die Heinrike mit dem Bescheide zurück, daß der Vater binnen kurzem kommen werde. Da lenkte der Pfarrherr das Gespräch auf den Präses und sprach davon, wie er über die Macht und den Einfluß staune, deren er augenscheinlich im Dorfe genieße. Er erfuhr dabei bald, daß er dem Weibe einen lieben Gesprächsstoff gegeben, denn ohne die Eigenschaften ihres Mannes übermaßen zu rühmen, erzählte sie, während ihre Augen heller glänzten, von vielem, was der Präses für die Gemeinde getan und erreicht habe, wie er gerecht sei und streng gegen die, die Strenge verdienten, und doch wiederum von großer Güte und Barmherzigkeit, wenn sich ihm Bedürftige nahten oder ihm nur bekannt würden. Sie wußte auch zu erzählen, daß des Präses Vater noch die Ziegen der Gemeinde Anderhalden gehütet habe und ein blutarmer Bub gewesen sei. Der Präses und Ratsherr Johann Karl zum Brunnen sei alles durch sich selbst geworden und genieße auch wohl darum beim Volke so viel Einfluß, weil sie ihn hätten aus ihren Reihen hervorgehen sehen, wie sich im Kriege der Tapfere aus den Gliedern des Heeres löst und der vorderste Kämpfer wird.

„Sehet, Herr,“ schloß sie, indem sie nach einem der Schränke ging, dem Pfarrherrn einen Trunk zu holen,

„sehet, ich kann nur sagen, daß es der Herrgott gut mit mir gemeint und mir ein gar zufriedenes Los an dieses Mannes Seite beschieden hat." Sie hatte sich bei den letzten Worten umgewandt und stand, das kluge und angenehme Gesicht voll dem Pfarrherrn zugewendet. Die Zufriedenheit leuchtete ihr aus den Augen, und der Pfarrherr gestand sich, daß sie die Gefährtin sei, wie er sie sich einzig an die Seite des Bauern habe denken können und gedacht habe. Als dann zufällig sein Auge auf das fromme Gesichtlein der Heinrike fiel, sah er es wie in Begeisterung erglühen; die klaren Augen aber hatten sich dem Kinde mit freudigen Tränen gefüllt, so hohen Anteil nahm es an dem Lobe, das zu des Vaters Gunsten aus der Mutter Munde kam.

Eben als die Bäuerin dem Pfarrherrn ein Glas mit weißem Wein gefüllt hatte, trat der Präses herein. Er begrüßte den Gast schon unter der Tür mit einem lauten „Tag, Pfarrherr!" Dann traten die beiden Männer auf einander zu und schüttelten sich die Hand. Die Heinrike trat an des Vaters Seite und legte den Arm um ihn, und während dieser mit dem Pfarrherrn sich unterhielt, ruhte seine Linke auf dem Haupte seines Kindes.

Die Unterhaltung dauerte nicht allzulange; der Pfarrherr meinte, daß er nur gekommen sei, auch mit seinem, des Präses, Weib und Kind Freundschaft zu schließen, und tat die Absicht kund, an diesem Morgen noch den Wildhüter und Bannwart Gedeon Walker aufzusuchen, von dem ihm als ihrem Schwager seine Magd schon vieles zu berichten gewußt habe.

So verließ er nach einigem weiteren Hin- und Herreden die Stube, herzlich verabschiedet vom Präses und seinem Weibe.

Am Abend dieses Tages fügte der Pfarrherr seinem Tagebuch ein Urteil über den Präses bei, das in manchem ergänzte, was er vor Tagen von ihm niedergeschrieben hatte. Es lautete: „Es ist, wie ich sagte, ich habe in diesem Präses einen seltenen Mann gefunden. Seit ich ihn in seinem eigenen Hause gesehen und die von ihm habe reden hören, die immer um ihn sind, kann ich nicht mehr zweifeln, daß er in dem starken und fast ehrfurchtgebietenden Körper eine ebenso starke und edle Seele trägt. Und ich sehe es kommen, daß ich auf seine Freundschaft so stolz sein werde wie alle, die ihn kennen. Dennoch muß ich lächeln über dieses Präses einzigartige Stellung. Er ist nicht Präses hier, und nenne ich ihn König, so nenne ich ihn auch dann nicht beim rechten Namen. Ich will ihn den Gemeindepapst nennen; so fasse ich in einem Wort am besten seine Unfehlbarkeit, auf die seine engere Sippe wie ganz Anderhalden schwört."

Viele Stunden aber, bevor solches niedergeschrieben wurde, und sobald er an dem Morgen des Präses Haus verlassen hatte, war der Pfarrherr durch das Dorf und nach des Wildhüters Hütte geschritten. Es ging nahe an die Mittagszeit, die Stunde, zu der er nach der Agatha Aussage den fleißigen und vielbeschäftigten Mann am ehesten in seiner Hütte antreffen würde. Wirklich kam, als er die schmale Gasse hinaufschritt, die sich in steilem Anstiege zum Weg nach dem Mattental fortsetzte, an die

letzte braune Holzhütte mit ihm zur gleichen Zeit ein noch junger, aufrechter Mann geschritten, der nur in Hose und offener Weste ging und über die Schulter die schwere Reistaxt und ein Seil trug. Steighölzer hingen ihm am Gürtel, und daneben sah der Pfarrherr den Eisenstempel hangen, mit dem der Bannwart das Gemeindezeichen in gefälltes Holz oder zu schlagende Bäume schlägt. Auf vollem blondem Haare trug der Holzer einen verfärbten und hart mitgenommenen Filz; aus dem offenen Hemde schaute ihm der sehnige, sonnengebräunte Hals. In dem ebenso braunen Gesichte stand der leichte blonde Schnurrbart fast weiß. Die Stirn war voller Furchen, wie sie in Witterunbill und bei schwerem, gefährlichem Handwerk früh sich bilden. Die Augen blickten scharf und offen und hatten jenen blitzenden Schein, wie die blicken sollen, die redliche und mutige Hüter des Gesetzes sind. Die Wangen waren hager, fast eingefallen, wie auch der Leib wohl sehnig, aber von den Kleidern umhangen war, als fehle es dem Hüter an Nahrung.

Als die beiden Männer an der Treppe der Hütte zusammentrafen, nahm der Holzer den Hut ab, behielt ihn bescheiden in der Hand und sagte: „Grüß' Euch Gott, Pfarrherr!“

„Ihr seid der Gedeon Walker,“ erwiderte der Priester lächelnd und drückte die Hand des andern, die sich wie das harte Holz anrührte, das sie schlug. „Ihr kommt wohl hungrig genug an Euren Herd und könntet eines Gastes entbehren,“ fuhr er dann heiter fort. „Aber Ihr sollt Euch an Eurem Mahle nicht hindern lassen, und

ich will nur Euch und Eurem Weibe den neuen Pfarrer zeigen, von dem Eure Schwägerin, die Agatha, meint, daß Ihr ihn nicht ungern bei Euch sähet."

Der Walker hatte einen Ausdruck warmer Freude in seinen stillen Zügen und hieß den Pfarrherrn ihm voran die Treppe hinansteigen. Sie traten mit einander in die bescheidene Hütte, die eine Stube auf der Seite hatte, wo sich der weiße glänzende Hang den Berg hinanzog. Die Stube war vom Schneelicht hell und bot den zwei Männern ein um so freundlicheres Willkommen, als bei ihrem Eintritt zwei helle Stimmlein ein „Tag, Vater!" hervorjubelten, um gleich darnach scheu zu schweigen, als statt des Vaters des Pfarrherrn Gestalt zuerst über die Schwelle trat. Die Stube war sauber, aber ärmlich; sie enthielt an Hausrat, was jedes Bauern Stube enthält: die an allen Wänden hinlaufenden Bänke, ein paar Stabellen, einen großen, viereckigen tannenen Tisch, eine Truhe und den schweren Granitofen. Die kleinen viereckigen Fenster hatten Holzrahmen; wo einzelne Scheibchen ausgebrochen waren, mußte Papier helfen, der Zugluft wehren.

Der Walker hieß den Pfarrer sich setzen und schob seine Knaben, von denen der eine vier, der andere zwei Jahre zählte, von sich ab und nach ihm hin. „Gebt dem Pfarrherrn die Hand, ihr scheues Volk!" sagte er, und die Liebe, mit der er an seinem Nachwuchs hing, leuchtete ihm aus den Augen. In diesem Augenblick und während die Kinder mit Widerstreben des Vaters Geheiß erfüllten, trat die Walkerin herein. Sie war ein schmächtiges junges

Weib, von zarten, fast kränklichen Zügen. Als sie des Pfarrherrn ansichtig wurde, stieg ihr das Blut in die weißen Wangen, und sie strich sich verlegen über die am Herd unrein gewordene Schürze und ihr dunkles Alltagsgewand.

„Ihr seid es, Herr?“ sagte sie mit einer stillen Stimme, die wie mit einer leichten Heiserkeit belegt erschien. Darauf kam sie näher, dem Pfarrherrn die Hand zu bieten. Als sie zwischen diesem und ihrem Mann ein Gespräch aufkommen sah, setzte sie sich auf eine nahe Stabelle und legte die Hände in den Schoß. Die beiden Kinder kamen und schmiegten sich an sie. Sie waren kecker geworden, neckten sich und spielten und spähten nach dem Pfarrherrn hinüber; und wenn er ihnen sein freundliches Antlitz zuwendete, bargen sie laut auflachend das Gesicht in der Mutter Schoß. Diese wehrte ihnen, wenn sie zu laut werden wollten; aber auch in ihren braunen Augen, die denen ihrer Schwester, der Agatha, glichen, schimmerte der Stolz über ihre Kinder. Von diesen hatte das ältere braunes Haar und die hellen, arglosen Augen der Mutter; das jüngere war ein Blondkopf und seine Augen waren von dunkelm Blau.

Der Pfarrherr und der Walker führten eifrig Rede und Gegenrede. Sie hatten von den Amtsbeschwerden des Bannwarts gesprochen und davon, daß Stürme, Lawinen und die Axt allzusehr die Wälder rodeten. Jetzt wandte sich ihr Gespräch dem zweiten Berufe des Walker zu, und als der Pfarrherr sich mitten im Reden unterbrach und meinte, daß er wohl zu lange verweile und

sie vom wohlverdienten Mahle abhalte, da wurde des Walker Miene plötzlich ernst und er sagte, während er einen Seufzer verschluckte: „Wenn Ihr doch glauben wollt, Pfarrherr, wie wir Euch Dank wissen, daß Ihr gekommen seid! Unsereins ist arm und hat weder habliche Verwandtschaft noch eine große Freundschaft. Der Pfarrherr ist der einzige, an den man sich in der Not zu wenden traute, und darum ist mir leichter zu Mut, da ich Euch nun kenne. Ihr — Ihr würdet die Frau und die zwei Buben nicht verlassen, wenn mir einmal etwas geschähe."

Er hatte mit einer unsicheren Stimme gesprochen, als bedrücke ihn ein geheimer Kummer. Die Frau hatte feuchte Augen, aber sie sagte mutig: „Rede nicht so, Mann! Sehet, so ist er, Pfarrherr! Seit einiger Zeit steckt ihm der Kopf voll trüber Gedanken."

„Ihr habt freilich weder ein leichtes noch ein ungefährliches Gewerbe," sagte der Pfarrherr; „aber am Ende ist Gott am Gemsgrat so gut wie hier in Eurer Stube."

„Ja, ja, Ihr habt schon recht, Pfarrherr," lenkte der andere ein und richtete sich auf, als schämte er sich einer Schwäche. „Es hat einer nur," fuhr er halb für sich fort, „manchmal seine Gedanken, die wie Ahnungen sind und die sich nicht so leicht verscheuchen lassen."

„Ich habe ihn gebeten, daß er sein Amt niederlege," sagte die Frau. Sie fuhr sich mit der hageren Hand über das braune Haar. Es war eine ungewollte, fast hilflose Bewegung; es war ihr anzusehen, daß die Rede

des Mannes jetzt in ihr nachhallte und ihr Mut sich jäh in Angst gewandelt hatte.

„Sei still, Mine," sagte der Walker; „du willst, was ich nicht kann. Wovon sollten wir leben?"

„Redet ihm zu, Pfarrherr! Er kann Taglohnarbeit tun. Lieber kargen Dienst und Ruhe im Herzen, als den schönen Lohn und die ewige Unruhe."

„Er hat einen Feind im Dorf," fuhr sie, zum Pfarrherrn gewendet, hastiger fort. „Der hat ihm schon mehr als einmal den Tod angedroht! Und es ist einer, der sein Wort wahr machen könnte. Ja, und wie leicht kann einer da oben an den Gletschern und in den Schrunden verloren gehen, daß nachher keiner sagen kann, wo er hingekommen ist."

„Ihr meint den Indergand-Jost," sagte der Pfarrherr; „ich weiß es von der Agatha. — Warum verzeigt Ihr ihn nicht, wenn er droht?"

„Verzeigen! Was hülfe es? Dreimal ist er verzeigt worden. Gestern hat ihn der Mann wiederum wegen Holzfrevels auf die Liste nehmen müssen."

Der Pfarrherr sah vor sich nieder. „Ich weiß nicht was ich Euch raten soll. Aber freilich, wenn Ihr Euch fürchten müßt —"

„Fürchten!" Der Walker, der geschwiegen und halb in Gedanken mit den Locken seines jüngsten Knaben gespielt hatte, fuhr plötzlich vom Stuhl auf. Sein Gesicht belebte sich. „Fürchten, Pfarrherr! Eben, weil ich weiß, daß sie mir das nachreden würden, darum bleibe ich, was ich bin; denn fürchten, nein fürchten tu ich mich nicht!"

So rasch die Wallung über ihn gekommen war, so rasch verließ sie ihn. „Es ist nur," sagte er plötzlich dumpf und seine Brust arbeitete mächtig, „es ist nur," — — er hatte auf einmal den Knaben mit beiden Armen ergriffen, hob ihn hoch empor und preßte ihn an seine Brust. Seine Lippen zuckten, seine Augen verschleierten sich. „Ich bin eben ein glücklicher Mensch mit diesen, Pfarrherr," sagte er mit tiefem Atemzuge und ließ das Kind wieder zu Boden.

Seine Erregung war verflogen; er schüttelte sie gleichsam mit dem Scherzwort ganz von sich, das er zu dem Pfarrherrn sagte: „Jetzt aber kommt, Hochwürdiger, wenn Ihr mit uns die Suppe teilen wollt." Er ging dabei an einen Wandschrank und griff ein paar hölzerne Teller und Löffel heraus.

Der Pfarrherr war aufgestanden. „Nein," sagte er lächelnd. „Aber Ihr habt recht, daß Ihr mich mahnt." Und ernster werdend nahm er des Walker und seines Weibes Hände und sagte: „Ihr habt euch lieb, und wo Kinder sind, ist immer viel Licht. Haltet fest zueinander! Alles andere steht bei Gott."

„Kommet bald wieder," sagte der Walker bewegt.

„Wenn euch an mir gelegen ist, gewiß," gab der Pfarrherr zurück. Dabei sahen die beiden Männer einander an, und es war, als blickte des Walkers Auge heller darnach und als hätte er im Gesicht des Priesters das gelesen, was er zu finden gehofft hatte. Darauf schritt der Pfarrherr zur Türe. Die Kinder jubelten hinter ihm, wie sie tun, wenn ein Zwang von ihnen genommen wird.

Aber während er aus der Hüttentür in den Schnee hinaus trat, standen der Walker und sein Weib dicht beieinander unter dem Ausgang, sahen ihm nach und dann sich an, als wollten sie sagen: Er ist einer, wie wir ihn bedürfen.

Fünftes Kapitel.

„Ju-u-hu-hu-hu-!“ Das langgezogene Jauchzen, das Holzer und Wildheuer bei der Arbeit auf irgend einem Berg, von wo ihr Blick das Tal erreicht, verrät, klang laut nach Anderhalden hinab. Der Pfarrherr, der in seiner Stube arbeitend gesessen hatte, erhob sich von seinem Stuhl und öffnete ein Fenster. Das Jauchzen hatte so nah wie ein Gruß von Fenster zu Fenster geklungen. Nun suchte er die Jauchzer auf dem Kirchhügel zuerst und lächelte über sich selber, als gleich darnach der langgezogene Schrei wiederum ertönte, aber so fern und hoch her, als kreischte ein stimmrauhes Engelein vom Himmel. Er schaute sich scharf um, aber er konnte die Rufer nicht finden und wollte eben das Fenster schließen, als die Agatha in die Stube trat.

„Seht Ihr die Wildheuer kommen?“ fragte sie.

„Eben sehe ich nichts,“ gab er lachend zurück.

Da trat sie neben ihn und wies an den Spitzlibergen hoch hinauf nach der Stelle, wo die schwarzen Felsnadeln aus dem Schnee aufragten. „Seht Ihr, wie es gleich einem schwarzen Wurm im Schnee sich bewegt?“

Der Pfarrherr fand das Gesuchte. Es war, wie die Magd sagte: wie ein langer schwarzer Wurm regte es sich da oben. An demselben lösten sich manchmal ein paar Glieder, glitten blitzschnell über eine Schneefläche nieder, und bei jedem Gleiten wiederholte sich der schallende Jubelruf.

„Die fahren über Hänge nieder, wo im Sommer kein Fuß Halt fände,“ sagte die Agatha.

„Sie müssen einen schönen Weg gemacht haben, bis sie da oben gewesen sind,“ meinte der Pfarrherr.

„Ihr hättet bald nach Mitternacht aufstehen müssen, da hättet Ihr ihre Lichter an der Lehne emporklimmen sehen.“

„Ein mühsames Handwerk und gefährlich! Aber denen scheint es Kinderspiel.“

Der Pfarrherr freute sich des ungewohnten Anblicks und der wagehalsigen Sorglosigkeit der Heuer, die selbst aus der Ferne noch auffiel. „Wer mögen sie sein?“ fragte er so halbhin. Die Agatha, als erzürne sie die Frage, faltete die Stirn. „Es wird wohl der vom Laui-Eck sein,“ sagte sie finster. „Der heuet im Herbst da oben.“ —

An den Spitzlibergen arbeitete der Jost Indergand mit seinem ältesten Buben und die Bauern aus dem Weiler. Um zwei Uhr in der Nacht hatten diese im Laui-Eck an die Hüttentür gepocht. Der Albin tat ihnen auf. „So, da wären wir,“ war ihr Gruß. Dann traten sie in die Stube, stellten die Traglichter auf den Boden und setzten sich um den Tisch. Der Indergand, dem die Pelzkappe schon auf den Ohren saß, schnitt mit seinem Taschenmesser einen Laib Brot in zwei Stücke, deren eines er sich in den Rucksack schob.

„Schenk ein!“ hieß er den Albin. Da goß der Bursche Branntwein in die bereitstehenden Trinkbecher, und die drei Bauern leerten sie wortlos.

„Nimm auch!“ brummte der Jost wieder.

„Ich mag nicht!“ sagte der Bursche.

„Fürchtest dich?“ fragte einer der Bauern. „Es wird wohl nicht dein erster sein,“ ein zweiter.

„Nimm!“ sagte der Indergand wieder.

Der Albin stieß nochmals sein kurzes „Ich mag nicht!“ durch die Zähne und machte sich mit Stock und Rucksack zu schaffen.

„Wirst dich wohl noch anders besinnen heute,“ meinte ärgerlich der Indergand.

Dann faßten sie die Lichter und stapften aus der Stube. Die Schneehölzer an ihren Füßen klapperten auf dem Steinplattenflur. Vor der Hütte standen fünf Hornschlitten. Die drei Weilerbauern bückten sich und warfen sich ein jeder einen auf den Rücken. „Für den Bub wirst wohl keinen mitnehmen,“ sagte einer. Da hatte der Albin sich schon den vierten Schlitten aufgeladen. „Ihr müßt mir ihn nicht tragen,“ sagte er mit verbissenem Groll zu dem Bauern. Darnach stiegen sie aufwärts durch den Schnee, immer einer hinter dem andern, der Indergand voran. Der Albin ging hinter dem Vater. Der Schnee war fest und ihre Steighölzer machten ihre Tritte sicher. Der Albin blieb nicht zurück.

„Schwitzest?“ spottete einer von hinten.

Zur Antwort lachte der Bub kurz und unfreundlich auf: „Ich habe Euch auch nicht gefragt.“

Die Nacht war frisch und lichtlos. Der Himmel war hochgewölbt, aber kein Stern durchbrach ihn. „Es wird ein grauer Tag," sagte einer der Bauern.

Dann erreichten sie den Bannwald an einer Stelle, wo er, breiter werdend, gleichsam wie mit Haken am Berg festsaß. Ein schmaler Absatz war hier, von dem an der Berg erst in seiner ganzen Schroffe aufragte. Hier warfen die Heuer ihre Schlitten ab, die übereinander geschichtet wurden. Dann griffen sie nach der Branntweinflasche. „Willst?" foppte einer der Männer den Buben wieder. Der ballte die Faust und schlug nach der dargebotenen Flasche. Er traf sie nicht, und die Bauern lachten. Der Indergand brummte ärgerlich: „Laßt ihn in Ruh! Der wird auch vom Schnaps nicht freundlicher."

Nicht lange, so waren sie wieder auf dem Anstieg. Von den Schlitten hatten sie dünne Seile gelöst; die waren jetzt um ihre Schultern geschlagen. Der Weg wurde steil und felsig. Jähe Flühen sprangen hervor, die sie umgingen. Sie schafften sich durch Schrunden hinauf und überschritten Felsbänder, wo zu ihrer Rechten und Linken das Eis in dicken Panzern sich um mächtige, jäh abfallende Steinbrüste spannte. Als sie über einem solchen standen, sagte einer vom Weiler zu dem Buben: „Was meinst, fährst da langsam oder schnell mit dem Heubündel ab?" „Meinst, ich habe noch nie gesehen, wo ihr durchfahrt?" höhnte der Bub und sah in die gähnende Tiefe, als ginge er den Weg täglich.

Allgemach wurde der Schnee weicher und tiefer. Sie kamen auf Wildheugrund, und bald sahen sie die langen

Stangen und einen Teil der Heuhaufen aus dem Schnee ragen, die im Herbst aufgerichtet worden waren. Der Indergand führte zu dem zuhöchst stehenden empor; dicht darüber stiegen zerrissene Zacken auf, von denen der Berg den Namen trug. Als sie ihn erreichten, ging der erste Schein fahlen Hellwerdens über den grauschwarzen Himmel.

„Die Sonne brennt uns heute nicht," sagte der Indergand, als er sich umgeschaut hatte. Dann löste er zwei zusammengebundene Schaufeln, die er getragen hatte; die andern setzten die Flasche an. Der Albin, der dürstete, griff mit den Fingern in den Schnee, brach eine Scholle aus und aß davon.

Dann gingen sie an die Arbeit. Die Schaufeln legten das grüne duftige Heu frei. Sie schnitten es an und banden es in ebenmäßige Bündel. So schritten sie allmählich und während Stunden vergingen von Haufen zu Haufen. Sie redeten wenig dabei. Manchmal rief einer dem andern ein barsches Geheiß zu, manchmal auch machte einer der Weilerbauern einen Scherz. Der Indergand war der Wortkargeste unter ihnen, und wenn er lachte, klang es kurz wie ein Bellen. Der Bub schwieg ganz, aber er arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne tropfte. Und wenn er allein ein schweres Bündel gebunden hatte und es mit nervigen Armen packte, um es an die andern zu legen, dann leuchteten seine Augen ins Leere. Seine schlanke Gestalt bog und streckte sich in jenen sichern und gemessenen Bewegungen, die klaren Willen und volle Kraft verraten; unter dem groben Hemde, das die Arme

verdeckte, spannten sich die Muskeln, daß die Ärmelnähte krachten.

„Schaffen kann er," sagte einer, den Indergand anstoßend. Der sah sich kurz um; als er sich wieder über sein Bündel beugte, sagte er halb zu sich, halb zu dem andern: „Wenn du zu Anderhalden einen findest, wie den Buben, so zahle ich dir — —" Was er zahlen wollte, ging in unverständlichem Gemurmel unter; aber zum erstenmal war über sein fast undurchdringliches Gesicht ein Schein wie von Freude oder Stolz gehuscht.

Es war nicht manche Stunde vor Mittag, als sie mit ihrer Arbeit soweit gediehen waren, um abfahren zu können. Da ließen sie sich im Halbkreis in den von Heufäden besäten Schnee nieder und holten ihren Eßvorrat hervor: Käse, Brot, dazu den Rest Branntwein. Das schwerste Stück Arbeit lag hinter ihnen; sie wurden gesprächiger und redeten von dem und jenem. Einmal stieß der Indergand kurz hervor: „Jetzt hat er mich schon wieder verzeigt, der Walker!" Das Wort war ganz unvermittelt in ein Stillschweigen hineingefahren, und so jäh wie das Wort war der Blitz seiner grauen Augen in den Kreis gegangen.

„Und warum?" fragte einer vom Weiler.

„Weil ich zwei Grotzen geschlagen habe, die mir gerade am Heimweg standen."

Die Bauern wußten nicht, was sagen; so versuchte einer ein Lachen, aber es mißlang. Weil er sah, daß sie ihm eher unrecht als recht gaben, ergrimmte der Jost; die Ränder seiner Augen schienen auf einmal rot. „Was

brauchen wir einen Bannwart und Wildhüter zu Anderhalden! Es ist Holz genug und Wild genug im Land. Und da soll einer erst fragen müssen, ob er nehmen darf? Man sollte nicht meinen, daß hier im Land einmal der Tell und die Freiheit daheimgewesen sind!" In dem einen Ausbruch verriet der Jost Indergand, wer er war: Einer von denen, die ihr Herrenrecht vom Himmel erhalten zu haben vermeinen.

„Ja, arg sei es schon, daß man ob jeden Tannenstumpfs, den man heimschleppe, zur Strafe gezogen werde!" hofierte einer der übrigen dem Jost.

Dieser warf dem andern einen lauernden Blick von unten herauf zu. „Das ist dem Walker sein Verdienst!" zischte er. Und dann, als vergäße er sich selbst, reckte er sich; sein Gesicht wurde fahlgrau, seine Augen funkelten und den einen Arm gegen seinen Buben hinschüttelnd schrie er: „Hörst Bub, wenn ich selber nicht dazu komme, gebe ich dir's auf: Zahl dem Walker sein Anschwärzen heim! Hast gehört? Doppelt zahl es! Wenn es sein kann, so, daß er nachher keine Batzen mehr braucht!"

„Hoho, Jost!" machte einer der andern, dem der Unmut über das, was dem Wildhüter angedroht wurde, das Gesicht färbte; die andern aber stießen ihn an: „Laß ihn! Siehst nicht, daß er zu viel hat?" Und freilich hatte der Jost sich doppelt den Branntwein zugemessen.

Der Albin war mit vornübergebeugtem Kopfe sitzen geblieben. Sein Gesicht verriet nicht, was in ihm vorging. Erst als der Vater an das erste Bündel trat, die Hände in die Seile legte und es über den Schnee vorwärts-

zog, schnellte er auf. Seine Mienen belebten sich in einer noch knabenhaften Freude. Er machte sich an ein zweites Bündel und schaffte es dem Vater nach. Die drei Bauern gesellten sich hinzu. Sie brachten das Heu nach einer Stelle, die weit zur Rechten von derjenigen lag, an welcher sie heraufgestiegen waren. Hier liefen Lawinenrinnen in Lawinentälern zusammen. Die Halde war steil und für den Abfahrenden manche Falle gestellt, wo auf vorspringendem Felsen der Grund plötzlich aufhörte und der, der nicht rechtzeitig anhielt, die Fahrt in die Ewigkeit tun konnte. Auch lagen Steinblöcke so dicht in den Schnee gesät, daß einer sich hüten durfte, von der Wucht des ihm folgenden Bündels nicht an einen solchen geworfen zu werden.

Als sich der Indergand niederließ und die Finger im Rücken fest um die Seile schloß, warf er einen hastigen Blick nach dem Buben hinüber, der es ihm nachgetan hatte. „Hab Sorg!" brummte er so kurz, als reute ihn jedes Wort. Der Albin gab keinen Bescheid. Er streckte sich nur, legte die Hände muschelförmig vor den Mund und ließ zuerst den jauchzenden Ruf der Wildheuer ertönen; er brach aus wie ein freier Vogel, der vom Bergsims stößt, und schnitt die kalte reine Luft. Des Buben Schrei weckte die andern; nacheinander schickten sie ihre Rufe zu Tal. Als der Indergand jauchzte, kauerte er sich blitzschnell nieder, faßte sein Bündel und glitt über den Hang in eine der Rinnen. Ein gut Stück weiter unten blieb er stecken.

„Beim Pfarrherr geht ein Fenster auf," sagte einer der Bauern, bevor er abfuhr; sie hatten Augen, wie sie

der Geier nicht schärfer besitzt, und wußten am Berg fast so wohl, was im Dorf geschah, wie die, die dort geblieben waren. Der Albin hatte aufgehorcht; sein Blick flog nach der Pfarrhütte hinunter. Noch einmal jauchzte er auf, riß sein Bündel nach einem steileren Hange hinüber, den sein Auge rasch überflogen hatte; dann sauste er dort über den Schnee hinab und überholte den Vater und die Bauern um die Hälfte ihres Weges. Doch bevor sie wieder hinaufstiegen, war er schon wieder mitten unter ihnen. Sein Gesicht glühte, seine Brust arbeitete heftig; aber seine Augen glommen. Und er war wiederum über die Halde gefahren, ehe die andern sich recht umgeschaut hatten.

„Der ist des Teufels!" lachte einer vom Weiler. Der Jost lachte nicht, aber er blieb einmal, während die Arbeit ihren Fortgang nahm, lange in der Höhe stehen und sah zu, wie der Albin werkte. Es war etwas Mitsichfortreißendes in des Buben Art. Jetzt warf er sich nahe an einem Stein, an dem er den Schädel zerschmettert hätte, mit einem ruhigen Ruck seitwärts und glitt vorbei, und jetzt überfuhr er mit hellem Jauchzen blitzschnell die Brücke harten Schnees, die ihm den Weg kürzte.

Es fehlte nicht mehr viel zur Mittagsstunde, als sie das Heu an jene Waldecke gebracht hatten, wo die Schlitten standen. Die Bündel wurden aufgebunden; dann hob die Niederfahrt an, die leichter und rascher von statten ging als die frühere. Um die Mittagszeit stand das Heu am Laui-Eck-Haus. Dann hockten die drei Weilerbauern zum Indergand in die Stube zum Mittagsmahl. Nach dem Essen fuhren sie weiter. Wieder hallte ihr

Jauchzen nach Anderhalden hinüber. Da hieß drüben der Präses einen Knecht nach der Stalldiele gehen und die Aufzugsseile richten. Das Wildheu war ihm verkauft.

Gegen Abend standen die Heuer mit ihren Schlitten an des Präses Haus. Der kam zu ihnen herab, grüßte sie mit einem kurzen Nicken, während sie alle die Hüte rückten; dann half er ihnen die Schlitten seitwärts durch eine kleine Gasse nach dem Stalle bringen. Sie hatten je zwei und zwei zusammengebunden. Es dauerte eine Weile, bis die Bündel nach der Diele geschafft waren; dann legten sie je einen leeren Schlitten auf den andern und fuhren in die Straße zurück. Indessen war der Pfarrherr zu ihnen getreten, hatte sie nach seiner lächelnden Art gegrüßt, als gehöre es sich, daß er ihnen einen guten Abend biete. Und der Präses kam zurück und lud die Bauern zu einem Trunke nach seiner Stube. Sie polterten die Treppe hinan; nur der Albin blieb vor der Türe stehen, als habe er oben nichts zu suchen.

„Willst du nicht auch hinauf?" fragte der Pfarrherr an ihn herantretend.

Der Albin hatte seinen rechten Fuß auf einen der Schlitten gestemmt; mit der einen Hand umschloß er das Schlittenhorn, mit dem Rücken lehnte er an die Hauswand. Er schüttelte den Kopf zu des Pfarrherrn Frage und wendete sich ab, als sei ihm nicht um Reden.

„Ihr habt ein tüchtiges Tagwerk hinter euch," sagte der Pfarrherr unbeirrt.

Das leise Lob verwandelte den Buben. Die schmalen Backen röteten sich ihm. „Es ist schön,“ sagte er mit blitzenden Augen, „von da oben herunter zu fahren.“

Darnach verstand der Pfarrherr klug das Gespräch nicht mehr einschlafen zu lassen. Er wußte die fast abweisende Zurückhaltung in des Albin Wesen zu besiegen, so daß derselbe mit ihm plauderte wie mit seinesgleichen. Während sie noch von dem und jenem redeten, kam des Präses Mädchen um die Hausecke gegangen. Sie nickte dem Pfarrherrn zu und besah mit ihren großen Augen den Albin vom unbedeckten Kopf bis zu den Holzsandalen. Weil aber der Pfarrherr just auf die Talgegend zu reden kam und dem Albin von Dingen erzählte, die diesem fremd waren und ihn mit heißen Backen lauschen ließen, so blieb sie nach Kinderart stehen, richtete den schönen Blick auf das Antlitz des Hochwürdigen und lauschte bald so andächtig wie der Bub. Dabei hatte sie die Linke um dasselbe Schlittenhorn gelegt, das der Albin mit der Hand umspannte, und ihnen unbewußt kamen ihre Hände, die noch weiße, schmale des Mädchens und die volle, wetterfeste des Buben, dicht aneinander zu liegen. Sie wurden erst inne, daß sie sich ganz nahe waren, als die helle Stimme der Agatha nach dem Pfarrherrn rief und dieser, das Gespräch abbrechend, ihnen „Gut Nacht“ bot und sich entfernte.

Als sie nun beieinander standen, kam eine Scheu über beide. Der Albin wußte sich zu helfen. Er löste die Hand vom Schlittenhorn, steckte sie in die Hosentasche und schaute in die leere Luft, als wäre niemand in der Nähe, um den er sich zu kümmern hätte.

„Hast du den Pfarrherrn gern?“ fragte da die Heinrike neben ihm. Ihr Gesicht glühte. Er sah auf sie nieder, zuckte die Schultern und sprach nicht.

„Ich habe ihn sehr gern,“ sagte das Kind. Seine großen, ernsthaften Augen ruhten voll auf des Albin Gesicht und bannten seinen unstäten Blick. Er staunte es an, als ginge eine heimliche Rührung durch seine Seele. Aber er hatte auch jetzt keine Worte. Da griff die Heinrike in die Tasche und zog einen Apfel hervor. Er hatte lange auf der Hürde gelegen und war runzelig; aber ein Apfel zu Anderhalden war eine Seltenheit, und ein Apfel zur Zeit, da der Schnee lag, war ein Wunder. „Da,“ sagte das Kind und bot dem Buben die Frucht. Da lachte der Albin, nahm die gebotene und ließ sich auf dem Schlitten nieder. Während er die Zähne in den Apfel grub, ward ihm die Zunge gelöst. Er fing mit der Heinrike zu reden an. „Du bist dem Präses Seines?“ war das erste, was er fragte. Dann kam Rede und Widerrede, wie zwischen alten Freunden. Und sah der Bub auf das Mädchen herab und war sein Reden fast, als tue er dem jungen Ding eine Gnade, so leuchtete doch etwas wie Freude an demselben und seinen Worten aus seinem Gesicht. Es fehlte nicht viel, daß an diesem Abend der Albin Indergand und des Präses Kind, die bisher kaum voneinander gewußt hatten, Freunde geworden wären. Zum wenigsten streifte der Bub flüchtig des Mädchens Hand, wie um zu danken, als nachher die Bauern treppab gestiegen kamen und Zeit zur Heimfahrt war.

Sechstes Kapitel.

„So bin ich jetzt heimisch zu Anderhalden und ist mir, als hätte ich Tags meines Lebens keine andere Heimat gehabt," stand in des Pfarrherrn Tagebuchblättern letztlich zu lesen. Er hatte länger gezögert, die Worte zu schreiben, als er um der Wahrheit willen hätte warten müssen. Denn es war Sommer in Anderhalden, und der Pfarrherr war längst nicht mehr fremd und für die Anderhaldener ein Fremder. Er hatte es seltsam verstanden, alle die Brücklein zu finden, die ihm nach den heimlichen Wundern des großen stillen Landes offen standen, und das Land war ihm lieb geworden wie keines vorher. Und er hatte es ebenso wohl verstanden, alle die Brücklein zu schlagen, die aus den Hütten seiner Bauern nach seiner eigenen führten, so daß er gleichsam nicht nur eine Heimat gefunden, sondern auch eine solche gebracht hatte; denn die von Anderhalden fühlten allgemach die Nähe ihres Pfarrherrn wie einen milden Lichtschein, der ihnen wohltuend Haupt und Herz umflutete. In des Pfarrers Schrift stand auch ferner zu lesen, daß ein ungetrübter Friede bislang über seinen Anderhaldener Tagen gelegen habe, daß weder Siechtum noch Tod, weder Streit noch Unglück irgend einer Art die lieblich glatte Flucht der Tage ihm oder seinem Dorfe gestört habe. Umsoviel mehr erschiene das Dorf und das Tal gleich einem allem Weltlärm und allen Sorgen entrückten Paradies, als die äußere und große Welt von schlimmem Getöse des Aufruhrs

erdröhne und von den Bränden des Bürgerkrieges blutrot und schauerlich überleuchtet werde.

In Frankreich raste der Pöbel wider alles, was fürstlich und von Adel hieß, und Anderhalden war so verloren nicht, daß nicht Blutkunde Tag um Tag bis herauf in seine Hütten gedrungen wäre. Da aber die Kunde, die von Mund zu Mund reist, nicht besser wird, so kam es, daß zu Anderhalden die Männer am Wirtstische fausteten und für und wider das Recht des Volkes stritten, das mit seiner Kette zerrissenen Enden seine Peiniger erschlug, und daß die Weiber schauernd sich erzählten, wie der Mordstahl und der Pechbrand in dem Lande hausten, das nicht nah genug war, daß sich ihr Mitleid hätte regen, und nicht fern genug, daß ihre Furcht hätte schweigen können.

So kam es ferner, daß eines Tages Johann Karl zum Brunnen, der Präses, in des Pfarrherrn Stube stand, um mit ihm von dem zu reden, was im Tale und weiter hinaus in den Landen geschah. Die beiden Männer hatten eines langen und eingehenden Gespräches beieinander sitzend gepflogen; hingerissen und erregt von dem, was er geredet hatte, um seine Anteilnahme an den Freiheitsträumen des französischen Volkes kundzutun, war der Präses aufgestanden und hatte zweimal erregten Ganges die Stube gemessen. „Es ist einmal so," sagte er jetzt; „wir müssen hier mitmurren, wenn irgendwo ein Knecht wider seinen Bedrücker murrt; das liegt in uns von den Vätern her. Darum stehen im Dorfe die meisten zu den entmenschten Haufen, die sich da drüben in Frankreich mit Blut betrinken. Die

Kraft sucht die Kraft, und es liegt doch eine Unfülle alle Schranken brechender Kraft in dem, was von dem Volke da drüben geschieht."

Er war bei diesen Worten in der fernsten Stubenecke angekommen; dort legte er, dem Pfarrer zugewendet, den schweren Oberleib über den Deckstein des Ofens und schwieg einen Augenblick. Ein grüblerischer Zug kam in sein Gesicht; es war, als sähe man unter dem dunkeln Haar die Gedanken arbeiten. Auf einmal begann er wieder und langsam, als wäge er seine Worte: „Mich wundert, ob sich einer findet, der noch stärker ist als diese Kraft eines ganzen Volkes."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Pfarrherr, der seinen Blick auf ihm hatte und in seinem Gesichte wie in einem fesselnden Buche las.

„Einer, der sie eindämmt, wie man das Wildwasser in ein Bett zwängt," fuhr der Bauer in demselben sinnenden Tone fort, „und der dem Land im Innern wieder Frieden schafft."

Eine Weile schwiegen beide. Dann begann der Präses wieder und es war, wie wenn er zu sich selber spräche: „Er müßte die überzählige Kraft über die Landesgrenzen hinausleiten, dem Volk einen äußern Feind geben. Und, hei, mit der nach außen strömenden Kraft müßte eine ganze Welt zu gewinnen sein!"

„Ihr faselt," lächelte der Pfarrherr den Bauern an. Es war ihm, als müßte er ihn wecken.

Aber dieser reckte die schwere Gestalt: „Warum? — Wenn jetzt in Frankreich einer aufsteht, der das Wasser

zu lenken weiß, so möchten wir Nachbarn bald eine Flut über uns kommen sehen, in der es schwer wäre, nicht zu ertrinken."

Der Pfarrherr spottete: „Wollt Ihr nicht hingehen? Ihr wäret der Mann!" Aber es packte ihn etwas wie Bewunderung für jenen, und heimlich war die Rede fast ernst gemeint. Es war ihm zu dieser Stunde eine stille Freude, Anderhalden in diesen Händen zu wissen.

Der Präses stand noch immer in seiner Ecke. Er schien langsam die Bilder von sich abzuschütteln, die ihn bedrängten. Endlich legte sich ein beinahe fröhlicher Ausdruck über seine Züge. „Im Grunde, was kümmern uns Dinge, die nicht sind!" sagte er. „Meint Ihr nicht auch? Es ist hier zu Lande selten eine so friedliche Zeit gewesen. Ihr habt Euer Amt mit einem schönen und langen Frieden begonnen. Habt Ihr die Totenglocke schon einmal geläutet, seit Ihr hier seid?"

„Nein," sagte der Pfarrherr. „Ihr habt recht, es sind leichte Tage für das Dorf wie für mich gewesen."

„Keine Krankheit, kein Streit, kein Unglück. Die Lawinen haben keinen begehrt dieses Jahr! Ich meine, Pfarrherr, Anderhalden hat in Euch einen bekommen, der mit dem Herrgott gut steht."

„Wenn das mein Verdienst wäre," lächelte der andere. Er hatte sich erhoben, da der Bauer Anstalt machte, sich zu entfernen.

„Wir haben lange geplaudert," sagte dieser jetzt, indem er dem Pfarrer die Hand reichte. „Es ist Zeit, daß ich heimgehe," fügte er hinzu.

Und sie traten mitsammen in den Flur und vor die Haustüre. Auf der Schwelle blieb der Pfarrherr stehen. Es war ein milder Abend; die letzten leuchtenden Bänder des Tageslichtes waren über den hellblauen Himmel gespannt, die dunkeln Büsche der Mattenbachschlucht standen ernst in der Tiefe, die grauen Steinwände erhoben sich aus ihnen und waren wie die düstern Ständer zu den flammenden Leuchtern, von deren Schein der Himmel golden war. Es war still ringsum, so still, daß die beiden Männer die Stimmen dämpften, weil sie ihnen zu laut in die große Ruhe klangen. Da, während sie sich noch einmal die Hände schüttelten, brach laut, schreckhaft, unerwartet ein Schuß in die Stille.

Der Pfarrherr sah ins Leere. „Wo mag das gewesen sein?“ sagte er.

Aber dem Präses war das Blut zu Häupten gestiegen. „Übermorgen ist der erste Jagdtag,“ sagte er. „Das wird einer sein, der zur rechten Zeit seinen Schuß sich sichert. Der Knall ist von den Spitzlibergen gekommen; kein Berg wirft ihn so deutlich und nah zurück.“

„Meint Ihr, daß einer wildert?“

„Aber sicher! Der Walker mag seine Augen auftun diesmal. Die Spitzliberge sind Banngebiet seit einem Jahre. Aber sie haben viele Zugänge, und es sind ihrer genug, die wissen, wo sich unbemerkt ein Schritt über das Grenzgebiet tun läßt.“

Damit war der Präses die Treppe hinuntergestiegen. Er grüßte noch einmal und schritt hinweg. Der Pfarrherr trat ins Haus zurück. Als er in seiner Stube stand und

die zerrissenen Nadeln des Berges über seinen Fenstern sah, der Banngebiet war, mußte er des Gedeon Walker gedenken und war voll Sorge um ihn, nahm sich auch vor, am nächsten Tage nach des Wildhüters Hütte zu sehen. Da kam wenige Augenblicke später die Agatha zurück, die im Dorf gewesen war, Besorgungen zu tun. Sie machte sich im Rücken des Hochwürdigen, der am Fenster stand, zu schaffen und fragte plötzlich: „Habt Ihr den Schuß gehört, Herr?" Der Pfarrer bejahte. „Morgen muß der Gedeon zu Berg," sagte die Magd. Es kam wie ein Seufzer aus ihrer Brust; dann ging sie hinaus.

Dem Pfarrherrn war darnach, als müßte er dem Wildhüter den Gang verwehren, obwohl er nicht wußte, was ihn dazu trieb. Aber als er es übersann, fiel ihm ein, daß er kein Recht habe, den Mann an seiner Pflicht zu hindern. —

Der nächste Tag war kaum zwei Stunden alt und war noch ohne Licht, als der Walker sich zu seinem Gange rüstete. Er hatte sich von der Seite seines Weibes hinweggestohlen, und sie war nicht erwacht; aber als er schon gerüstet stand und sich der Türe zuwenden sollte, ließ es ihn nicht fort; er trat in die Kammer zurück, wo das Weib mit den Knaben lag. Er beleuchtete mit dem Lichte das kleine Lager der Kinder, und es kam wie ein Sturm über ihn, so als müßte er eine Last von der Seele schreien. Die Brust hob sich ihm in krampfhaften Stößen, und die Lippen bebten ihm. Der Wunsch, eines der schlafenden Kinder zu sich emporzureißen, wurde fast zur Gier.

Ebenda klang die leise Stimme seines Weibes. „Mann, was — —“ Sie vollendete nicht, denn im nächsten Augenblick wußte sie, was er wollte. Sie hatte ihn am gestrigen Tage von seinem Plane nicht abwendig zu machen gewagt; aber der Schreck riß sie jetzt von ihrem Lager. „Geh nicht, Mann! Gedeon, geh nicht!“ hauchte sie und lehnte bleich und die zitternden Hände gegen ihn erhoben an ihrer Bettstatt. Da trat er rasch auf sie zu, küßte sie und sagte ein bestimmtes: „Lege dich nieder!“ Ebenso rasch riß er sich los und trat in die Stube hinaus. Aber sie war hinter ihm, schnell, wie die Angst einen jagt, schlug die Finger um seinen Arm und bettelte abermals: „Ich kann dich nicht gehen lassen! Mein Gott, so höre mich doch!“

Er redete ihr zu, hieß sie verständig sein und suchte ihre Arme sanft von den seinen zu lösen. Aber ein heißes Weinen kam sie an und schüttelte sie, und mit der Kraft der Verzweiflung hielt sie ihn fest. „Nur heute geh nicht! Ich weiß nicht, was und wie mir ist; aber irgendwie bin ich gewarnt, daß ich dich nicht soll gehen lassen.“

Er zögerte noch, sah sein Weib mitleidig an und streichelte ihr das Haar aus Stirn und Wangen; da schrie eines der Kinder aus der Nebenstube, und als sie in plötzlichem Impuls ein paar Schritte von ihm hinweg tat, um hinüber zu laufen, faßte er mit raschem Entschlusse das Gewehr, das an der nahen Wand lehnte, und ging. Es war ihm, als hörte er hinter sich einen Schrei; aber er sah sich nicht mehr um und schritt rasch gaßab in das Dorf hinein. Er kannte seinen Weg wohl; es war der,

den er am häufigsten zu gehen hatte; er führte nach den Bannbergen. Das Windlicht leuchtete ihm auf seinem dunklen Gange. Er verließ die Anderhaldener Hütten und wandte sich oberhalb des Dorfes im Bogen den Hängen zu, an deren einem die Laui-Eck-Hütte stand und über denen die zerrissenen Felsen gleich einer Schar dunkler Schildwachen aufragten. Die Sterne leuchteten ob ihnen; die Nacht war warm und weich; in den Gotthardhöhen ging das leise Atmen des Föhns. Als er an einer der Wölbungen des Berges hinanklomm, sah er zu seiner Linken die Hütte des Indergand dunkel liegen. Er spähte scharf hinüber und wunderte, ob der Bauer im Hause sei; dabei vermochte er es nicht zu hindern, daß ihm das Herz rascher — ob auch niemals furchtsam — schlug, und die Finger schlossen sich fester um sein Gewehr. Rüstig und stet stieg er alsdann weiter empor. Als er einen Waldstreif erreichte, sagte sich der Tag in leisem grauem Dämmern über den Spitzlibergen an. Aber zwischen den Waldstämmen war noch tiefe Nacht. Moos und Grund waren feucht, und als das Windlicht in der Hand des Menschen langsam durch die finstere Säulenhalle emporzündete, wandelten Steine und Stämme sich in seinem Scheine zu lauernden Ungeheuern, zu allerlei stummem, grausigem Volk, die einem minder wegsichern Mann ein Grauen ins Herz möchten gesenkt haben. Dafür war es ein befreiendes und das Herz erhebendes Gefühl, aus dem Walde hoch oben auf die nackte Grasfläche zu treten, die schon von einem leisen Rosenschimmer des erwachenden Tages getroffen war. Es war, als sänke eine Wolke

hinter ihm zurück, da er den Wald hinter sich gelassen hatte. Seine Brust atmete freier, und seine Glieder fühlten die Kraft, die jeder Morgen in einem gesunden Leibe erneut. Als nun die Luft sich mehr und mehr zu klären und der helle Schein, der hinter dem Berge heraufwuchs, den Himmel zu überfluten begann, hellte sich auch des Wildhüters Blick, wurde spähender und schneller und maß jede Wand, jede Geröllhalde und jede Kluft, die der Berg ringsum zeigte. Auch schritt er fürsichtiger und bedächtiger hinan, hielt aber eine Lücke zum Ziele, die am höchsten Saum des Berges wie ein Tor zwischen zwei Mauern war. Dahinter lagen die Bannweiden.

Der Berg wurde kahler, je höher er stieg; nackter Fels und wüstes Geröll verdrängte die spärliche Weide; in Mulden und Schrunden haftete der Schnee; aber zwischen den Steinen gediehen die langen Gräser, die Äsung der Gemsen. Zuweilen tat er einen Blick in die Tiefe, aus der er gestiegen war. Der junge Tag nahm die Hülle von seinem Anderhalden. Da mußte er seines Weibes gedenken, wie es zu dieser Stunde die Knaben aus ihrem Bette nehmen werde. Er wußte, daß es mit zitterndem Herzen auch seiner gedenke. Er malte sich aus, wie oft sie an diesem Tage vor die Hüttentüre treten möchte, um nach dem Bannberge zu schauen. Da wurde auch zum erstenmal ein leichter und tapferer Sinn in ihm Herr über die lastende Schwere trüber Ahnung, und er konnte des Abends gedenken und der Stunde, da er zurückkehren würde.

Indessen stiegen sachte weiße Nebel gleich langsam gleitenden Schiffen aus Norden herauf. Sie schwebten

zu beiden Seiten an den Bergen dahin. Über ihnen tauchten die Spitzen und Kuppen scharf umrissen in den hellen Himmelsgrund. Als der Wildhüter die Höhe der Lücke erreichte, sah er in einen blendenden Brand, so als sei in einen gewaltigen Kessel alles Erdengold gegossen und überflute dessen Ränder! Die Sonne stieg über den Berg hinaus. Er wendete sich zur Linken, einem schroffen, erst jetzt ihm zu Gesicht tretenden Kegel zu, an welchem drei Seiten in wilden Klüften zerrissen keinen Aufstieg boten, dessen vierte Seite aber eine sanfte grüne Lehne war und in einer leichten Windung zu einer schier ebenen Zinne führte, deren Grün im Morgenglanz gleich einer reichen Matte leuchtete. Das war der Gemsgrat.

Gedeon Walker suchte sich einen schmalen und verborgenen Pfad, der ihn zu einem sichern Lugaus führte. Zu seiner Linken war die jähe Wand, die so hoch war, daß das Auge ihr Ende nicht ermaß. Er ließ den Blick ins Leere gehen und sah die heilige Pracht eines lichtreichen Tages über seine Täler gebreitet. Die langsam steigenden Nebelgebilde waren jetzt von der Sonne durchleuchtet; silbern und bleich schwebten sie in unendlicher Majestät um die steinernen Türme. Über dem Getriebe standen wie strahlende Kirchen die schneeschweren Gipfel und flammte der Himmel fleckenlos in einem heißen Blau. Der Hüter hatte beinahe die Gefahr vergessen, die überall auf seinem Wege war. Sein Schritt war leicht und seine Brust jener warmen Freude voll, die nur Augen hat zu staunen und zu schauen, und neben der die Sorge des Alltags ihre Redseligkeit verliert. Da umschritt er einen

vom Kegel gebrochenen grauen Block, der ihm Weg und Aussicht gesperrt hatte, und drängte im nächsten Augenblick den Leib dicht an den mächtigen Stein. Zu seinen Häupten krachte ein Schuß, so nahe, als hätte sich sein eigenes Gewehr entladen. Die Wände und Spalten nahmen den dröhnenden Knall auf gleich einem Schrei, der sich von einem Munde zum andern pflanzt, nur lauter, grollender, wie verhallendes Donnern. Es war, als zitterte der Boden zu Füßen des Hüters.

Dieser hatte sich am Steine niedergelassen, das Gewehr in festen und ruhigen Händen, und spähte die sanft ansteigende Lehne hinauf. Ein Steinschlagen und das Knattern und Rollen, wie es unter den flüchtigen Füßen der Gemse laut wird, berührte sein Ohr; aber es verhallte fernab; das Wild hatte einen andern Fluchtweg gefunden. Nahe aber und ebenso durch einen Fels seinem Blicke beinahe entzogen sah er zwei Männer, die wie aus dem Boden gewachsen dort erschienen. Der eine bückte sich, und seine Gestalt, die nur zuweilen hinter dem Steine sichtbar wurde, war über ein am Boden liegendes Tier geneigt; der andere stand den Rücken dem Hüter zugewendet und schien mit den Augen noch dem Rudel zu folgen, das sein Schuß nicht mehr zu erreichen vermochte. Gedeon Walker biß die Zähne fest zusammen; sein hageres Gesicht hatte einen harten Zug und war farblos. Er wußte, wen er da wie in einer Falle gefangen hielt. Er hätte den Indergand mit seiner Kugel zu erreichen vermocht. Einmal schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß es sicherer sei, ihn unschädlich zu machen, ehe er sich zeigte. Dann

kam ihm plötzlich die Erinnerung an Weib und Kind und damit eine drängende Sehnsucht umzukehren. Es war nicht Feigheit; allein es zog ihn wie mit Seilen von der Stelle hinweg. Aber er überwand sich, und vorsichtig schob er sich hinan. Als er mit den beiden andern auf gleicher Höhe stand, richtete er sich auf. In diesem Augenblick erkannte ihn der vom Laui-Eck. Er warf sich mit einer einzigen Bewegung hinter den Stein und griff nach dem abgeschossenen Gewehre. Aber der andere, der Bub, hatte sich umgewendet, und der Hüter gewahrte, wie seltsam und jäh seine schlanke Gestalt sich reckte und wuchs und er, fast ein Mann, dem Manne gegenüberstand. Sie waren nur wenige Schritte voneinander entfernt. Der Knabe hatte das Gewehr im Anschlag wie er; seine Gestalt trat in scharfen und edeln Linien aus dem hellen Scheine des goldflüssigen Morgens; sein Haar ward von einem leisen Wind gerührt; ein flammendes Rot stand ihm auf Stirn und Wangen, und seine Augen hatten einen flackernden Blick.

„Schießt!“ sagte er laut und klingend. Ein Trotz, so frisch und furchtlos und unversteckt klang in dem einen Worte, daß der Walker seine Waffe senkte. Indessen hatte der Jost sein Gewehr geladen und trat ganz hinter dem Stein hervor.

„Legt das Gewehr ab!“ gebot der Walker; eine leichte Erregung machte seine Stimme zittern. Da teilten sich wie auf Verabredung die beiden andern und näherten sich ihm furchtlos Schritt um Schritt. Der Albin war ihm der nähere. Er hielt seinem Blicke mit den Augen

stand und schritt der Mündung seines Gewehres mit lächelndem Munde entgegen. Die Sicherheit verließ den Hüter. „Steh, wo du bist!“ schrie er den Buben an und hob das Gewehr. Als er es anlegte, reute es ihn, und er wußte, daß er um eines Augenblicks Länge den gefährlicheren Gegner aus dem Auge gelassen hatte. Er wollte sich wenden, denn der Bub stand und hatte plötzlich sein Gewehr gesenkt. Da griffen zwei Fäuste nach seiner Waffe; der Indergand war über ihn gekommen. Ein Ringen hub an. Die Männer keuchten wie brünstige Hirsche, deren Geweihe verfangen sind. Ihre Gesichter glühten und die Augen funkelten ineinander. Der Hüter kämpfte schweigend; der Indergand stieß, während seine dürren Finger wie Klammern das Eisen des andern umschlossen, abgebrochene Worte heraus: „Du sollst — mich — nicht mehr — verzeigen — Mann — nie mehr! Hörst — du sollst —“ Und er war der Stärkere. Es war, als wüchse seine Kraft mit jedem Worte, und als er das letzte „Du sollst“ durch die Zähne gezischt hatte, da hatte er blitzschnell ein Straucheln des Hüters benützt und ihn mit einem Stoße geworfen. Der Walker schlug schwer auf den Stein. Als er mit dem Ellbogen sich zu stützen versuchte, fühlte er eine scharfe Kante und darüber hinaus eine Leere, und er wurde weiß wie das Sterben. Er brauchte sich nicht umzusehen; er wußte, daß er am Abgrund lag. Der Indergand war Herr über ihn. Er hatte das Gewehr an sich gerissen und hielt ihn nieder; sein Knie war auf des Walkers Brust. „Schau da hinaus!“ sagte er plötzlich; in seinen Augen leuchtete der Grimm.

Der Walker wandte den Kopf, und als er ihn zurückwenden wollte, fand er kaum mehr Raum ihn zu stützen.

„Jetzt kannst du es halten, wie du willst," keuchte der Jost; „schwör', daß du mich nicht gesehen haben willst und mir nie mehr in den Weg läufst, nie mehr, hörst — dann gehst den Weg, den du hergekommen bist; willst nicht schwören, so ist da ein kürzerer Weg hinab für dich!"

Eine kleine Stille folgte den Worten. Der Walker wehrte sich nicht mehr; es schien, als sei alle Kraft in seinem Leibe erstorben; aber seine weißen Lippen waren fest zusammengepreßt und seine Augen forschten in des Bauern Gesicht.

Über ihnen leuchtete der Tag in strahlender Schönheit. Der Albin stand noch an derselben Stelle, als halte er Wacht. Nicht die leiseste Furcht war in seinem jungen Gesichte; er schien so ruhig, als wartete er, daß der Vater mit dem andern ein alltägliches Gespräch beende.

„Schwöre!" stieß der Jost lauter hervor. Und „Schwöre, oder —" wiederholte er heiser. Da schüttelte der Walker fast stolz den blonden Kopf und nahm in demselben Augenblick seine ganze Kraft in einem einzigen wilden Aufbäumen zusammen. Der Bauer stemmte sich dawider; seine Blicke glommen; er riß sich von dem krallenden Griffe des andern unversehens frei; dann stieß er mit beiden Fäusten zu, just, als der Hüter in die Knie kommen wollte. Der Walker tat keinen Schrei. Als sein Körper nach auswärts schlug, war in seinem Gesichte nichts von dem Entsetzen des Sterbenden; es mochte ein Gedanke zurückfliegen zu Weib und Kind, denn

es war nur ein Zug wie von bitterer Trauer um seinen Mund. Als die Füße den letzten Halt verließen, schnitt der Körper gedankenschnell die Luft und verschwand. Kein Laut verriet, wo er fiel.

Der Jost war aufgestanden; er ergriff das Gewehr des Hüters und ließ es von derselben Stelle in die Tiefe fallen, an der dieser selbst gestürzt war. Dann wendete er sich langsam nach seinem Buben um. Eine leise Blässe lag auf dessen Gesicht, und seine Züge waren starr. „Hole die Gemse; wir gehen heim," sagte der Alte. Der Albin tat wortlos das Geheißene. Als er beladen zurückkam, sah ihn der Alte mit einem scheuen Blicke an. „Hast du gesehen, wie er gefallen ist? Wenn dich einer fragt, so weißt du von nichts. Erfallen wird er sein, das kannst sagen."

Der Junge blieb mit einem Ruck stehen. „Er ist Euch ins Gehege gekommen. Das ist freies Land, wo keiner zu erlauben und zu verbieten hat; darum habt Ihr ihn niedergeschlagen. Und Euer Recht ist es gewesen."

Es schien, als käme ein Unbehagen den Indergand an. „Davon verstehst du nichts," sagte er unwirsch. „Freilich mein Recht ist es! Aber rede, wie ich dir gesagt habe, und das tue, oder — —"

Derweilen hatten sie hintereinander den Abstieg begonnen. Der Bub gab keinen Bescheid mehr; er schien nachzusinnen. Wann der Jost ihn plötzlich mit einem scharfen hastigen Worte stellte, dann brummte er nur einen unverständlichen Laut zur Antwort. Und der Jost hatte einmal über das andere dieselbe Rede: „Erfallen

ist er, hast es gehört? Das muß doch ein jeder sehen, der ihn findet. Nur — daß wir es gesehen haben, geht keinen etwas an, keinen."

Siebentes Kapitel.

„Herr, er ist nicht zurück!" Die Agatha stand an der Stubentür und sah den Pfarrherrn mit angstgroßen Augen an. Ihre Brust flog, und die starke Magd hielt sich am Türpfosten, als bedürfe sie einer Stütze. Es war Morgen; aber der Morgen war noch fahl und tat seine Augen müde auf wie ein Kranker. Der Pfarrherr hatte in der Kirche seine Messe gelesen und labte sich, in die Stube zurückgekehrt, an frischer Milch. Er nahm das Holzgeschirr von den Lippen, als die Agatha eintrat. „Hast du Männer geholt, daß sie nach ihm suchen?" fragte er.

Die Magd hob die rauhe Hand an die Stirne, als fehle ihr die gewohnte Klarheit der Gedanken und flüsterte: „Nein, ich bin zuerst zu Euch gelaufen!"

„Und deine Schwester?" fragte der Pfarrherr.

„Ihr habt sie selber gesehen gestern; sie ist seitdem nicht anders. Sie hat es gesagt, seit er hinweggegangen ist, daß er nicht zurückkommen werde. Sie sagt es noch jetzt; aber sie weint nicht; sie geht nur ziellos in der Hütte umher, und die Lippen zucken ihr, und wenn sie zu den Kindern kommt, wirft sie sich in die Knie und streichelt

sie, und ihre Augen haben einen Schein, als stürbe sie selber hinweg. Mein Gott, — wenn ihm, — wenn er nun nicht mehr kommt!"

Der Pfarrherr hatte sich erhoben; er legte das schwarze Sammetkäppchen über die Tonsur. „Du gehst zu deiner Schwester zurück," sagte er zu der Magd. „Sage ihr, daß wir nach ihm suchen, und bleibe bei ihr."

Die Agatha wendete sich mit ihm dem Ausgange zu. Als sie unten in der Gasse standen und sich trennen sollten, sagte der Pfarrherr: „Agatha."

„Ja, Herr."

„Du bist sonst keine von den Schwachen."

Sie war bisher mit gesenktem Kopfe gegangen, und ihre Augen waren mit brennenden Tropfen gefüllt. Nun richtete sie sich auf. „Ihr habt recht; das Mitflennen hilft der Schwester nicht."

Da wußte er, daß er der Walkerin keine bessere Stütze zu senden vermochte. Er grüßte und wendete sich von der Agatha ab, dem Hause des Präses zu.

Vor diesem war lautes Leben. Eine kleine Schar von Männern und Weibern hatte sich zusammengerottet. Sie wuchs, denn über den Dorfplatz kam eines nach dem andern gegangen. Eben als der Pfarrherr sie erreicht hatte, trat der Präses unter sie. Die Menge teilte sich und ließ die beiden Männer aufeinander treffen.

„Ihr wißt es schon?" sagte der Hochwürdige.

Auf der Stirn des Zum Brunnen stand ein dunkler Zorn. Er drückte flüchtig des Pfarrherrn Hand. „Wann ist er fort, der Walker?" fragte er in die Menge.

Einige gaben Bescheid, daß der Walker in der Nacht vor der letzten aufgebrochen sei.

„Und hat wieder zurück sein wollen?" fragte der Präses.

„So sagt die Frau," gab einer von denen Auskunft, die die Neugier in des Walkers Hütte getrieben hatte.

„Bah, er kann sich doch wohl versäumt haben," meinte ein anderer leichthin. Ein dritter redete dagegen, daß auf den Bannbergen keine Hütte sei, in der der Walker hätte nächten können.

Da schrie einer aus dem hintersten Gliede: „Der vom Laui-Eck ist gestern zu Berg gewesen!"

Der Präses horchte auf, und wieder flammte der dunkle Zorn über seine Stirn. „Das hat mir schon einer zugetragen; was weißt du weiter, Lorez-Sepp?"

Keiner wußte mehr. Nur die eine Nachricht ging murmelnd herum, daß der vom Laui-Eck zu Berg gewesen sei. „Und wenn dem Walker etwas geschehen ist, so hat der es auf dem Gewissen," flüsterten sie unter einander. Aber der Präses brach in lautem Zorn los, daß dem Indergand für alle Zeit solle geholfen werden, wenn er seine Hand im Spiele habe. Der Pfarrherr hörte aus seinem Tone, wie es den Stolzen würgte, den Friedensstörer nicht früher gebunden zu haben.

Daraufhin verabredete der Präses mit den Bauern, daß zwei Haufen sich bilden sollten, um nach dem verlorenen Wildhüter zu suchen. Während er ordnete und befahl, vergaß er des Pfarrherrn und schritt mit dem und jenem redend von ihm hinweg.

Der Hochwürdige war stehen geblieben, sah die Bauern sich zerstreuen und den Präses drüben in die Gasse biegen, die nach des Walkers Hütte führte. Er besann sich, wo seine Hilfe am nötigsten sein möchte. Dabei hörte er immer noch die Bauern reden, wie der vom Laui-Eck zu Berg gewesen. Da war es ihm, als sollte er den Jost selber fragen. So wandte er sich, wie er ging und stand, und schlug den Weg nach dem Laui-Eck ein.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er den Bauer warne, wenn er ihn den Verdacht ahnen ließ, und er nahm sich vor, den Zweck seines Kommens nicht zu verraten. Aber als er die Hütte erreicht hatte, sah er von jenseits einen Haufen Bauern den Weg einschlagen, den er eben gekommen war, und als er vor dem Indergand stand, wußte er, daß der an keine Flucht dachte, mochte er schuldig sein oder nicht.

Er überraschte ihn in der Stube, wo er seltsamer Weise saß und mit einem Messer an einem Axtstiel schnitzte. Die Bauern suchen im Sommer die Stuben nicht auf; es sah aus, als habe der Jost einen Schlupfwinkel nötig. Aber sein Gesicht war finster und verschlagen wie je und keine Erregung darin zu lesen.

„Was will der Pfaff?" murmelte er durch die Zähne, als der Pfarrherr eingetreten war. Der Pfarrherr grüßte und nahm sich den Stuhl, den der andere ihm nicht anbot. Er setzte sich so, daß er im Schatten unweit der Türe saß.

Wie geht es Eurem Weib, Bauer?" fragte er.

Der Jost schnitzte weiter und hob den Kopf nicht, als er hämisch lachend sagte: „Ihr seid wie der Hausier-

jud. Euch muß man schon so hinauswerfen, daß Ihr nicht mehr aufstehen könnt, sonst begreift Ihr nicht, daß Ihr hier nichts zu suchen habt."

Der Pfarrherr wollte antworten; da ging die Türe, die nach der Stube der Indergandin führte, und der Albin trat herein. Er sah den Pfarrherrn groß an und blieb stehen, wo er stand. Er sagte kein Wort; aber es schien, als wäre sein Gesicht um einen Schatten bleicher geworden. Der Pfarrherr hatte keinen Blick von dem Gesicht des Alten verwandt; es kam ihm vor, als sei eine leise Unruhe darin, seit der Bub eingetreten, und wüchse zum Zorn, weil dieser noch immer blieb.

„Schau dich nach den Knaben um!" herrschte der Bauer plötzlich den Albin an, da dieser einen Schritt nach dem Fenster tat und sich dort anlehnte, als gedächte er zu bleiben.

„Die sind in der Matte oben," gab der zurück und rührte sich nicht; der Pfarrherr wußte, daß er die Wahrheit sprach; er hatte die Kinder an der hängenden Matte herumtollen gesehen.

Der Indergand schien ein böses Wort auf der Zunge zu haben; da nahm der Pfarrherr wieder das Wort: „Seid Ihr gestern zu Berg gewesen, Indergand?" Die Frage kam so plötzlich, daß der Bauer zusammenzuckte. Seine Gestalt drückte sich zusammen; als er sich umwendete, war seine Haltung wie die des sprungfertigen Raubtiers, und seine Augen lauerten. „Geht Euch das etwas an, Ihr?" zischte er. Und sich erhebend: „Ihr seid wie ein Spion! Ein Schleicher seid Ihr! Was sucht Ihr bei

mir? Macht, daß Ihr weiterkommt, oder ich mache Euch Beine!" Er war dicht an den Pfarrherrn herangetreten; seine Augen funkelten. Auch der Albin richtete sich streitfroh auf.

Da schollen wirre und erregte Stimmen vor der Hütte und alsbald auf Treppe und Flur. Die Türe flog auf. Mit von eiligem Gang erhitzten Gesichtern traten die Bauern ein. Der Jost war zu seinem Stuhle zurückgegangen; sein Gesicht war wie steinern geworden; ein fast unmerkliches Zittern hatte seine Glieder überlaufen; nun war nichts mehr als Starrsinn in seinen Zügen und seinem Gebaren, auch nicht ein Hauch von Furcht. Mit bewußter Langsamkeit schlug er den fertig geschnittenen Stiel fest in die schwere Axt. Der Bub sah es und griff nach dem Gewehr, das unweit in der Ecke lehnte.

„Da ist er!" brüllten die Bauern, als sie die Stube betraten. Dann erblickten sie den Pfarrherrn und entblößten verlegen die Häupter. Einer von ihnen, der im Rate saß und sie zu führen schien, wendete sich an den Jost: „Bist du gestern zu Berg gewesen?" fragte er.

Der Jost machte die Augen klein. „Was euch ankommt! Das gleiche hat mich der Pfaff gefragt. Bin ich euch etwas schuldig oder nicht?" Er faßte das Beil fester. Zornflammen schlugen ihm ins hagere Gesicht: „Aus dem Hause mit euch! Zum Teufel! Was überfallt ihr mich auf meinem eigenen Boden, als suchtet ihr einen Dieb bei mir!"

„Wer weiß, wen wir suchen!" schrie einer.

Aber der Bauer schwang sein Beil und schien bereit, zuzuschlagen. Der Albin hatte sich neben ihn gestellt;

seine Zähne waren verbissen; er war ein Bild, wie er stand, und seine Augen von Stolz und Mut blitzten.

Da machte sich der vom Rat an ihn. Vielleicht, daß er wußte, wie klug er tat. „Ist er zu Berg gewesen oder nicht?“ fragte er den Buben.

Der warf den Kopf in den Nacken und maß die lärmende Schar: „Freilich, er und ich!“ gab er den Bauern Bescheid. „Und von euch hat es keiner zu erlauben oder zu verbieten!“

Der Jost, der einen Schritt zurückgetreten war, machte eine Bewegung, als wollte er den Buben schlagen. Aber dann besann er sich und wappnete sich abermals mit seiner finstern Verstocktheit. Den Worten des Buben war eine augenblickliche Stille gefolgt. Sie dauerte nicht, aber sie hatte dumpf auf allen gelastet.

„Du hast den Gedeon Walker getroffen,“ sagte der Bauer von vorhin dem Jost ins Gesicht.

Der lachte höhnisch: „Ich möchte wissen, wo! Ist vielleicht einer von euch dabei gewesen?“

Der Albin wurde unruhig; es schien, als hätte der offene Streit ihm besser behagt. Er bewegte die Lippen, als müßte er reden, und seine Blicke suchten die des Vaters, wie wenn er ihn zum Trotze stacheln wollte.

„Was, willst es leugnen?“ bedrängte der Bauer den Indergand wieder. „Du hast ihn getroffen und weißt, wo er ist.“

Wieder lachte der Jost. Da wendete sich der schlaue Bauer abermals an den Buben. „Ist es wahr oder nicht?“ fragte er.

Der Albin zögerte nicht. „Ja," sagte er, „wir haben ihn getroffen."

Ein heiserer Laut brach von den Lippen des Indergand. „Was hast du mit dem Buben zu reden!" schäumte er auf. „Ich kann dir schon sagen, was zu sagen ist. Den Walker suchst? Ja, so steig halt irgendwo an die Bannbergwand und such'! Dort ist er erfallen; dort wird er wohl noch liegen!"

„Er gesteht. Er sagt selber, daß er ihn umgebracht hat!" schrie es aus den Leuten.

Aber der Jost überschrie alle: „Eine Lüge ist's! Nichts ist zu gestehen! Erfallen ist er! Und daß wir es gesehen haben — von weitem — das ist —"

Seine Stimme drang nicht mehr durch. Die Bauern redeten wild und drohend durcheinander, und als er sah, daß sie ihn übertönten, warf er sich plötzlich mitten unter sie und stieß und schlug. Er strebte der Türe zu. Er hätte sie beinahe erreicht, aber die letzten zwei schlugen ihn nieder. Dann warfen sich alle über ihn und bändigten ihn. Nach einer Weile stand er mit gebundenen Händen und blutendem Kopfe in ihrer dichtesten Mitte.

„Zum Präses mit ihm!" gebot der vom Rat. Aber ehe sie ihn hinausbrachten, sah er mit rot unterlaufenen Augen seinen Buben an. Dieser stand und umklammerte das Gewehr und schien unentschlossen, was er tun solle. Der Pfarrherr war neben ihn getreten und sprach auf ihn ein; seine Stimme schien Gewalt zu haben, sonst möchte sich jener auf die Bauern geworfen haben. Und eben jetzt redete der Jost nach ihm hin. „Du Judas, du verfluchter!"

sagte er in einem Ton, der durch Mark und Bein drang. Da rissen sie ihn aus der Stube.

Der Pfarrherr blieb allein bei dem Albin zurück. Der Bub war bleich wie ein Toter, und seine Züge arbeiteten seltsam.

„Besinne dich, Bub; du brauchst nicht gegen den Vater zu zeugen, wenn du nicht willst," sagte der Pfarrherr. Er erriet nicht, was hinter der Stirne des Albin arbeitete. Dieser schien ihn nicht zu hören. „Was lügt er!" murrte er; „was lügt er, wo er doch im Recht ist!" Dann riß er plötzlich den Gewehrhahn auf und stürzte der Türe zu.

Der Pfarrherr erreichte ihn, als er sie aufzureißen strebte, und suchte ihn zurückzudrängen. „Was willst du tun, Bub? Du nützest ihm nichts! Tu die Waffe weg! Willst du auch noch unglücklich werden?"

„Macht Platz!" keuchte der Albin. „Was wollt ihr alle? Kann der Vater nicht tun, was er will? Was hat ihm der Walker zu verbieten gehabt? Wäre er zu Hause geblieben, so wäre ihm nichts geschehen! Und jetzt — —"

Er drängte sich der Türe näher. Seine Kraft war ungleich größer als die des Pfarrherrn. Er würde sich den Weg erzwungen haben, da fuhr der Schuß aus seinem Gewehr und in die Diele. Das Haus zitterte von dem Krachen, und aus der Nebenstube erscholl ein Gezeter. Es war das blödsinnige Weib, das schrie.

Der Albin taumelte zurück. Der Pfarrer nützte den Augenblick und entwand ihm das Gewehr. Die Kugel war nah an seinem Haupte vorübergegangen. Er sah den

Albin mit seinem stillen und milden Blicke an. „Du hättest Unheil stiften können, Bub," sagte er. Dann näherte er sich der Türe der Nebenstube. Aber es war still geworden darinnen, und er wendete sich zu dem Albin zurück. Der stand, die Hand auf den Tisch gestützt, und schien zu grübeln.

„Dein Vater hat den Walker getötet, Bub," sagte der Pfarrherr.

„Ja," fuhr jener auf, „und er ist im Recht gewesen!"

„Wo liegt er?" forschte der andere.

„Er ist über die Bannbergwand gestürzt."

„Und du weißt nicht, daß die Tat eine Todsünde ist?" frug der Pfarrherr wiederum und trat an den Buben heran. Der warf die Fäuste auf. „Er ist ihm im ehrlichen Streit gestanden. Und er ist im Recht gewesen, der Vater!" trotzte er.

Da hob ihm wider seinen Willen der Pfarrherr den Kopf und sah ihn an; Mitleid und Trauer bebte in seiner Stimme: „In der Hütte des Walker weint die Frau, und zwei schuldlose Kindlein haben keinen Vater mehr. Das Elend ist in der Hütte; vielleicht, daß der Hunger ihm folgt, denn der Walker ist der einzige gewesen, der der Frau und den Kindern den Unterhalt verdient hat. Sagst du noch einmal, daß der Vater im Recht gewesen ist?"

Der Albin schwieg. Er hatte die Zähne in die Unterlippe gebissen; seine Stirn war gerunzelt.

„Ich will den Vater nicht bei dir verklagen, Bub," sagte der Pfarrherr wieder; „aber du sollst nicht sündigen, weil er gesündigt hat."

Noch immer schwieg der Bub.

Da wurden die Kinder laut, die sich aus der Matte dem Haufen der Bauern nachgestohlen hatten. Sie schrieen; zwei, drei weinten dem Vater nach. „Sie haben den Vater geschlagen!“ schrie der erste Bub in die Stube, als er hereingefahren kam. „Sie haben ihn fortgenommen!“ rief ein anderer.

Der Pfarrherr nahm einen nach dem andern bei der Hand, hieß sie still sein und gebot ihnen, sich zu setzen und zu beten. Seine Art war zwingend und tröstend zugleich. Nach einer Weile saßen die Kinder auf den Wandbänken, hielten die Hände gefaltet und schauten mit scheuen, angstvollen Augen nach dem Priester. Sie wagten nicht zu fragen, was über sie gekommen sei.

„Wirst du ihnen zu essen schaffen können?“ fragte der Pfarrherr den Albin. Dieser nickte nur.

„Zur Nacht will ich dir jemand schicken, der dir haushalten hilft,“ sagte der Pfarrherr.

Da fuhr der Albin aus seinem Schweigen: „Ich brauche niemand! Hört Ihr! Daß Ihr mir niemand schickt — ich lasse ihn nicht ins Haus!“

„Wer soll denn für deine Geschwister sorgen?“

„Ich habe sie immer besorgt, so werde ich es wohl jetzt auch können.“

„Aber die Mutter?“ warf der Pfarrherr ein.

„Auch die! Es hat mir nie jemand geholfen. Hört Ihr, daß Ihr mir niemand schickt! Ich — —“

Er machte eine wilde Gebärde. In der Art, wie er darnach sich um die Kinder zu schaffen machte, lag eine so große Sicherheit, daß der Pfarrherr fühlte, wie er ihm

den Willen lassen mußte. Er nahm sich vor, am morgigen Tag wiederum nach dem Haushalte zu sehen, denn er wußte, daß der Jost nicht zurückkehren würde.

„Ich gehe jetzt," sagte er zu dem Buben. „Ich will Vertrauen zu dir haben, daß du hier zum Rechten schaust."

Der Albin gab keinen Bescheid. Er schritt nach der Stube der Mutter; aber er kam bald zurück.

„Gut' Tag, Albin," sagte der Pfarrherr und streckte ihm die Hand hin.

Der Bub gab den Gruß halblaut zurück; die Hand übersah er. Dann ging der Hochwürdige.

Als er hinaus war, fanden die Kinder die Rede wieder. Sie glitten von den Bänken und umringten den Albin. Sie zitterten halb vor Neugier, halb vor Furcht, und wollten wissen, was geschehen sei.

Der Albin schob sie von sich ab, unsanft den einen, mit fast mütterlich weicher Hand den andern. „Daß wir allein haushalten müssen, hat es gegeben," sagte er, „und ihr müßt mir alle helfen." Dann wußte er den einen dahin, den andern dorthin zu weisen, und auch der Kleinste bekam seine kleine Pflicht zu tun. Und weil es neu war und etwas Geheimnisvolles in der Art lag, wie an diesem Mittag das Leben begann, fügten sich die wilden und wilderwachsenen Kinder seinem Willen. Aber der Albin, als er einmal allein stand, reckte die Arme und sah zur Diele. Es war, als sei er alt und verständig geworden; er hatte nicht die leiseste Furcht vor den kommenden Tagen, während welchen er allein am Laui-Eck zu meistern gedachte.

Stunde um Stunde des Tages verging. Als es dämmerte und die kleinen Kinder sich wieder in die Stube zurückfanden, wurden sie unbotmäßig; das Neue war ihnen schon alt geworden, und sie taten nicht gut, weil sie wußten, daß der Vater an diesem Abend nicht kommen würde. Aber der Albin meisterte sie doch. Was er mit guten Worten nicht erlangte, erreichten seine Fäuste. Einmal zitterten die Fenster von dem Gezeter, das er angerichtet hatte; aber dann hatte er Ruhe. Die Buben schauten in sein Gesicht mit den sonderbar verkniffenen Lippen fast so scheu wie in das des Pfarrherrn.

Um die Stunde des Zunachtens sah der Albin aus dem Fensterloche der rauchschwarzen Küche einen stillen Zug über die Lehne herabsteigen. Die Bauern hatten den Walker gefunden. Ihrer vier trugen die Bahre mit der Leiche. Der Präses und eine Anzahl Männer schritten voran und im Gefolge. Der Bub drückte sich nah an die Wand und spähte mit verhaltenem Atem hinüber. Als sie seinem Blick entschwunden waren, zitterte ungewollt ein Seufzer über seine Lippen. Dann ging er an seine Pflicht zurück. Aber, gegen Mitternacht, während er mit den Kindern in der geräumigen Kammer lag, die sie alle teilten, erhob er sich von seinem Strohlager und legte dem Zweitältesten, dem Joseph, neben dem er gelegen hatte, die Hand auf die Schulter, daß er erwachte.

„Still,“ mahnte er den Halbverschlafenen. „Du brauchst nicht zu erschrecken. Ich muß ins Dorf hinüber. Eine Stunde bleibe ich wohl fort. Du sollst acht haben, daß nichts geschieht, bis ich zurück bin.“

Der Joseph erwachte ganz. „Die Mutter,“ sagte er; er schien ängstlich.

„Ich schließe sie ein,“ beruhigte ihn der Bruder.

Darauf gab sich der Jüngere zufrieden und ließ sich ins Bett zurückfallen. „Willst den Vater suchen?“ fragte er noch.

Der Albin schüttelte den Kopf, und ehe der andere weiter fragen konnte, war er vom Bett hinweggetreten und schlich aus der Kammer. Er war barfuß und barhaupt. So lief er aus dem Hause. Der warme Nachtwind strich ihm gleich den Fingern einer Hand durch die dunkeln Locken, als er ins Freie trat. Er blickte scheu um sich, als möchte noch einer der Männer in der Nähe sein, die heute in der Hütte gewesen waren. Dann tat er ein paar Schritte, bis er die Spur erreichte, wo der Zug mit der Leiche gegangen sein mochte. Da zögerte er. Die Nacht war dunkel, obwohl der Himmel voller Sterne stand. Mächtige Schatten standen und kauerten an der Berglehne, gleich einem stummen lagernden Volk. Es waren nur Steine und verkümmertes Buschwerk; aber die Finsternis gab ihnen menschliche Gestalt und vor dem Blicke, der sie lange besah, bekamen sie Leben. Der Albin spähte über das seltsame Heer. Sein Blick flog der Höhe zu und suchte das Dunkel zu durchdringen. Als er die Umrisse der Bannbergwand unterschied, beugte er sich spähend vor. Sein Atem flog. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich losriß. Dann eilte er über den Hang zum Reußsteg hinunter und klomm jenseits hinan, bis er die Straße erreichte. Hier blieb er abermals lauschend

stehen, und als er seinen Weg fortsetzte, war sein Schritt verstohlen, und er drückte sich in den Schatten des Kirchhügels, sobald ein Laut an sein Ohr schlug. Je näher er dem Dorfe kam, desto heimlicher wurde sein Gebaren. Bei des Präses Hütte schlug er sich zur Rechten, stieg die steile Halde hinab, die sich weiter unten zum Abgrund senkte, aus dessen Tiefe der Bach heraufzischte, und schlich sich in ebenere Wiesen; er überstieg ihre Scheidemauern und machte sich langsam an die Hütte heran, die am Weg ins Mattental lag. Als er ihre erleuchteten Scheiben in die dunkle Matte scheinen sah, stockte ihm der Herzschlag. Er legte unwillkürlich die Hände vor die Brust. Dort lag er, der — Walker. Die Hüttenscheiben waren trüb; im roten Schimmer der Talglichter glichen sie verweinten Augen. Der Bub spähte sorgsam, ob nichts sich rühre. Dann erst, als er sich sicher fand, schlich er sich an die Wand, an die sich ein Holzstoß lehnte. Sie hatte zwei helle Fenster. In der Stube mußte der Tote liegen. Und so wollte er sehen, ob der Pfarrherr wahr geredet hatte, ob das Elend in der Hütte war. Der Holzstoß war hoch, aber seine Glieder waren sehnig. Er zog sich hinauf, ohne daß ein Scheit sich regte, und als er oben war, legte er sich quer über das Holz und hob sachte den Kopf, bis seine Augen in die Scheibe trafen. Als er den ersten Blick hineingetan hatte, wurden seine Augen groß und von Schrecken erfüllt. Er drückte sich ganz nahe an das Fenster und wagte nicht zu atmen. Er sah das Elend, sah es so deutlich, daß ein Fieberschauer seinen Leib schüttelte.

Zuerst hatte er den Toten gesehen — gerade hinein in das wächserne Gesicht. Tücher verhüllten die Stirn; aber das Gesicht lag frei und war starr, wie aus weißem Stein gehauen. Es war, als läge um den Mund ein schmerzlicher Zug, so als könnte der Tote noch wissen, was um ihn her vorging. Der Bub auf dem Holzstoß fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen drang. Eine große Angst engte ihm die Kehle. „In des Walkers Hütte ist das Elend," hörte er den Pfarrherrn immer noch, und immer und immer, als säße er neben ihm auf dem Holze.

Zwei Kerzen standen an des Walkers weißem Lager, eine zu Häupten, eine zu Füßen. Der rechte Arm des Toten hing auf den Boden hinab, denn er war nicht hoch gebahrt. Wo er den Boden berührte, lag die Walkerin. Der Bub sah nicht, was mit ihr war. Das braune Haar hing gelöst und wirr über das Gesicht; es floß auf die Dielenbretter und über die wächserne Totenhand, und zuweilen bäumte sich der Leib des Weibes auf, als ringe sich ein Schrei mühsam aus der Brust oder winde sich die Gestalt in Qual. Dann kam jedesmal eine Stimme, die so fest und klar war, daß sie in jedem Worte dem Lauscher verständlich klang. Es war die Agatha, des Pfarrherrn Magd, die sprach. Sie saß auf einer Truhe an der jenseitigen Wand, aufrecht, das Gesicht der Bahre zugewendet, saß still und sonderbar gefaßt, und nur manchmal zuckten ihre Züge, als verbeiße sie den Schmerz. In den Armen hielt sie den Kleinsten des Walker, der den Kopf an ihre Brust gelegt hatte und schlief. Zu ihren Füßen, entschlummert wie das andere, vielleicht über dem

Weinen vom Schlaf übermannt, lag des Walkers zweites Kind. Das hatte den braunen Kopf auf eine Schürze gebettet.

Das Elend der Walkerstube redete. Es redete so laut, daß der Bub es ganz verstand, der doch noch wenig in seinem Leben gesehen hatte. Und als wiederum die Walkerin sich regte, und wiederum ein Laut wie ein Ächzen aus ihrem Munde brach, da litt es ihn nicht länger. Er glitt vom Holzstoß in die Matte hinab. Da stand er und wußte nicht, was er tun sollte. Seine Brust war von einer Last beschwert, als kniete ihm einer darauf. Er reckte die Arme. Er wollte schreien; aber es wäre ein Schrei geworden, der die Schläfer im Dorfe aus ihrer Ruhe gejagt hätte, und weil er das fühlte, verwand er den Schrei und schlug langsam den Heimweg ein. Er wußte es nie, wie er darnach die Laui-Eck-Hütte wieder erreichte; wußte nur, daß er voll Zorn und Starrsinn ausgegangen und zahm und still und erschreckt zurückkam. So geräuschlos schlich er in die Hütte und in die Kammer und stahl sich auf sein Lager, daß der jüngere Bruder nicht erwachte, mit dem er doch das Kissen teilte.

Achtes Kapitel.

Der Walker, der Hüter, war begraben. Er lag auf dem Kirchhügel und hatte ein himmelnahes, sonniges und stilles Bett. Die Agatha, wenn sie das Fenster ihrer

Kammer im Pfarrhause öffnete, sah den frisch aufgeworfenen Hügel, und der Tote mochte sich getrösten, es wurde seiner oft und viel gedacht. „Ihm ist wohl,“ sagte die Agatha zum Pfarrherrn; „er hätte im Leben nie so viel Frieden gefunden! Wenn es doch in seiner Hütte so friedlich wäre wie dort!“

„Kann sie sich nicht fassen?“ fragte der Pfarrherr nach der Walkerin. Die Agatha schüttelte den Kopf: „Es zehrt an ihr. Sie verwindet es nicht. Er zieht sie nach, Herr! Ihr werdet sehen.“

Darauf ging der Hochwürdige wieder zu der Witfrau, um sie zu trösten, und wann er sie verließ, war sie gefaßt. Aber ihre Fassung hielt nicht stand.

Der Pfarrherr hatte einen zweiten Weg, den er alltäglich tat, obgleich der Präses ihm von übel angebrachtem Mitleid sprach. Er sah nach dem Weib und den Kindern des Indergand. Den Bauer vom Laui-Eck hatte man nach Altdorf geführt; dort sollte er gerichtet werden. Der Präses hatte getan, was seines Amtes gewesen, hatte den Rat berufen und für die Waisen des Jost einen Vogt bestellen lassen; denn Waisen würden sie sein, ehe es herbstete, das wußte das Dorf. Es war ein Bauer Vogt geworden, der für sich und die Seinen genug zu sorgen hatte; für die in der Laui-Eck-Hütte hatte er wenig Zeit und ließ dort alles beim alten. Der Präses, der sich um alles kümmerte, hatte in den ersten Tagen sich in der Hütte umgeschaut und darnach zum Pfarrherrn die Äußerung getan: „Es scheint mir, daß die vom Laui-Eck besser hausen als zu des Alten Zeiten. Der Bub ist

seinen Jahren ums Doppelte voraus. Wenn er zugänglicher wäre, möchte man seine Freude an ihm haben. Aber nehmt Euch in acht, der ist zu tiefgründig und scheint mir einer, der für Freundschaft übel dankt." Darnach war er der Meinung gewesen, daß man den Albin bis gegen den Winter solle gewähren lassen; alsdann solle ihm die Sorge um die jüngeren Geschwister abgenommen werden.

So hauste denn der Albin allein. Wie ein Großer! Die Matten waren bestellt, das Heu war eingetragen; er schlug das Holz auf den Winter. Daneben wurde der verstörten Mutter ihre Pflege, und die Brüder hatten Brot und waren nicht schlimmer daran als ehemals. Freilich mit ihren kleinen Händen und schwachen Armen mußten sie mit an die Arbeit. Es war ein sonderbares Leben. Dem Pfarrherrn war, als beträte er eine fremde Welt, wenn er das einsame Haus besuchte. Die Seele von allem war der Albin. Der Pfarrherr beobachtete ihn scharf, doch im geheimen. Er hatte eine männlich feste Art und ein Blitzen in seinen Augen, das von schnellem und sicherem Entschließen und von einem großen Mute zeugte. In des Pfarrherrn Schrift stand um diese Zeit folgendes von dem Buben zu lesen: „Mein Herz hängt an ihm wie an einem leiblichen Kinde, und er hat mir doch nie Liebe erzeigt. Er staunt mich zuweilen an, und ich weiß, daß sein Blick frägt, warum ich mich in sein Leben dränge. Aber ich muß mich an ihn hängen, ich mag wollen oder nicht! Ist es, weil ich meine, mit ihm empor zu schwimmen, wenn ihn das Glück zu Großem emporträgt? Manchmal

scheint mir, als trüge er dazu den Freibrief bei sich. Aber ich bin nicht ehrgeizig, und ich hoffe nichts für mich und durch ihn. Viel eher: Es möchte sein, daß er meiner noch einmal bedürfte."

/ Auf einem andern Blatte schrieb der Hochwürdige: „Der Albin hat eine reiche Seele. Er ist voll gärender Kraft. Mich wundert, ob sie ihn zum Guten oder Bösen treiben wird, wenn er ein Mann ist! — Es wird wohl sein, wie das Schicksal es leitet —"

Als der Herbstmonat anbrach, an seinem ersten Tage, der noch sömmerlich war und nichts davon verriet, daß das erste Todeszittern im Leibe der Erde bebte, tat der Pfarrer seinen Gang nach dem Laui-Eck schwereren Herzens denn sonst. Er hatte eine Botschaft zu überbringen, traf aber den Albin nicht in der Hütte. Da sah er zuerst nach dem irrsinnigen Weibe und fand sie wohl versorgt. Sie lachte, als er eintrat, und saß nachher zufriedenen Blickes in der Ecke und spielte. Der Albin hatte ihr Holzstäbchen geschnitzt, mit denen sie jauchzend sich verweilte, gleich einem Kinde. „Wechsel der Welt," dachte der Pfarrherr; „das Kind, das sie spielen gelehrt, ist dem Spiele entwachsen, die Rollen sind getauscht, die Mutter ist zum Kinde geworden."

Als er darnach in die Stube zurücktrat, fand er zwei der Knaben dort, die ihm sagten, daß der Albin im Walde oberhalb der Hütte Holz schlage. Da stieg er hinauf. Die Kunde, die er brachte, taugte für den Arbeitenden besser als für den Müßiggehenden; alles Schwere trägt sich leichter, wenn nicht Zeit bleibt, ihm nachzugrübeln.

Die Axtschläge leiteten den Pfarrherrn zur Stelle, wo der Albin arbeitete; er sah ihn von weitem zwischen den Stämmen stehen, nur mit der rauhen Schafwollhose und dem Hemd aus gelbweißem Linnen bekleidet. Die Ärmel waren bis an die Ellbogen zurückgestreift und ließen die Vorderarme bloß, deren Sehnen hart waren und an ihnen vorstanden, als wären sie aus zähem Waldholz gebildet. Am Halse stand das Hemd offen; der starke Hals trat in edeln Linien hervor. Der Kopf war zurückgeworfen; die Haltung des Leibes war kühn, als messe der Knabe einen überlegenen Gegner. So stand er vor der Tanne, holte weiten Zuges aus und trieb Schlag um Schlag das Beil in den ächzenden Stamm. Er hörte den Herankommenden nicht, so eifrig war er bei der Arbeit. Aber als der Gruß des Pfarrherrn plötzlich in die Stille drang, die um ihn gewesen war, schreckte er nicht zusammen. Er ließ ruhig und fast gleichgültig das Beil zu Boden gleiten, erwiderte unfreundlich den Gruß und hielt den Blick auf das Gesicht des Priesters gerichtet, das Erstaunen nicht verhehlend, daß dieser selbst hier ihn suchte.

„Ich habe mit dir zu reden, Albin," sagte der Pfarrherr, und als jener in seiner Stellung verharrte, hieß er ihn auf einem Steinblocke sich niederlassen, der dort lag, wo die Matte vom Walde begrenzt war. Er selbst stand nahe dabei an einen Stamm gelehnt, während der Bub ihm wortlos gehorchte.

„Es ist deines Vaters wegen," begann der Pfarrherr. Der Albin legte die Arme über die Kniee und sah ihn erwartungsvoll an.

„Er wird nicht mehr heimkommen," fuhr der andere fort. Da zuckte der Oberleib des Buben empor, und die Augen vergrößerten sich.

„Er wird sterben," sagte der Pfarrherr weiter.

Der Albin legte die Finger ineinander; es war die einzige Bewegung, die er machte. „Sie richten ihn," sagte er mit tonloser Stimme.

Der Pfarrherr schwieg.

„Mit dem Schwert," sagte der Bub wieder. „Die vom Weiler haben davon gesprochen." Und langsam stand er auf und dehnte die Glieder, als schüttelte er eine Erschlaffung ab.

„Wenn du ihn noch einmal sehen willst — ich will morgen mit dir nach Altdorf und zu ihm," sagte der Pfarrherr.

Der Albin besann sich. „Nein," sagte er dann mit jähem Entschluß. Und während er langsam seinem früheren Standorte sich näherte, fragte er halblaut: „Wann wird es sein?"

„Der Richttag meinst du?" fragte der Pfarrherr.

Der Bub nickte.

„Am letzten Tage dieser Woche."

Der Albin hob das Beil zu einem mächtigen Schlage. Als es im Stamme saß, atmete er seufzend; dann sagte er halb zu dem Pfarrherrn, halb zu sich selber: „Es wird so sein müssen: einer für den andern!"

„Was meinst du?" fragte der Hochwürdige.

Jener ließ den Griff des Beiles, den er schon wieder gefaßt hatte, fahren, tat einen Schritt auf den Pfarrer

zu, und es rann wie ein Zittern durch seinen Körper, als er sagte: „Ich bin an des Walkers Hütte gewesen, während der Walker tot darin gelegen hat!“ Er stockte; dann vollendete er: „Und jetzt — und — es ist gerecht, daß er auch sterben muß.“

Der Pfarrherr verstand ihn; zum erstenmal schmolz des Buben Trotz. Zum erstenmale schien auch gleichsam eine Schranke zwischen ihm und dem Albin zu fallen. Es war, als tue seine Gegenwart diesem wohl.

„Was geschieht, geschieht nach irdischer Gerechtigkeit,“ sagte er. „Vergiß nicht, mit den Kleinen zu beten.“

„Tut Ihr es, ehe Ihr heimgeht!“

Der Pfarrherr nickte. Nach einer kurzen Weile sagte er: „Nach Altdorf gehe ich morgen doch.“

„Zum Vater?“

„Ja.“

„Und — —“

„Soll ich ihm etwas sagen von dir?“

Der Bub zögerte wiederum. Dann hob er die Augen zu den milden des Pfarrherrn und sagte: „Die Hand — werdet Ihr ihm die Hand geben?“

„Gewiß.“

Der Albin faßte seine Rechte und preßte sie. „So gebt ihm die Hand für mich,“ sagte er.

Der Pfarrherr sah, wie ihm die Rede aus dem Innersten kam. Er legte ihm die Linke auf den dunkeln Kopf und strich ihm das Haar zurück. „Ich werde es tun, Bub.“ Da sah er plötzlich in des Knaben Augen eine brennende Feuchte stehen, und ehe er wußte, was er

wollte, hatte jener das Knie vor ihm gebeugt und die Lippen heftig auf seinen Talar gepreßt. „Ihr seid gut mit mir," stammelte der Knabe. Da beugte sich der Pfarrherr über ihn und hob ihn auf und hielt seine Arme um ihn gelegt: „Du bist mir lieb, Albin," sagte er einfach; „ich will mich freuen, wenn du zu mir Vertrauen findest."

Sie trennten sich bald darnach. Der Bub setzte seine Arbeit fort. Der Pfarrherr stieg zur Hütte hinab und betete mit den Indergand-Kindern, ehe er heimwärts schritt. Aber sein Geschick und das des Buben waren seit dieser Stunde verwachsen, als ränne in ihren Adern dasselbe Blut.

Am folgenden Tag trieb eine Unruhe den Albin von Ort zu Ort. Sein Schaffen war unstät, und in der Nacht, die dem Tage folgte, schlief er nicht. Als der Pfarrherr am nächsten Tage kam, sah er eine Frage in seinen dunkeln Augen. Er gab ihm die Hand: „Hier, er grüßt dich wieder," sagte er. Er wollte ihm nicht sagen, daß er zu Altdorf einen Verstockten gefunden, der sein eigen Blut verfluchte, und der Albin fragte nicht weiter. Er sagte nur einmal, während sie von diesem und jenem redeten: „Ich wollte, daß der Samstag vorbei wäre. Ich kann mir nicht helfen, ich muß an ihn denken."

Der Samstag ging vorüber, und als am Abend der Albin sich legte, war er leichter gewesen, als er geglaubt hatte. Er hatte ihm viel Arbeit gebracht, und seine Gedanken hatten nicht Zeit gehabt zu wandern. Als ihm der Sinn an Altdorf und den Vater kam, da wußte er, daß es dort schon geschehen war. Im Dorfe ging ein

Geschwätz über des Jost Indergand Sterben, der Albin hätte es erhorchen können, wenn er gewollt hätte, denn mehr als einer, der eine geläufige Zunge hatte, machte sich an ihn; aber er wich den Mitteilsamen aus; es war, als wollte er das Andenken vergessen!

Noch vierzehn Tage darnach lebten sie in der Laui-Eck-Hütte weiter wie zuvor; dann kam eines Morgens der Präses mit dem Bauern, der Vogt über die Kinder war, und mit dem Pfarrherrn; er setzte sich zu dem Albin in die Stube und ließ auch die Kinder herbeirufen, die sich scheu in eine Ecke drückten, als sie die Männer hinter dem Tische sitzen sahen. Nur der Albin und der Zweitälteste, der Joseph, standen frei und warteten dessen, was kommen sollte. Der Präses hatte ein barsches kurzes Wesen, wie es die an sich haben, denen viel durch den Kopf geht. Auch war er nicht frei von dem Vorurteile, das die Anderhaldener wider alles hatten, was zum Laui-Eck gehörte, doppelt hatten, seit der Jost hatte gerichtet werden müssen. So begann er, die eine Hand auf dem Tisch, mit der andern in den glänzenden Bart greifend, nach dem Albin hin zu reden: „Jetzt wollen wir dir unter die Arme greifen, Bub! Hast dich gut gestellt die Zeit her. Aber wirst auch froh sein, wenn deiner Last ledig bist.“

Der Albin horchte hoch auf.

„Für die Buben ist gesorgt,“ fuhr der Präses fort. „Es sind alle sechs untergebracht. Kannst zusammenpacken, was ihnen gehört. Der Lorez und ich“ — er meinte den Bauern, der neben ihm saß — „wir nehmen sie mit und bringen sie an Ort und Stelle. . .“

Der Albin rührte sich nicht, der Joseph verzog das Gesicht und hatte feuchte Augen; von den Kleinen lachten zwei und drei weinten; aber im Grunde ging es keinem von ihnen nahe, was mit ihnen würde.

„Die zwei Jüngsten zu den Seedorfer Schwestern," fuhr der Präses fort, als läse er eine Schrift ab; „zwei sind beim Gisler verkostgeldet, dem Schützenwirt zu Altdorf. Den da, den Toni, will der Huber, der Schreiner, zu sich nehmen, und du," er wendete sich an den Joseph, „wirst wohl dem Flüeler Schiffer, dem Furger, nicht davonlaufen, wenn er dich das Fahren auf dem See lehren will."

Der Joseph war rot geworden; die Aussicht war ihm nicht unlieb. Doch wußte er nicht, ob er sich freuen sollte. Der Albin, auf den die andern gafften, als sollte er ihnen den Ton angeben, stand noch immer starr und wortlos.

„Nun, was stehst und staunst?" fuhr der Präses ihn an; „hast kein Maul zum Reden?"

Langsam färbten sich ihm die Wangen. „Warum sollen wir auseinander?" fragte er.

Der Präses wollte auffahren. Da kam ihm der Pfarrherr zuvor: „Du weißt, daß die Geschwister in Zucht müssen. Hier könnt ihr nicht bleiben. Der Präses hat gut für sie gesorgt."

Die milde Rede schien den Buben zu beruhigen. Er nahm den jüngeren Bruder beim Arm und stieg in die Kammer hinauf, wo sie schliefen. Die Männer in der Stube sahen nach der Irrsinnigen; nachher setzten sie sich wieder an den Tisch und berieten sich. Nicht lange, so

kamen die Buben zurück. Sie trugen geschnürte Bündel und legten sie neben die Männer. Der Albin stülpte jedem der Knaben, die in ihrer Ecke gewartet hatten, eine Mütze auf. Als er ihnen aber nahe kam, weinten sie alle; die Stube war voll Schluchzen. Der Albin sprach nichts; er war nur bleich, als friere er.

Der Präses und der Lorez, der Bauer, waren aufgestanden. Der Pfarrherr saß noch. „Und du, Albin?“ frägte er.

„Ich bleibe hier!“ antwortete der Bub mit aufglimmendem Trotz.

„Ich will dich zu mir nehmen,“ sagte der Pfarrherr.

Der Albin stutzte. „Und die Mutter?“ fragte er.

„Sie wird im Dorf versorgt,“ fiel der Präses ein.

Der Bub sah ihn mit einem zornigen Blicke an. „Was ist es dann mit dem Haus und dem Land, daß wir alle auf einmal davon müssen? Habt ihr das geerbt?“

„So, soviel weißt also? Weißt, was erben heißt?“ brummte der Präses zornig; der Bauer lachte. „Es ist nichts zu erben,“ sagte der Präses dann, „nur Schulden.“

„Zu Martini fällt der Zins,“ trotzte der Bub.

„Ja, und wer zahlt ihn?“ fragte der Präses.

„Das könnt ihr nicht wissen! Vor Martini könnt ihr mich nicht heraustun hier.“

Der Präses trat dicht an den Albin heran; es war, als wollte er ihn schütteln. „Du, dir steht das Lautreden nicht an! Von einem halbwüchsigen Buben wird der Gemeinde nicht Art gelehrt. Du tust, was dir gesagt wird, verstanden?“

Der Albin ballte die Fäuste. „Vor Martini könnt ihr mich nicht austreiben!“ schrie er.

Der Präses schlug ihm die schwere Hand an die Brust; aber der Pfarrherr stand hinter ihm und legte ihm die Rechte beschwichtigend auf den Arm: „Lasset ihn; ich rede nachher mit ihm.“

„Wenn du mein wärest ...“ sagte der Zum Brunnen drohend zu dem Buben; aber dann trat er hinweg. „Macht es aus mit ihm, Hochwürdiger! Wenn er nicht will, muß er,“ sagte er, während er eines der Bündel vom Boden nahm. „Geht die Mutter grüßen!“ gebot er den Buben.

Sie traten unter die Türe der Nebenstube und schauten hinein; aber sie nahmen nicht Abschied; das arme Weib lachte sie an. Darauf standen sie wie die Herde um die beiden Männer.

„Wollt ihr dem auch Ade sagen?“ meinte der Präses und nickte verächtlich nach dem Albin hin. Die Kinder umdrängten diesen. Jetzt weinten sie erst, als ginge es ans Leben. Der Albin verbiß die Zähne, gab jedem die Hand und schob sie von sich. Den Kleinsten nahm er in die Arme: „Bleib gesund, Hansi!“ Dann trotteten sie hinaus; der Präses und der Bauer gingen wie die Treiber hinter ihnen.

Der Pfarrherr und der Albin blieben allein zurück. Jener hieß den Buben sich setzen und sprach lange mit ihm, rühmte zumal den Präses, der ein umsichtiger und für alle bedachter Mann sei. Der Albin sagte wenig dagegen; aber was er sagte, war von so klarer und

verständiger Art, daß der Pfarrer, als er von ihm ging, ihm versprach, sich dafür zu verwenden, daß er mit der Mutter bis Martini in der Hütte bleiben könne.

Und er setzte es durch. Der Albin wirtschaftete weiter und sorgte für die Mutter. Die, die in Anderhalden hätten sehen wollen, hätten nun sehen können, was in dem Buben des Indergand steckte. Die Rede des Präses hatte ihn geweckt. Er nahm, was an Kraft und Können in ihm war, zusammen, nahm die Handvoll Tage zusammen, die ihm blieben, und suchte dem armen Boden das zu entreißen, was ihm zu Martini den Zins zahlen würde. Er war vor dem Tage auf, und reichte ihm der Tag nicht, so nahm er die Nacht zu Hilfe. Er schlief kaum mehr; er war wie im Fieber, und schaffte und schaffte mit verbissenen Zähnen. „Merkt Ihr nicht, daß der von Eurem Stoff ist?“ sagte der Pfarrherr zum Präses; aber er wußte, daß der Albin sich umsonst mühte.

So ging die Zeit hin. Zwei Monate verstrichen wie in einem einzigen Föhnzuge, der im Süden ansetzt und über die Höhen atmet. Zwei Tage vor Martini kam der Pfarrherr nach der Laui-Eck-Hütte. Der Tag war trüb und grau. Ein beißender Nordwind fuhr durch das Reußtal herauf; es war, als erstürbe das letzte Mattengrün, während er über die Lehnen fegte. Der Boden war hart unter seinem Fuß, und wo er über die Bergwölbungen schritt, war das Gras dürr und wintergelb. Als er der Laui-Eck-Hütte nahte, stoben Flocken vor dem Winde einher. Das Schneien begann so plötzlich, daß er es erst inne wurde, als die scharfen Schneegebilde peitschend an seine

Wangen schlugen. Im gleichen Augenblicke hob er das Haupt und sah den Albin hinter einer der Scheiben der Wohnstube stehen. Er staunte auf die Stelle, auf die er eben trat. Als ihre Blicke sich begegneten, fuhr der Bub plötzlich zusammen und trat hinweg.

Er fand ihn in der Stube, wo er die Türe für ihn offen hielt, und reichte ihm die Hand; aber es war etwas Gedrücktes in des Buben Wesen; er mühte sich umsonst, die alltägliche Miene zu zeigen.

„Nun, Bub?“ begann der Pfarrherr.

„Übermorgen ist Martini,“ sagte der Albin dumpf, „und ich habe den Zins nicht.“

„Ist es dir so schwer, zu mir zu kommen?“ fragte der Pfarrherr. Der Bub stand vor ihm, der sich gesetzt hatte. „Es ist nicht das,“ sagte er, „aber daß ich es ihnen nicht habe zeigen können, denen vom Dorf — —.“

„Du bist zu jung, Bub! Einmal wirst du ihnen zeigen, was du kannst.“

Der Albin schwieg und machte sich Unnötiges in der Stube zu schaffen. Derweilen war des Pfarrherrn Blick auf ihm. Dann hob dieser wieder an: „Fehlt dir viel, Bub?“

„Beinahe die Hälfte.“

„Einmal will ich dir helfen! Ich bin nicht reich; aber das will ich dir geben, daß du zum Winter hier bleiben kannst.“

Der Albin errötete. Seine Lippen teilten sich, als wollte er lachen, und sein Gesicht wurde jung und knabenhaft. „Wie Ihr doch gut seid, Herr!“

Sie sprachen sich aus, und der Bub hatte glänzende Augen, als der Pfarrherr hinwegging. Der Kopf saß ihm wiederum gerade im Nacken. Mit Singen und Summen begann er sein Tagewerk mitten im Tage, der hatte zu nichts gut werden wollen, und arbeitete wie früher, nur freudiger und leichter.

Aber in der Nacht, die dem Tage folgte, geschah eine Gottesschickung, wie sie die Pläne von Menschen durchkreuzen und dem Anfang ein Ende geben, wie es diese nicht besonnen. In derselben Nacht starb die Indergandin. Der Albin hatte sie schlafend verlassen; sie schlief viel; als er am Morgen nach ihr sah, lag sie tot in ihrer Ecke. Ein Schlag hatte sie getroffen.

„Nun werden sie mich nicht hier lassen," meinte der Albin, als der Pfarrherr kam, den er gerufen hatte. Um die Mutter weinte er nicht.

Neuntes Kapitel.

Der Albin Indergand war des neuen Pfarrherrn Knecht geworden. „Knecht," sagten die von Anderhalden; aber es war nicht das rechte Wort. „Wie seinen eigenen Buben hält er ihn," sagte die Agatha heftig zu dem blonden Burschen, dem Thalmann, mit dem sie eine Jugendfreundschaft verband. Dieser, der des Präses Vorknecht war, sah lächelnd in das erhitzte Gesicht der Magd und fragte, ob sie auf den Buben eifersüchtig sei.

Vielleicht, daß die Agatha es war. Aber es war noch etwas anderes, das zwischen dem Albin und ihr keinen Frieden aufkommen ließ. Sie war gerade und offen. Am Tage, an dem der Albin ins Haus kam, stellte sie sich vor den Pfarrherrn hin und erklärte: „Ich bin keine, die davonläuft, weil mir etwas wider meinen Willen geht. Der Bub hat Platz neben mir; aber wollet keine Freundschaft von mir verlangen!“

Der Pfarrherr erwiderte wenig. Sein Gesicht trug denselben Ernst an sich, der immer über ihm war. „Eure Wege laufen nicht zusammen,“ sagte er nur. „Ihr braucht nicht Freundschaft zu haben, wenn ihr nicht wollt.“

So kam es. Der Albin und die Magd lebten in demselben Hause wie zwei Fremde.

Die Hütte am Laui-Eck war verkauft worden; mit ihr das Land, das dem Indergand gehört hatte. Der Bauer hatte alles erstanden, der Vogt über die Kinder war, und er hatte keinen üblen Kauf getan. Der Albin wehrte sich nicht mehr. Es war, als hätte das plötzliche Sterben der Mutter ihm den Trotz genommen. Mit einem „Ja, Herr, und Dank“ schlug er ein, als der Pfarrherr ihm abermals anbot, zu ihm zu kommen. Nun war er in der Pfarrhütte. Er hatte eine Kammer über der Stube, in der der Pfarrherr schlief, und aß am Tische mit diesem und der Magd. Seine Pflichten waren nicht schwer. Vielleicht daß er, dessen Körper an harte Arbeit gewöhnt war wie an das tägliche Brot, des neuen Lebens überdrüssig geworden wäre, wären ihm nicht von dem breiten Platze gemächlichen Lebens viele Gäßlein auf-

gegangen zu ungewohntem und neuem Schaffen. Zuerst tat er, was der Pfarrherr ihm gebot, scheitete das Holz für die Agatha und schichtete es ihr zum Herde, lief dahin und dorthin, wohin der Hochwürdige, der mit seinem Geiste überall war, ihn mit Bestellungen schickte, und begleitete den Herrn auf seinen Gängen, wenn diese ihn aus dem Dorfe und beschwerliche Pfade führten. In diesen ersten Wochen zeigte er einen schweigenden, heißen Eifer, hing mit seinen Blicken an den Mienen seines Wohltäters und lernte in ihnen lesen; denn er war voll einer großen Dankbarkeit, die nicht laut war, aber wie ein geheimes und stetes Feuer loderte. Er nahm wahr, daß der Pfarrherr, wie er es an sich erfahren, gegen alle Menschen milde und von einer seltenen Barmherzigkeit war, sah, daß er herumging wie der stille Segen, keine Wunde sehen konnte, ohne daß er seine kühlende Hand hineinlegte, und keine Not, daß er sie nicht zu mildern trachtete. Er gab mit beiden Händen, oft so, daß der Albin die Rede von ihm hörte: „Laßt uns am Essen sparen, Agatha! Mein Kasten ist leer und muß sich erholen.“ Dann lebten sie zwei Wochen von Fastenspeisen, bis der Pfarrherr lächelnd meinte, daß erspart sei, was in dieses oder jenes armen Mannes Beutel geflossen war. Als nun der Albin seine Armen kannte, trat er Tag um Tag, wenn er Zeit hatte, mit schimmernden Augen zu dem Hochwürdigen und fragte: „Darf ich dem, den Ihr gestern besuchtet, die Streue eintragen, die ihm noch im Walde liegt?“ oder „Der hat noch eine unbebaute Matte; darf ich hingehen und ihm helfen?“ So wurde er das

Werkzeug des barmherzigen Pfarrers; er machte sich selber dazu, weil in ihm ein ewiges Drängen nach Tat und Arbeit war.

Der Pfarrherr sah ihn nach seinem Sinn werden. Das Band zwischen ihm und dem Buben wurde fester, und ein großes Vertrauen in ihn überkam den Hochwürdigen. Seltsam nur, daß je mehr er selber dem Volke ans Herz wuchs, je mehr sie ob seinen Guttaten ihm eine lautlose und in jedem einzelnen wurzelnde Verehrung zeigten, sie den Buben doch ihrer Liebe nicht teilhaftig werden lassen wollten. Im Gegenteil, es waren viele, die vor diesem zurückschraken wie vor einem Aussätzigen; andere, wenn sie ihm begegneten, sahen ihn an wie einen als Dieb Verrufenen, in dessen Nähe man sich die Taschen zuhält, und wieder andere erhoben sich über ihn, als wäre er ein Hund, für den ein Fußtritt gut ist. In ganz Anderhalden war dem Albin Indergand keiner freund.

Der Bub täuschte sich nicht darüber. Er zuckte jedesmal, wenn er Verachtung oder Haß erfuhr, zusammen wie unter einem Peitschenschlage. Seine Gänge zu den Armen des Pfarrherrn begann er heimlich zu tun, arbeitete für sie, wann sie fern waren, und verbarg sich, wann sie ihm nahe kamen. Und es ging, wie es geht: den Abgesandten des Pfarrherrn und seine Almosen ließen sie sich stillschweigend gefallen, umsomehr als er keinen Dank begehrte noch zu begehren hatte, den Indergand-Buben schmähten sie mit Blicken und Worten.

In diesen Tagen wendete sich der Pfarrherr in einer seiner Predigten wider die, die einen Menschen nach dem

Grund messen, in dem er erwachsen. Mit einem heiligen Eifer warf er der Gemeinde von seiner Kanzel die Worte zu: „Wisset ihr nicht, daß der Baum, der verdorrt schien, grüne Zweige treiben und aus sich selber wieder gesunden kann? Und wenn euch ein halbverlorener Baum gesundet, ihr Bauern, so freuet ihr euch. Warum lasset ihr dem Menschen nicht was dem Baume gelten und verdammet das Reis, weil der Stamm schlecht war?"

Die Anderhaldener, als sie an diesem Sonntage aus ihrer Kirche kamen, lachten einander an: „Wißt ihr, wen er gemeint hat? Den Narren hat er an dem Buben gefressen." Aber es ging auch die Rede: „Ein seelenguter ist er, der Pfarrherr; allen will er Frieden machen." Dennoch waren seine Worte nur Wind. Hundert Ohren hatten sie gehört und kein einziger nahm sie zu Herzen. Der Präses, der wie zumeist ihn nach dem Gottesdienst an der Kirchenpforte erwartete, meinte: „Was Ihr diesem Buben tut, ist verschwendet! Und eines laßt Euch gesagt sein: Ich bin nicht Eurer Meinung! Ich glaube, daß es gut ist, wie es ist in der Welt, daß zwischen Gut und Schlecht eine Mauer gezogen ist."

„Eine Mauer, ja," entgegnete der Pfarrherr mit heißen Wangen; „aber warum soll es in der Welt so sein, daß, wenn einer aus den Schlechten sich auf die Mauer schwingt und zu den Guten gehören will, diese ihn mit Fäusten zurückstoßen?"

Der Präses lächelte: „Es ist immer so gewesen. Ihr ändert die Welt auch nicht, und es wird nicht schaden, wenn sie so bleibt! Aber Ihr — wenn Ihr zu viel für

den Buben tut — Ihr schadet mit Eurem Eifer nur Euch selber."

Sie standen an der Pfarrhütte. Der Hochwürdige legte ruhig die Hand in die des Bauern und sagte: „Sorgt Euch um mich nicht! Ich gehe den Weg, der mich der rechte deucht."

Indessen kam der Winter über Dorf und Tal. Er kam wild und im Sturme. Die weißen Wolken ballten und türmten sich, die grauen Nebel kamen vor den Nordwinden einhergefahren. Dann hob ein tagelanges wirres Schneien an; durch die Lücken in den Bergmauern brachen eisige Stürme und trieben ein verwirrendes Spiel mit dem gefallenen und fallenden Schnee. Und wie er begonnen setzte der Winter sich fort. Wenige helle Tage kamen. Fast allezeit hingen die Nebel tief in den Talboden, und immer war Frost und Sturm. Das war eine schlimme Zeit für den Pfarrherrn. Sein Leib war schwach. Wohl hatte der Bergsommer ihn gekräftiget; aber zwischen der Klosterluft und dem Eishauch, der über die Lehnen fuhr, war ein schwerer Unterschied. Als das Jahr sich wenden wollte, fühlte der Hochwürdige sich müde, und sein Amt fiel ihm schwer. Doch klagte er nicht und versäumte keinen Gang, galt es auch in die fernste Hütte zu steigen. Rief ihn ein Kranker oder Sterbender, so ging ihm der Albin voran. Der Bub war ein sicherer Führer; ohne ihn würde der Pfarrherr am Wege liegen geblieben sein. Er schritt ihm mit der Schaufel voran des Tages und des Nachts mit dem Windlicht; er stampfte ihm Bahn im Schnee und führte ihn, wenn der Weg vereist war,

und auf des Albin Schulter ließ der Pfarrherr seine Hand ruhen, wenn er mit schwachen Knieen bergwärts stieg. Des Buben Leib war von Eisen; sein Blick war scharf und sicher, wie nur der schaut, der mit den Naturgewalten gestritten, seit er der Mutter entlaufen, und er ermüdete nie. Oft und oft wann sie des Nachts aus stürmischem Wetter an die Treppe der Pfarrhütte traten, warf der Albin die Arme um den schmächtigen Mann und trug ihn über die Stufen und durch den Flur nach der Stube, die die Agatha für seine Heimkehr warm hielt. Das war ihre Kampfzeit. Wenn aber nichts sie aus der Hütte rief, ließen sie den Winter durch die Gassen tollen, und wenn es dunkel geworden war, schlich von seiner Arbeit hinweg der Bub nach des Pfarrherrn Stube. Dort saß zu der Zeit zumeist zu den Füßen des in seinen Stuhl geschmiegten Herrn des Präses Heinrike, die ein seltsames Kind war und keine größere Lust kannte, als den Hochwürdigen erzählen zu hören. Sie war es gewohnt gewesen von des Pfarrherrn Amtsvorgänger, der Kinder um sich zu sammeln pflegte, um ihnen aus Legenden und Schriftteilen ihrem Heile frommende Mären zu berichten. Als nun die Freundschaft zwischen dem frommen und wohlerzogenen Kinde des Präses und dem Pfarrherrn nach des erstern Voraussage gewachsen war, hatte die Heinrike diesen zu bewegen gewußt, daß er ihrer Lernbegierde Genüge tat. Der Pfarrherr ließ sie in den Abendstunden zuweilen hinüberkommen und redete ihr von dem und jenem, ahmte aber seines Vorgängers überfromme Art nicht nach, sondern berichtete viel mehr von weltlichen als von geistlichen Dingen.

„Jeder Dienst,“ so stand in des Pfarrherrn Buch zu lesen, „hat seine Stunde! Soll ich dem Herrn dienen, will ich an seinen Altären stehen oder ganz einsam in meiner stillsten Kammer, und in mir sei nichts als er. Aber mein Mund soll nicht vom Morgen bis zum Abend von süßen Reden triefen; denn das Wort Gottes ist wie Honig gesogen aus Blumen und Bäumen; dem du ihn spärlich reichst, der gesundet daran; dem du zu viel der süßen Speise bietest, dem wird sie leid.“

Vielleicht war es deshalb, daß der Hochwürdige, als die Heinrike zum erstenmal zu seinen Füßen saß, ihr die Hand auf den blonden Scheitel legte und sagte: „Die Heilandsgeschichte hat dir mein Amtsbruder erzählt. Von der wollen wir reden, wenn wir in der Kirche sind! Aber du bist ein Kind der Waldstätte, und du sollst wissen, daß du stolz sein darfst, es zu sein.“ Darauf begann er von großen Tagen und großen Taten zu reden, wie sie die Eidgenossen gelebt und vollbracht. Die Heinrike sah eine neue Welt vor ihren klaren Augen aufgehen; sie lauschte mit verhaltenem Atem, und wenn sie schließlich aufstand, um hinwegzugehen, so sagte sie wohl: „Herr, das ist schön gewesen!“ Das brach von ihr wie ein befreiender Seufzer.

Aber seit der Albin mit ihr zusammen war, war alles noch anders. Während das Kind an des Pfarrherrn Stuhl kauerte, saß der Albin auf der Ofenbank, den Arm auf den Gültstein gelegt, zumeist in seinem rauhen Gewande, die Füße in Holzschuhen, auf dem Oberleib das weiße Überhemd mit der auf den Rücken fallenden Kapuze.

Draußen tobte der Schneesturm, daß es wie Wellen eines erregten Meeres an die Hüttenwände schlug, oder Frostbande waren um alles Lebende und Tote gelegt; dann blühten die silbernen Eisblumen an den kleinen Scheiben, und der Mond stand über ihnen und begoß sie, daß ihre wundersamen Rippen und Blätter wie im Tauglanz blinkten. Während der Pfarrherr redete, ging in dem niederen Raume kein Laut als der seiner Stimme. Aber wenn er aufblickte, so sah er die grauen Augen des Albin groß und in Feuer glimmend auf sich gerichtet, und er mußte staunen ob des wilden Lichtes, das aus ihnen brach. Wenn er aber auf die Tage zu sprechen kam, da die Waldstätte der Vögte schweres Joch brachen — und er mußte immer wieder davon reden — wenn er den Tell nannte und die, die im Rütli geschworen, dann sah er des Buben Gestalt sich langsam heben, sah, wie seine Fäuste sich ballten und Blut in seine Stirne schoß, wobei er in halblauten Worten, als zwinge ihn die Ungeduld, dem Pfarrherrn die Rede vom Munde nahm. So riß alles Große den Buben mit wie ein Sturm; alles Kraftvolle und Gewaltige entzündete ihm die Seele, als sei in ihr verwandte Kraft.

Die gemeinsame Stunde in der Pfarrstube brachte die Heinrike und den Albin einander nahe, ohne daß sie viel zueinander sprachen. Wenn je der eine oder andere Platz leer blieb, vermißte das Anwesende das Fehlende. Sie mochten, ohne daß sie es wußten, wie Bruder und Schwester geworden sein; denn von allen, die zu Anderhalden waren, war dem Albin außer dem Pfarrherrn

niemand lieb als das Kind, und dieses hing an dem Burschen, wie Kinder an denen hängen, in deren Nähe sie sich geborgen fühlen. Der starke Bub erschien der Heinrike wie ein guter Schutz. Manchmal, wenn sie sich heimwandte, schritt er mit ihr über die Gasse. Dann gingen sie Hand in Hand. An des Präses Haus ging ein lächelndes „Gut Nacht" von einem zum andern; dann schieden sie, und unbewußt, wenn sie einander wiedersahen, freuten sie sich. Aber das ganze Geheimnis, das den in die Manneskraft schießenden Burschen und das Kind verband, war, daß seine rasche, heiße Art und das stille, sinnende Wesen des Kindes sich seltsam ergänzten.

Eine, die dem Pfarrherrn am Herzen lag, fehlte in seiner Stube, wenn die Kinder bei ihm saßen. Die Agatha blieb in ihrer rauchschwarzen Küche, oder sie ging nach der Hütte der verwitweten Schwester. „Ihr wißt, daß ich nicht mit dem Buben zusammen sein will, als wäre heller Friede zwischen uns," sagte sie auf des Pfarrherrn Frage, und dieser ließ sie gewähren. Von den Gängen zu der Schwester aber brachte die Agatha immer trübere Mienen heim. Eines Abends, als sie, die junge, starke, mit dem Schleppschritt eines alten und gebrochenen Weibes über die Stufen zur Pfarrhütte emporkam, stand der Pfarrherr im Hausflur. „Bist du es?" fragte er; „wo hast du dich so müde gelaufen?"

Sie sah ihn an. Ihre Züge zuckten in verbissenem Weinen. „Ich komme ja aus dem Elend, Herr, und es hängt noch an mir wie Gewichte."

„Du warst bei deiner Schwester? Du hast recht, mich zu mahnen; ich bin zwei Wochen lang nicht dort gewesen. Ich will morgen nach ihr schauen.“

„Es ist nicht mehr mitanzusehen,“ sagte die Magd. „Mir scheint, es will der Schwester alles in die Brüche gehen.“

„Warum?“

„Seit zehn Tagen kränkelt der Lori, der kleine Bub, und er — er gefällt mir nicht. Wenn Ihr nur nach ihm sehen wolltet!“

Der Hochwürdige trat in die Stube, langte seinen Mantel von der Wand und machte sich wegfertig. „Komm!“ sagte er zu der Magd. Da trat sie mit ihm in die Frostnacht zurück. Sie schritten rasch fürbaß. Der Schnee knirschte unter ihren Tritten. Einmal fragte der Pfarrherr: „Hustet sie noch immer, deine Schwester?“ Die Agatha bejahte. „Und fiebert?“ fragte der Hochwürdige. „Ja.“ Da blieb er mitten am Wege stehen. „Du mußt es wissen,“ sagte er, „es ist keine Hoffnung, daß sie je wieder gesund wird.“ „Ich habe es gedacht,“ sagte die Agatha.

Dann als sie weiter schritten und der Walkerhütte sich näherten, sagte der Pfarrherr: „Sie brauchen dich hier, Mädchen; du bist ihnen nötiger als mir. Du mußt hier bleiben.“ Sie erschrak und sagte: „Und wer sorgt für Euch? Ihr seid nicht stark!“ Er gab ihr die Hand mit den Worten: „Weil ich weiß, was du wert bist, sollst du hier bleiben.“ Sie nickte: „Ihr habt recht. Die Schwester hat niemand als mich.“

Als sie das sagte, stiegen sie beide zu der Türe der Walkerin hinauf. Sie schwiegen und traten leise auf, als sie durch den Flur gingen. So kamen sie unerwartet über die Witfrau und sahen ein Bild, das ihre Herzen in Mitleid zittern machte.

Die Stube war trüb erleuchtet. An einer der Wände stand ein Korbbett, in welches das Kind gebettet war, das die Walkerin krank hatte. Das Weib saß am Bette, hatte die Hände gefaltet und starrte auf das sieche Kind. Dieses hatte einen pfeifenden, mühsamen Atem; die Frau aber war von einem schlimmen Husten geplagt, der ihre ganze Gestalt erschütterte, so daß sie die gefalteten Hände ineinander rang, dermaßen schmerzte sie die eingefallene Brust. An einem Stuhl in einer andern Ecke der Stube stand der ältere Knabe. Er hatte die hellen, schönen Augen auf das Bett gerichtet. Sein Blick wanderte in Furcht und Staunen von dem kranken Brüderchen zur Mutter und wieder zurück. Sein Gesicht war weiß unter dem weichen braunen Haar, und um seinen Mund zuckte es wie Weinen.

Der Pfarrherr und die Magd traten näher. Die Walkerin sah auf; ihr Blick, der den Hochwürdigen traf, war wie der des waidwunden Wildes, das die Meute umzingelt. Die Verzweiflung redete daraus. Sie versuchte sich aufzurichten; aber der Pfarrherr sah, wie sie müde war, und drückte sie auf die Stabelle zurück. Dann ließ er sich an ihrer Seite nieder und sah auf das Kind, das in einem unruhigen Schlummer lag. Er wandte minutenlang den Blick nicht von dem Gesichte des Kleinen, dessen

Wangen in dunklem Rot glühten, während das übrige Antlitz wachsweiß war. Eine ganze Weile war in der Stube nichts als das Keuchen des Kindes und das halb niedergezwungene Husten des Weibes. Bei dem älteren Knaben kniete die Agatha und sprach leise zu ihm. Er jedoch sah über die Schulter hinweg mit demselben schreckerfüllten Blick, als geschähe am Bett ein Sterben.

Endlich redete der Pfarrherr. „Ihr küßt Eure Kinder, Walkerin," sagte er und fügte leiser hinzu: „Welche Mutter sollte ihre Kinder nicht küssen!" Die Worte waren ihm schwer geworden, und er sah dem Weibe voll unendlicher Barmherzigkeit in die Augen.

Die Walkerin war aufgefahren. „Mein Gott!" stammelte sie und sah auf ihr Kind — „ich habe —" Die Qual benahm ihr die Sprache, Fieber schüttelte sie.

„Wenn Ihr Euer Ältestes behalten wollt," sagte der Pfarrherr voll bitteren Ernstes, „so liebkoset es nicht mehr."

„Und dieses?" fragte das Weib und neigte sich bettelnd zu dem Priester.

„Fasset Euch," sagte dieser, „ich will Euch einen Arzt aus dem Tale rufen. Meine Kunst reicht nicht aus. Und — ich will beten, daß es Euch gesunde."

Die Walkerin richtete sich auf, bis sie saß, wie sie vordem gesessen, und sah mit demselben verzweifelnden Blick über das Bett zur Wand, den sie gehabt, als der Pfarrherr eintrat. Dieser sprach leise zu ihr. Sein Trost war wie das Klingen einer Glocke in sternloser Nacht. Das Weib lauschte, aber es währte lange, bis seine Stimme ihr Herz traf. Es war erst dann, als er sich erhoben

hatte, um zu gehen, und ihr gesagt hatte, daß er ihr die Schwester dalasse. Da schrak sie von ihrem Stuhle auf, als erwachte sie aus einem Traum. Sie hob beide Hände und zitterte wie ein Halm im Sturme: „Aber, Herr, — erkennt Ihr mein ganzes Elend? Ich habe nur diese —“ sie wies auf die Kinder, — „und soll keines — keines mehr in meine Arme nehmen, — soll sie zurückstoßen, wann —“

Der braunhaarige Bub riß sich, als geschähe der Mutter Leid, aus den Armen der Agatha, warf sich an jene und mit dem Schrei: „Mutterli! Mutterli!“ hob er die Ärmchen zu ihr auf, sehnsüchtig und voll Liebe und in bitterem Weinen. Sie aber stand wie entgeistet und neigte sich nicht zu ihm. Plötzlich wurden ihre Augen starr und sie wäre gefallen. Doch die Agatha nahm sie in ihre Arme auf. Der Pfarrherr trat hinzu. „Wir legen sie auf ihr Bett,“ sagte er.

Die Agatha erhob sich und trug die Schwester allein nach der Kammer. Der Bub hing ihr am Kleide und weinte in sich hinein. Aber sie brachten die Kranke bald zum Leben zurück.

„Ich bin müde,“ seufzte sie, als sie die Augen auftat. Dann entschlummerte sie.

Der Pfarrherr hob das weinende Kind zum Bette auf und wies ihm die Mutter: „Siehst du, sie schläft! Du mußt nicht mehr weinen.“ Seine Stimme war weich und beschwichtigte das Kind, dessen Tränen versiegten. Da wandte er sich zu Agatha und sagte: „Siehst du, wie nötig du hier bist!“ Sie nickte nur und geleitete ihn in

die Stube hinaus. Dort versprach er dem Arzt Nachricht zu schicken; dann reichte er ihr die Hand und ging.

Die Agatha, als sie allein war, tat einen Blick in der Stube umher, als müßte sie ihr kleines Reich ermessen. Sie richtete sich dabei unwillkürlich auf; es war, als flösse junge Stärke in ihren gesunden, schaffensfrohen Leib. Ihr Blick war hell und mutig, als sie an diesem Abend ihre schwere Pflicht auf sich nahm.

Zehntes Kapitel.

Der Arzt hatte den Weg nach Anderhalden gefunden, und die Bauern hatten ihn angestaunt, als ein Wunder, denn seit Menschengedenken war das Gesundwerden und Sterben zu Anderhalden der Natur in die Hände gegeben, in deren Walten kein Mensch sich mischte, höchstens daß der Pfarrherr dem oder jenem, dem die Gesundheit verloren gegangen war, einen Weg nannte, sie wieder zu finden. Und jetzt war ein Arzt bei der Walkerin gewesen. „Einer, der ein Meister ist über Leben und Tod," sagten sie, als er kam. Als er wieder fort war, ging ein Lachen durchs Dorf: „Es ist des Aufhebens wohl wert gewesen um den Mann; er kann in der Walkerhütte auch nicht helfen."

Freilich konnte er nicht helfen. Er war mit dem Bescheide weggegangen, daß für die Walkerin und ihr jüngstes Kind kein Kraut mehr gewachsen sei. Aber die

Walkerin möchte noch Jahre leben können, während der Kleine wohl kaum den Wechsel des Jahres sehen dürfte.

Jetzt pflegte die Agatha, und an ihr hing alles. Sie war der wackere, aufrechte Steurer, der einzig steht, während die See das Schiff überspült, die Maste bricht und Planke um Planke vom Rumpfe reißt. „Es ist ein tüchtiger Schlag von Weibern hier," sagte der Pfarrherr zum Präses, „und die Agatha, die Ihr mir zur Magd gegeben habt, ist die tüchtigste." Der Präses sah mit einem leisen Stolze auf. „Schwach sind wir alle nicht," sagte er.

Des Präses Güte wurde in diesen Tagen wiederum besprochen. Er hatte im Rate der Witwe des Walker ein kleines Jahrgehalt erwirkt, und es hieß, daß er aus Eigenem hinzutue, damit das Weib keine Sorge leide. Auch sah man die Zum Brunnin täglich bei der Walkerin aus und ein gehen, und es war wohlbekannt, daß, wo diese Wackere eintrat, stets einem etwas Gutes geschah. Die von Anderhalden rühmten um diese Zeit außerorts: „Wir sind versorgt, wir Haldener; wir haben einen Präses und einen Pfarrherrn, wie talauf und ab, vielleicht in aller Welt herum keine mehr zu finden sind."

Als das Jahr sich wendete, wäre ihnen der eine der beiden, auf die sie stolz waren, beinahe verloren gegangen. Der Pfarrherr legte sich in den letzten Tagen des alten Jahres. Eines Morgens hörte der Albin, der ihm die Magd ersetzte und allezeit der erste und letzte in der Hütte war, den Pfarrherrn in seiner Schlafkammer rufen, und die Stimme erschien ihm schwach und heiser. Er trat

zum Bette desselben; das Herz klopfte ihm dabei in einer Angst, wie sie in seinem Leben nicht in ihm gewesen war.

„Was ist Euch!“ stotterte er.

„Du bist der Albin, Bub,“ sagte der Pfarrherr. Dann strich er sich, als verwirrten sich ihm die Gedanken, mit der Hand über die Stirn. Erst nach einer Weile fuhr er fort: „Nun wirft mich euer Winter doch nieder, Bub.“

Allmählich wurde seine Rede klarer. Er wies den Albin selbst an, ihm Arznei zu bereiten, und sandte ihn dann zum Präses mit der Bitte, daß dieser ihn besuche. Es mußte wohl dringend sein, denn als der Präses kam und allein mit dem Hochwürdigen gesprochen hatte, verließ er die Stube mit einem sorgenvollen Gesicht. Bald nachher ging die Kunde im Dorfe um, daß der Pfarrherr zu sterben komme.

An diesem Tage noch, kaum daß der Zum Brunnen weggegangen war, schlich der Albin sich an das Bett des Kranken zurück, beugte sich nahe über ihn und bat mit zitterndem Tone: „Lasset mich nicht verjagen! Lasset mich hier bleiben; ich will für Euch sorgen und Euch pflegen wie keiner; aber laßt mich nicht fort!“ Der Pfarrherr legte eine glühende Hand auf die beiden des Albin und sagte: „Sei ruhig, Bub! Wer sollte dich verjagen! Du sollst mich pflegen und kein anderer.“ So trat der Albin die Pflege an; aber sie wurde ihm nicht leicht.

„Der Pfarrherr will sterben,“ sprach es sich in den Anderhaldener Gassen herum. Ein Haufe von Männern und Weibern fand sich zusammen; ihre Gesichter waren

von Schrecken und Mitleid lebendig, als stände ihr bestes Gut in Gefahr. Es zog sie die Pfarrgasse hinauf; Flüstern und Hin- und Widerreden war in ihren Reihen; aber als sie an die Pfarrhütte kamen, verstummten sie und schlichen so leise, als schwere Bauernschuhe zu treten vermögen, über die Treppe und in den Flur. Flur und Stube füllten sich. Als sie in die Stube kamen, stand der Albin auf der Schwelle zur Nebenkammer, stand dort mit finsterem Gesicht, die Hände an beide Türpfosten gelegt, als wollte er ihnen den Eingang verwehren. Er sagte kein Wort; aber ein Bauer trat vor und faßte nach ihm; er wollte ihn mit Gewalt beiseiteschieben.

„Was will der hier?“ tuschelten die Weiber.

Der Bub, als er sah, daß er der Kraft des Bauern nicht zu widerstehen vermochte, riß sich los und trat in die Kammer zurück. Ihm nach trat der ein, der ihn gefaßt hatte. Dann kamen die mitleidigen und hilfsbereiten Weiber.

Der Pfarrherr hatte im Halbschlummer gelegen. Er erwachte, aber er wußte nicht, wo er war. „Albin!“ stammelte er nur. Da schoben sie den Buben, der mit verbissenen Zähnen seitabgestanden hatte, zu ihm hin. Während die Fieber über das Antlitz des Kranken flogen und der Albin das Tuch erneute, das er ihm nach dem Geheiß der Hanna Zum Brunnen um die Stirne geschlagen hatte, berieten sie, was für den Kranken zu tun sei, und wurden einig, daß die Weiber der Reihe nach bei ihm wachen sollten. Ihre Sorge war wahrhaft; der vor ihnen in den Kissen lag, war ihnen ein großer Freund

geworden. So meinten sie es gut, wie sie es meinten. Aber der Albin haßte sie um ihrer Hilfswilligkeit.

Als sie mit ihrer Beratung zu Ende waren, redeten ein paar mit gedämpfter Stimme auf den Buben ein: Was er da suche? Er nütze doch nichts. Er solle gehen, bis er gerufen würde.

Der Albin fuhr auf. Dem, der ihn hinwegzubringen versucht hätte, würde er die Zähne in die Hand geschlagen haben. „Er will mich, — keinen andern!“ entgegnete er mit halb erstickter Stimme und wies auf das Bett.

Die Weiber murrten unter sich und gegen ihn. „Hinaus mit dir! Die da sorgen schon!“ zischte ihm der Bauer zu. Sie würden in ihrem Eifer an ihn geraten sein. Aber der Pfarrherr stöhnte eben wieder und nannte des Buben Namen. So ließen sie ihn gewähren, weil sie den Kranken zu erregen fürchteten.

Es kamen schlimme Tage, an denen der Hochwürdige nicht zum Bewußtsein kam. Seine Kammer war immer voll hilfsbereiter und betender Menschen. In einer Ecke aber stand der Albin, schaute mit heißen, angstvollen Augen auf das Siechbett, und mit zornflackernden auf die, die ihm seine Pflege störten. Die von Anderhalden taten, als wäre er nicht da; aber wenn er im Wege war, stießen sie ihn beiseite, soweit er sich stoßen ließ. Nur ihn wegzuweisen wagten sie nicht.

Wann das Weib des Präses an des Pfarrherrn Lager kam, was des Tags mehrmals geschah, bekam der Albin freie Hand. Sie, die die einzige war, die wirklichen Rat wider die Krankheit wußte, wandte sich mit allem an den

Buben als seinen besten Hüter. Die Hanna Zum Brunnen war vor allen andern ein rechtliches und gerechtes Weib.

Neun Tage lag der Pfarrherr bewußtlos. Am zehnten erwachte er; aber sein Leib war vom Fieber verzehrt und seine Kraft schien erschöpft. Als er seine Kammer voll Leute sah, in deren Mienen die Angst stand, leuchteten seine stillen Augen auf. Aber dann machte er eine Bewegung mit der Hand, die so zwingend und deutlich war, daß ihn keiner mißverstehen konnte; sie wies alle hinaus; nur den Buben, der sich an sein Bett gestohlen hatte, hielt er fest. Sein Blick war aber so voll Dankbarkeit, daß auch die, die er wegwies, ihm nicht zu zürnen vermochten und schweigend gehorchten.

Von da an begann für den Albin die friedliche Zeit. Mit einemmal war er allein in der Kammer Meister. „Er will es so, der Pfarrherr," sagten die Anderhaldener und schüttelten den Kopf. Auch sagten sie noch: „Er wird nicht lange mehr leben."

Freilich war der Kranke sehr müde geworden. Er lag reglos und ohne Kraft in den Kissen und schlief viel. Wann er redete, war es ein Flüstern. Aber der Albin wollte nicht glauben, daß ihm der Tod nahe sei. Nur in der Dämmerung faßten ihn manchmal Zweifel, wann die Stille zu groß wurde, das Tageslicht erlosch und keiner mehr kam, nach dem Pfarrherrn zu sehen. Um diese Stunde überwältigte die Schläfrigkeit den Kranken am schwersten; die Lider fielen gleich bleiernen Deckeln über die Augen, die Farbe seines Antlitzes wurde fahler, und der Atem ging so leise, daß selbst des Buben scharfes

Ohr ihn nicht mehr vernahm. Dann fuhr dieser oft vom Lager empor mit geballten Fäusten, als müßte er den Hochwürdigen mit seiner Arme Kraft gegen einen unsichtbaren Feind beschützen. Das Herz klopfte ihm, daß ihm der Atem kurz wurde. Es wurde ihm heiß, die Angst packte ihn. Alles, was hinter ihm lag, Vater, Mutter und Geschwister, alles war vergessen; er hing so an dem friedlichen Mann, dessen Kräfte sich verzehrten, daß ihm schien, als sei in seinem Leben nichts gewesen als dieser eine.

Aber auch das ging vorüber. Nach den Tagen hilfloser Schwäche kamen für den Siechen solche, an denen seine Stimme leisen Wohlklang zurückgewann, an denen seine Blicke sich belebten und sein Leib wie von neuen und gesunden Säften durchrieselt wurde. Der Präses und sein Weib, die ihn sahen, schüttelten den Kopf. „Es ist das letzte Aufflackern," meinte die heilkundige Frau. Zum Albin aber gesellte sich die Heinrike. Die saß von da an die langen Abende mit ihm am Bette; denn der Pfarrherr war bei Bewußtsein und wollte das Kind um sich haben. An einer Schlinge, die von der Decke auf sein Bett herabhing, hob er sich empor; der Albin schichtete ihm die Kissen in den Rücken, und so aufrecht sitzend redete er zu ihnen, redete schöne, friedliche und zufriedene Worte, die für die Lauschenden wie das Klingen eines sanften, fernen Läutens waren.

„Sagen sie noch immer, daß ich sterben werde?" fragte er einmal mit leisem Lächeln; sein von Fiebern verwirrter Sinn mochte zuweilen das dennoch erfaßt haben, was in seinen Stuben besprochen worden war.

„Ja, Herr," gab der Albin Bescheid.

„Und sind gar traurig?" sagte der Pfarrherr halb für sich.

„Aber Ihr werdet nicht sterben!" versetzte der Albin rasch und erregt.

Der Pfarrherr sah ins Leere. Er hatte das junge Volk vergessen, das neben seinem Lager saß. Leise, kaum sichtbar wallte das Blut unter der Haut seines bleichen Gesichtes. „Sterben! Sterben!" flüsterte er, und sein Blick gewann ein innerliches, seltsames Feuer. „Sie sagen, daß es so schwer sei. Und es wäre so leicht, vergäßen sie nicht, daß sie nur Gäste auf Erden sind, Gäste, die mit jungen Locken einziehen und im Frühgold des Tages und mit weißen Haaren den Weg durch den dunkeln Abend finden müssen. Die Welt ist laut, aber der Weg in den ewigen Abend ist still. Was kann dir Besseres werden, meine Seele, denn Stille!"

Er sah aus, als wollte er sich von seinem Bette heben und dem Blicke seiner Augen folgen, der den Weg in den Abend sah.

Der Albin und Heinrike, das Kind, saßen verhaltenen Atems. Sie hielten sich bei den Händen und wußten nicht, wie ihnen war. Sie fürchteten sich nicht; der leibhaftige Friede schien über ihnen zu stehen, und nur eine Scheu wie vor etwas Heiligem, Geheimnisvollem, hielt ihre Stimmen im Bann.

„Hab' ich euch erschreckt?" fragte der Pfarrherr plötzlich mit einer anderen Stimme; er hielt sich mit der Linken in seiner Schlinge, mit der Rechten strich er sich

über die Stirn, als scheuchte er einen letzten Gedanken hinweg. Er lächelte sie an und begann lauter und lebhafter mit ihnen zu reden als seit langem. Zuweilen kam ein Scherz über seine Lippen. Als sie an diesem Abend gingen, streckte er der Heinrike die Hand hin und sagte: „Sage daheim, ich meine, ich werde doch noch gesund!“

Er hatte wahr gesprochen! Langsam und in Wochen genas er. Und während er erstarkte, schien er allmählich erst zu erkennen, was der Albin für ihn getan hatte.

„Dem Herrgott mögt Ihr schon danken,“ sagte die Hanna Zum Brunnen zu ihm; aber der Bub — mag er noch so verrufen sein — an Euch hat er redlich getan, was ein Mensch vermag.“

Er nickte: „Sagt das Eurem Manne, Frau! Es ist keiner aus so schlechtem Grund, daß er nicht doch gedeihen kann! Und sagt es allen zu Anderhalden!“

Dem Albin sagte er einmal, nachdem er ihn lange angesehen hatte: „Du bist bleich, Bub; du mußt dich jetzt wieder in deine Kammer legen.“ Der Albin hatte sich sein Lager alle die Wochen her zu Füßen des Bettes gerichtet. Er schüttelte den Kopf: „Ich schlafe, wenn Ihr wieder gesund seid.“ Und er blieb, wo er war.

„Er tut nichts halb,“ sann der Pfarrherr in sich hinein und freute sich seiner über alle Maßen.

Die von Anderhalden aber ließen dem Albin kein Verdienst gelten. „Es wird schon kommen,“ zischelten sie; „es wird schon kommen. Was ihm im Blut liegt, ist nichts Gutes.“ Zuletzt ging der Gedanke an den Indergand-

Buben in dem Jubelsturm unter, der das Dorf durchfuhr, als der Pfarrherr zum erstenmal wieder auf der Kanzel stand. Er war noch bleich; sein Gesicht leuchtete fast aus dem Dunkel seines Gewandes, und die harten Striche des Leidens, die von seinem Munde sich abwärts zogen, waren tiefer gefurcht. Aber während er zu ihnen redete, röteten sich ihm die Wangen, und sein Blick verlor die Müdigkeit. Seine Rede bebte von zwei Dankbarkeiten. Die eine galt dem Herrgott, der ihn gerettet, die andere dem Volke, das ihn lieb hatte. Von seinen Zuhörern zu ihm spann sich ein unsichtbares Band. Ihre Augen hingen an seinen Lippen, und sie fühlten, als stehe er mitten unter ihnen und hielte eines jeden Hand in der seinigen. Als er dann aus der Kirche trat, umringten sie ihn, und jeder hatte ihm ein gutes Wort zu sagen, und in eines jeden Auge vermochte er die Freude glänzen zu sehen darüber, daß er wieder unter ihnen war. Ganz zuletzt, als sich die Menge verlaufen hatte, trat die Agatha an ihn heran und streckte ihm die Hand hin. Ihre klaren Augen waren von einem leisen Tränenschimmer trüb. „Ich bin froh," sagte sie, „Euch wieder zu sehen. Es ist mich hart angekommen, nicht bei Euch sein zu dürfen."

Der Pfarrherr lächelte: „Was du für mich getan hättest, weiß ich so wohl, als wäre es getan." Dann fragte er nach der Walkerin.

„Sie ist nicht besser und nicht schlimmer," berichtete die Agatha. „Aber das Kleine! Vielleicht wird es das Erste, dem Ihr die Erde segnet."

Darauf gingen sie auseinander.

Allgemach wendete sich in der Pfarrhütte alles zum alten. Der Pfarrherr erstarkte, und der Albin lebte ihm zu lieb. Er gedieh unter des Hochwürdigen Hand. Mit der Heinrike, des Präses Kind, war er gut freund jetzt; sie lebten wie Bruder und Schwester.

Dann geschah, was die Agatha gesagt hatte: Das erste Grab, das der Pfarrherr nach seinem Siechtum segnete, war das, in das sie der Walkerin Kleinstes gelegt hatten. Es war gestorben durch die Liebe der Mutter.

Elftes Kapitel.

Es ist gut, zwischen vier sicheren Wänden zu sitzen, wenn die Wettergewalten ihre Schlachten schlagen. Die zu Anderhalden sahen an ihren Bergwänden empor und atmeten tief und froh. Das waren sichere Wälle, und die Stürme, die über weite Lande gingen, erreichten das Bergtal nicht. In Frankreich tobte die Revolution; der Präses, der den Blick nicht im Engen hielt, wußte zu erzählen, wie sie wuchs und wuchs gleich einem Riesenbrande und wie ihre Funken über Frankreichs Grenzen stoben. In der Waadt scheinen sie zünden zu wollen; sagte er; denn Bern regte sich in Sorge um sein Untertanenland und verband sich mit Freiburg und Solothurn. Unsere Herren zu Altdorf sollten ein Auge auf ihr Livinen haben, meinte der weitsichtige Mann.

Zu Anfang des Jahres 1790, wenige Wochen nachdem der Pfarrherr gesundet sich von seinem Lager erhoben

hatte, war ein lebendiger Zeuge der Greuel, die in dem Nachbarreiche geschehen, nach Anderhalden gekommen. Ein Priester, der vor den Häschern und dem Fallbeil geflohen war, hatte sich nicht Ruhe gegönnt, bis er in der Hütte des Pfarrherrn zu Anderhalden ein Unterkommen gefunden. Da lebte er und lebte sich ein, und weil er ein verträglicher und vielwissender Mann war, dachte niemand daran, ihm das Weitergehen nahezulegen.

In diesen Tagen wollte Uri seine Stärke kennen, ist es doch allezeit und in unsicheren Tagen doppelt gut zu wissen, wie weit sich einer auf seine eigene Kraft verlassen darf. Das Volk wurde gezählt und mit Urseren und Livinen wurden 23,000 Seelen gefunden. In Anderhalden zählte der Präses. Dieses, wie alles, tat er allein, denn in allem vertraute er nur sich selber, und die von Anderhalden waren es gewohnt, daß der Gemeinde Wohl und Wehe in seinem Kopfe gesponnen, der Gemeinde Arbeit von seinen Händen getan wurde.

Mit dem Pfarrherrn und dem französischen Priester saß der Präses fast allabendlich zusammen, um mit ihnen die Ereignisse zu besprechen, die sich außer den Grenzen häuften. Der Albin, der zu dieser Zeit wie ein junger Baum in die Säfte schoß und dessen Geist für alles Wissenswerte lebendig war, pflegte oft mit des Pfarrherrn Wissen in dessen dunkler Kammer zu sitzen und durch die nur halb geschlossene Tür dem Reden der Männer zu lauschen. Er erfuhr, wie die Schweiz in sich zerrissen war und wie ihrer viele zumal in Frankreich lebten, denen daran lag, sie noch mehr zu zersplittern. Die Männer sahen

nicht, wie im Dunkeln des Buben Fäuste sich ballten und dem, der nur ein Bauer war, das Herz im Grimme schwoll, daß kein Starker dem Lande erstand, der es einigte, und wie er, der Kleine, Unvermögende, sich wie an einer Kette bäumte und mit der Selbstüberhebung eines noch ungebändigten Willens und im Bewußtsein überflüssiger Kraft meinte, selber der Retter werden zu müssen.

Zu Ende 1790 ging der Franzose wieder zu Tal; er durfte die Gastfreundschaft des Bergpfarrers nicht länger in Anspruch nehmen. Der Pfarrer und der Präses aber fuhren fort, in abendlich dämmeriger Stube ihre Ansichten und Befürchtungen auszutauschen. Die Freundschaft beider für einander wurde enger dabei, und das Dorf gedieh unter ihrer Leitung wohl.

Die Tage reihten sich und wurden zu Monaten und Jahren. Die Stürme, die Welten erschütterten, kamen nicht zur Ruhe; aber in Anderhalden war es still. Nur zuweilen, wenn eine Kunde hereindrang, die die Gemüter erschütterte, fuhren die Dörfler aus ihrer Gelassenheit auf. So war es im Sommer 1792, als die Botschaft bis in das Bergdorf drang, daß zu Paris die Schweizer, die den Königspalast gehütet hatten, im Kampf mit den empörten Volksmassen gefallen seien. Die Bauern ballten grimmig die Fäuste. Jene Garden waren nach Schweizerart untergegangen; aber daß sie besiegt waren, das fraß an den Herzen der Urner Bauern mehr als ihr Tod. Dem Albin, der die Kunde dem Pfarrherrn in die Stube trug, schossen die heißen Tränen in die Augen, während er erzählte. „Daß das hat geschehen können, daß wir

hier zusehen!“ schrie er auf. Der Pfarrherr sah ihn an und erkannte, wie es ihn quälte, daß er nicht inmitten des Getriebes stand, das außerhalb seiner Bergstille war.

Von da an blieb diese Stille nicht mehr ganz ungestört. Die Anderhaldener schlugen sich mit den Landesgenossen in Rede und Rat auf des französischen Königs Seite, an dessen Thron die Säulen wankten. Die Landsgemeinde tagte und hieß die Gesandtschaft, die an die außerordentliche Tagung nach Aarau ging, daselbst den Willen von Rat und Volk kundtun, tätig für Ludwig XVI. einzustehen. Die Urner fanden zu Aarau nur die von Bern gleicher Meinung. So mußte die Erregung verebben, die in ihren Herzen gewesen war. Aber stille wurde es im Lande nicht; der Lärm war zu nahe gekommen. Der Brand, der Frankreich verzehrte, loderte höher empor, und die Funken stoben weiter in das Grenzland herüber. In Genf, in Zürich, in den Ländern des frommen St. Galler Abts und in Bünden zündeten sie. Blut floß an diesen Orten, die Revolution begann sich auszubreiten.

„Es ist Gewitterzeit,“ schrieb der Pfarrherr zu Anderhalden nieder. „Meine Bauern suchen auf ihren Dielen und in langen unbetretenen Kammern; sie kramen in Kasten und Truhen. Sie suchen nach Waffen. Wenn einer geht seine Matte bestellen, sieht er sein Gewehr an und zögert. An die Arbeit geht er verdrossen, denn er ahnt, daß er zur Zeit, da er die Sense ergreifen sollte, sein Gewehr wird halten müssen. Warum nicht! Es ist Gewitterzeit. Auch der Präses ist unsicherer denn sonst. Er geht viel unter den Leuten herum und mahnt sie, den Körper zu

stählen. Er hat das Schützenwesen in die Hand genommen. In die Mattentalschlucht dröhnen allsonntäglich die Schüsse. Vom zwölfjährigen Buben zum alten Graukopf stehen sie im Stand, und der Präses ist immer unter ihnen und gibt zu verstehen, es möchten die Gewehre einmal auf andere Ziele knallen müssen. Die Hanna, sein Weib, klagt, daß er daheim nicht mehr der alte sei; es sei die gute Ruhe von ihm gewichen, seine Laune sei sprunghaft; bei seinen Geschäften sei er reizbar, und für Weib und Kind habe er wenig Zeit mehr übrig. Armes Weib, das ist das Fieber, das wie eine Seuche durch die Welt geht!

„Mit meinem Albin ist es nicht anders. Er ist der alte nicht mehr. Das Fieber ist in dem Buben, wie es im Präses ist. Nur kann er es nach außen nicht zeigen; darum verzehrt es ihn im Innern. Seit er sich den Zwanzigern nähert, hat er ein anderes Wesen an sich. Er verbirgt etwas vor mir. Aber ich durchschaue ihn doch. Meine Hütte ist ihm zu eng, und nicht nur sie — das Dorf. Wenn er von den Händeln hört, die überall sind, von den Taten, die geschehen, dann funkeln seine Augen. Eines Tages wird er mir entlaufen, wenn ich ihm nicht Arbeit und Pflicht finde, die so schwer sind, daß sie ihm Kopf und Arme täglich müde machen. Ich will sie ihm suchen.

„Zu den Schützen hat er wollen. Als die ersten Kugeln in die Mattenschlucht gefahren sind, ist ihm das Blut in die Stirne gestiegen, das frohe Blut. Er ist nach dem Stand hinuntergelaufen; aber sie haben ihn nicht geduldet. „Du hast hier nichts zu suchen, du!" Damit haben sie ihn fortgewiesen. Er hat es mir mit

zuckenden Lippen und bleich gestanden, da ich ihn fragte. Ja, ich vermag sie nicht zu bessern, meine Bauern hinter der Schranke, wo sie das Gute zu hüten gepachtet haben und das Böse nicht Raum hat, wie sie sagen. Meine „guten“ Bauern! Sie sind wie alle, die auf ihre Gutheit pochen.“

Der Pfarrherr ließ in diesem Jahre, dem dritten seines Amtens zu Anderhalden, seine Schrift anwachsen. Es war ihm, als kennte er seine Menschen besser, wenn er von ihnen sich ausgeschrieben hatte. In diesem Jahre stand auch von der Walkerin zu lesen und daß sie kränker geworden, und von der Agatha, die ihre einzige Stütze war, aber eine übermaßen getreue. Zu dieser Walkerin ging der Pfarrherr letztlich oft, endlich Tag für Tag; denn sie bedurfte seiner. Ihre Tage neigten sich dem Ende zu. Aber so schnell ihre Zeit zu Abend ging, ihr einziges und letztes, der Bub, der seines Vaters Namen trug, sollte ihr vorangehen. Auch dieses Kind krankte und an demselben Übel, an dem die Mutter hinsiechte. Seit Wochen schon hustete der braunlockige Bub. Als die Walkerin zum erstenmal die Anzeichen erkannte, die sie an ihrem Jüngsten hatte lernen können, fuhr sie zusammen wie ein Dieb, der sich entdeckt weiß. Sie schlug die Hände vor die Brust und lauschte nach dem Kinde hinüber, das in der Nebenstube sich vergnügte. Ihre Augen wurden starr und ihrer Brust entfuhr ein Ächzen. Und an demselben Abend, als der Pfarrherr kam — der Bub lag schon in seinem Bett, und die Agatha hatte einen Gang zu tun — an demselben Abend warf sie sich dem Pfarr-

herrn zu Füßen mit den Worten: „Der Bub stirbt! Ich habe ihn getötet wie den andern!“

Der Pfarrherr blickte auf das verzweifelnde Weib, dessen Hände verkrampft waren und dessen schmächtige Gestalt in Qual erzitterte. „Ihr habt seine Lippen mit den Euern berührt?“ fragte er; kein Tadel klang in seiner Stimme, nur eine unendliche Barmherzigkeit.

Die Walkerin richtete sich zu ihm empor, als suchte sie bei ihm Schutz. „Wollt Ihr mich verdammen? Er ist das Kind, ich bin die Mutter! Wenn der Bub gekommen ist, mein armer Bub, der keinen Vater mehr hat und keinen Spielgefährten, und die Arme erhoben hat, Herr, und geklagt: ‚Mutter, Ihr seid so bös mit mir! Mutter, Ihr möget mich nicht mehr!‘ Und wenn ihm der Hunger aus den Augen geleuchtet hat, der Hunger nach meiner Liebe! Habe ich anders können? Hätte ich ihn zurückstoßen sollen? Ich habe ihn halt an mich genommen. Und dann ein= — zweimal hat mir das Kind den Kuß von den Lippen gestohlen, den Kuß, an dem er sterben muß — Herrgott, als es geschehen gewesen, ist es heiß in mir aufgestiegen, eine wahnsinnige Angst ist mich überkommen! — Aber, habe ich anders können? Noch selig bin ich insgeheim gewesen, tagelang, daß er mich so lieb hat!“

Nach dieser Beichte das rechte Wort zu finden, war schwer. Der Pfarrherr schaute das Kind an: dieselben Blütenfarben im Gesicht neben dem Totenweiß, derselbe fliegende Atem, den die Mutter hatte! Er sah, daß keine Hoffnung war. Da kam es über ihn wie eine Erleuchtung;

er nahm des schwerkranken Weibes Hände und sagte: „Wisset Ihr, ob es nicht besser ist? Vater, Mutter und Kinder will er erlösen, der Herr, daß keines darbend zurückbleibe.“

Das beruhigte die Walkerin seltsam. „Ihr meint, daß wir uns — irgendwo — an einem andern Ort wieder zusammenfänden?“ fragte sie. „Hoffet und betet!“ der Pfarrherr dagegen.

Seitdem hing die Walkerin diesem Traum und Troste nach.

Indessen pflog die Agatha ihres Pflegeamtes. Als die Tage herbstlich wurden und dann winterrauh, wurde ihr Amt schwer, denn der Gedeon, der Bub, legte sich und seine Mutter schleppte sich nur noch mühsam von Stube zu Stube. Da wurde die Agatha ganz groß und treu und stark. Sie fragte nicht nach Tag und Nacht, und nach Mühe und Entbehrung nicht. Sie lebte und wachte und werkte, und die Schwester und das Kind waren geborgen, als sorgten zehn Hände für sie statt der beiden, und als wäre eine Schar hilfswilliger Menschen um sie, die sich in die Pflege teilten, statt der einen, die nie ermüdete.

Einen schweren Tag hatte die Agatha um diese Zeit. Das war der, an dessen Abend der Thalmann-Veri, des Präses Vorknecht und ihr Gespiele aus Kindertagen, sie besuchen kam. Der Mond stand über den Spitzlibergen. Das Tal war hell wie am Tage von seinem Schein. Die Agatha hatte das eine Hüttenfenster aufgetan, um den Holzladen aufzuziehen, denn das Mondlicht tat dem Buben weh, der in unruhigem Schlummer lag. Da

stand der Veri unten vor der Hütte und hieß sie herabkommen.

Hereinkommen solle er, wenn er etwas wolle, gab sie zurück. Aber er erwiderte, was er zu sagen habe, könne er drinnen nicht sagen.

So trat sie nach einer Weile zu ihm unter die Hüttentüre, An den beiden Pfosten lehnten sie einander gegenüber. Er war ein starker Mann, fest, gerade, von breitem Wuchs. Sein Gesicht war rot und weiß wie das liebe fröhliche Leben und seine blauen Augen trugen einen verständigen und ehrlichen Schein, der dem fröhlichen Gesicht einen männlichen Ausdruck gab. Seine Stirn war breit und stark; über ihr stand das dichte, wellige Haar. Ein blonder Schnurrbart bedeckte ihm die Oberlippe; wenn er sprach, schimmerten unter dieser die breiten gesunden Zähne. Mit einem kurzen „Tag" reichte er dem Mädchen die Hand. Die beiden Hände hatten einen festen Druck; in ihrem Gruß allein schon lag eine große Offenheit und Freundschaft.

„Wir sehen einander wenig mehr," begann der Veri.

Die Agatha dagegen: „Wir wohnen auch nicht mehr so nahe beisammen, letztlich."

„Dafür bin ich jetzt eben da," sagte der Knecht gerade heraus, „daß wir wieder näher zusammenkommen."

Die Agatha wurde rot; sie zog die Hände hervor, die sie am Rücken verschlungen gehalten hatte; die Bewegung war ungewollt und unsicher. Aber als der Bursche wieder sprach, faßte sie sich.

Der Veri hatte keine langen Worte: Geerbt habe er, das Heimwesen in Urseren von seines Vaters Bruder!

Beim Präses sei er ausgelohnt, und am Morgen wolle er ins Oberland, den neuen Besitz antreten.

„Ich wünsche dir Glück," fiel ihm die Agatha in die Rede. Zu anderer Zeit hätte sie es nicht ohne Händedruck getan. Aber jetzt — sie griff mit der Rechten fest in die Röcke, daß sie sich nicht verirre.

Der Veri fuhr sich einmal übers Haar; dann stieg er von dem Tritt unter dem ihren, auf den er getreten war, wieder zu ihrer Höhe, sah sie gerade an und sagte: „Und jetzt — zum Land und zum Haus brauche ich eine Frau; hoffentlich sagst du mir nicht ‚nein', Agatha!"

Sie zögerte keinen Augenblick, hielt auch mit dem eigenen hellen Blick den seinigen aus.

„Ich kann dir nicht ‚ja' sagen," sagte sie ein wenig leise.

„Warum?"

„Du weißt doch, wie es da innen aussieht." Sie machte eine bezeichnende Bewegung nach dem Innern der Hütte.

„Aber", entgegnete er, „es wird doch eine zu finden sein, die für dich der Schwester hilft."

„Eine Fremde? Das kann ja nicht gehen!"

Eine leise Ungeduld schien ihn zu erfassen. In seiner Stimme klang ein weicher Ton. „Von Kindesbeinen auf habe ich's im Kopf gehabt: Die Agatha, die wird einmal deine Frau! Das ist immer schon so in mir ausgemacht gewesen, als ob uns der Herrgott zusammengegeben hätte."

„Mir ist es nicht anders gewesen," sagte das Mädchen still.

Und der Veri: „Nun also! Das weißt du doch, daß ich da oben nicht allein wirtschaften kann. Ein Lediger, der ein ganzes Heimwesen übernimmt, am Ende mehr Mägde und Knechte als Kühe im Stall, da könnte einer weit kommen."

„Ja," erwiderte die Agatha und blickte zum erstenmal zu Boden. „Darum eben, es sind ja — noch viel Rechte im Land."

Dem Veri rötete sich die Stirn. „Also die Schwester ist dir doch lieber als ich," sagte er hastig und gereizt.

Da richtete sich die Agatha auf. „Ich ans Glück denken und ans Wohlleben und die da drinnen im Unglück und allein sterben lassen! Du, vor so einer würde dir hoffentlich der Respekt vergehen."

Jetzt ging dem Veri die Sprache aus. Es wurde ganz still. Sie standen nur und schauten auf ihre Schuhe. Über ihnen der klare Mond warf seinen weißen Schein auf ihre starken jungen Gestalten.

„So muß ich halt gehen," sagte endlich der Knecht. Dann begegneten ihre Blicke einander.

„Behüt' Gott!"

„Dich auch!"

Sie schlugen die Hände ineinander wie beim ersten Gruß und gingen ohne Groll auseinander. Nur ihre Gesichter waren ernst, und um ihre Lippen zuckte es kurz wie von einem rasch niedergestrittenen Kummer.

Nach diesem Tage tat die Agatha ihr Liebeswerk an der Schwester weiter, und es war auch nicht die leiseste Ungeduld in ihr darum, daß in ihrem Leben etwas in die

Brüche gegangen, während sie für andere sorgte. Aber der Veri, der Knecht, nahm nicht, wie er hätte sollen, auf sein neues Gut ein anderes Weib.

Das neue Jahr begann mit Stürmen und Winterschauern. Zwei Wochen lang stritten der Nordwind und der Föhn wider einander einen grimmen Streit. Bald warfen sie sich wie mächtige Ringer an die Erde; dann knarrten und ächzten zu Anderhalden die Hüttenwände, gierten die Balken und klapperten die Schindeln; bald fuhren sie hoch über Schneekuppen und Felsenzinnen und trieben mit weißen und dunkeln Wolken ein wildes Spiel, sie ballend und zerfetzend, und der Föhn, der der ungestümere Kämpe war, riß von den Bergkämmen den Schneestaub auf und wirbelte ihn wider den Gegner. Aber in der dritten Woche ward der zähe Nordwind Sieger. Je mehr er es wurde, desto mächtiger wuchs sein Atem. Unter diesem Atem erlosch des Himmels Farbe und wurde fahl. Darnach kam ein stiller, grauer Tag, an dem Stunde für Stunde und unablässig die Nebel aus dem Tale bergwärts quollen. Als das Tal von ihnen erfüllt war, taten sie sich in viel tausend Rissen auf und ließen weiße, schwere Flocken aus ihren Falten fallen. Das war ein totenstilles, stetes Rieseln. Es währte sieben Tage und war am siebenten Tage so dicht und gleichmäßig und still wie am ersten. Am siebenten Tage war Anderhalden fast begraben in Schnee. Und am siebenten Tage kam die Agatha zu dem Pfarrherrn geeilt, durch unwegsame Gasse: „Herr, kommt schnell! Der Gedeon, der Bub, will uns nicht gefallen.“

Während dessen saß in ihrer Hütte die Walkerin am Bette des kranken Kindes und wachte und zählte seine Atemzüge. Sie hatte seit Stunden so gesessen. Seit Tagen schon war der Bub nicht mehr von seinem Bette aufgestanden. An diesem Tage aber war er seit dem frühen Morgen ruhlos, und in seinem Wesen war ein eigentümlicher Wechsel von Gereiztheit und kluger, liebevoller Plauderhaftigkeit. Soeben war die Agatha hinweggegangen. Wenn die Weiber ratlos waren, wußten sie, wohin sie zu gehen hatten. Als sie aus der Türe ging, folgten ihr die Augen des Buben. Die Türe hatte sich geschlossen, und des Kindes Lider fielen zu wie vor Schlaf.

„Gegrüßt seist du, Maria, gebenedeit unter den Weibern!“ stammelte die Walkerin am Bette vor sich hin, stammelte es zum zwanzigstenmale. Die Lippen waren ihr müde; alle Kraft und aller Wille und aller Glaube waren von ihr genommen. Die Stube war nicht hell wie sonst; der Schnee schwirrte zu dicht vor den Fenstern. Und eine lautlose Stille füllte sie. Draußen woben die Flocken an einer schweren Decke; sie stoben so dicht hernieder, daß einmal, als die Walkerin aufsah, sie ein Rauschen zu hören vermeinte wie von den Wellen der Bergbäche, und die Flocken fielen doch ohne Laut. Sie hatten sich auf den schmalen Holzgesimsen angenistet, die außen an den Fenstern waren; noch immer bettete sich Flocke um Flocke hinzu, und weiße Berglein wuchsen über die Scheiben empor. Andere hatten sich an die Kreuzhölzer der Scheiben gelegt, fest an das breite senkrechte Holz und schwer auf das Querholz. Als die Walkerin

nun sich umsah, sah sie, was sie alle die Tage nicht gesehen, lauter weiße Kreuze in die Stube hereinleuchten, Kreuze auf kleinen Hügeln, wie die Kreuze auf Golgatha. Da fiel ihr ein, was sie gebetet hatte: Maria mit dem Schwert im Herzen, Maria, du schmerzensreiche! — War sie nicht elend wie jene? Und abermals hob sie an, diesmal inbrünstig, mit überquellenden Lippen: „Gegrüßt seist du, Maria! Mutter Gottes!“

Da sah sie auf einmal des Buben helle Augen auf sich gerichtet, völlig klar.

„Mutter!“ Und da hob er sich schon aus dem Kissen und lehnte zu ihr hinüber. Seine Ärmchen nestelten um ihren Hals.

„Mutter, ich habe dich halt so gern!“

Das schmale Gesichtlein war dem ihren ganz nahe. In den Augen leuchtete ein helles Licht, halb Schalk, halb Ernst.

Die Walkerin lächelte. Die Rede war seltsam, denn die Art der Bauern kennt keine Zärtlichkeit. So war etwas wie Unglaube in dem Lächeln der Mutter.

„Aber sicher,“ sagte der Bub, und: „Glaub mir doch!“

Da neigten sich ihre Häupter noch näher zusammen, bis Wange an Wange lag, und dann mußten sie beide lachen, das Kind ob der Mutter Art, mit der sie nicht hatte glauben wollen, das Weib, weil in des Kindes Wesen seit langem wieder eine kindliche Fröhlichkeit war. Und mitten im Lachen zuckte der Bub, und mitten im Lachen sank ihm der braunlockige Kopf auf die Schulter der Mutter. Ein leiser Laut wie eines Vogels klagendes

Zirpen! Dann — — die Walkerin war zurückgefahren, ihre Augen waren von wildem Schrecken groß; sie ließ den Buben in die Kissen sinken, betastete das bleich gewordene Antlitz, suchte den Herzschlag, und während ihr eigener so stürmisch ging, daß sie zu ersticken meinte, und sie über das Bett gebeugt war und langsam begriff, daß das Kind gestorben, sank sie selber mählich vornüber, wie der Wipfel eines überlasteten Baumes, fiel ihr das eigene Haupt, bis es wieder an das des Kindes zu liegen kam, und stockte jäh das hämmernde Pochen, das ihr vor den Atem gekommen war. Und da waren die Walkerin und ihr Bub zu ein und derselben Stunde gestorben.

Draußen fielen die Flocken aufs Gesims und an die weißen Kreuze. Die standen und leuchteten in die totenstille Stube, alle die Kreuzlein auf ihren Hügeln, die waren, wie die auf Golgatha!

Zwölftes Kapitel.

Der Pfarrherr und die Agatha kamen zu spät. Sie fanden ein wundersames Bild. Als der erste Schrecken von ihnen gewichen war, stand der Pfarrherr am Bette auf, sah die Agatha an, deren Gesicht in Leid und Weinen zuckte, und sagte: „Groß und mächtig ist der Tod; nur die Liebe ist größer! Sie hat diesen zweien die Schmerzen des Sterbens genommen.“ Denn es sprach aus der Art, wie die Walkerin über ihrem Kinde ruhte, eine große Liebe.

Es war beim Dämmern des Tages, als der Pfarrherr alsdann die Walkerhütte verließ, wo die Kerzen über zwei Toten brannten. Als er durch den tiefen Schnee sich bis an die Pfarrgasse zurückgekämpft hatte, hörte er plötzlich des Präses starke Stimme, die von der Seite nach ihm rief.

„Seid Ihr zurück trotz allem Unwetter?“ fragte der Pfarrherr. Der Präses war in Altdorf gewesen, wohin er vor Tagen gegangen war.

Der mächtige Mann trat aus seiner Haustüre, erregt und bleich. „Daß ich es Euch sage, Pfarrherr! Der französische König hat seinen Kopf hergeben müssen. Ich habe es zu Altdorf für sicher gehört! Die Franzosen sind Mörder geworden.“

Dem Pfarrherrn fuhr der Gedanke durch den Kopf: Welch ungleicher Tod: der Friede in der Hütte der Walkerin, der Schrecken über dem Schaffot, wo ein König starb!

Als der Hochwürdige seine Hütte betrat, kam der Albin aus der Küche, wo er Holz geschlagen hatte. Er hatte sich zum Manne ausgewachsen. Der dunkle Kopf saß ihm kühn auf den breiten Schultern; unter der weißen Stirne, die von der Wetterfarbe des übrigen Gesichtes sonderbar abstach, leuchteten die grauschwarzen Augen, in denen schwer zu lesen war. „Ihr seid es?“ sagte der Bub und wollte zurücktreten. Da hielt ihn ein Ausdruck in des Pfarrherrn Gesicht fest. Er las ihm die Ermüdung aus den Zügen. „Ihr habt einen bösen Weg gehabt,“ fügte er hinzu.

Der Pfarrherr nickte, und dann, ehe er sich der Stube zuwendete, drehte er sich um, als komme ihm ein Gedanke.

Er sah den Albin mit einem ernsten Blicke an und sagte: „Jetzt ist die Walkerhütte leer.“

Der Albin sah ihn an. Erst allmählich verstand er, was er meinte. Das Blut schoß ihm urplötzlich in Wellen zu Häupten. „Und alle hat der Vater auf dem Gewissen, wollet Ihr sagen.“

Der Blick des Pfarrherrn war streng geworden. „So rollt der Mensch einen Stein, und wo er zu liegen kommt, hat der Herrgott eine Lawine daraus gemacht!“

Der Albin hörte kaum auf die Worte. Alle Ungewitter des Zorns wetterleuchteten in seinen Augen. „Seid Ihr nun auch wie die andern? Weil der Vater gesündigt hat, soll ich die Schuld erben!“

„Wer redet davon?“

Der Albin trat einen Schritt vor; er schien außer sich. Er hob beide Fäuste, als wollte er sie in die Augenhöhlen pressen. „Ja, weist mir doch den Weg, wie ich gut machen soll! Gebt mir zu tun! Herrgott, arbeiten will ich, wie kein Knecht je gearbeitet hat! Martern will ich tragen, wenn Ihr wollt! Warum nicht? Aber laßt mich nicht verfaulen im Wohlleben und ewig Spießruten laufen zwischen allen denen, die auf mich deuten: „Der da, seht ihr, der da ist es, dem Sünder seiner, der Sündenbub!“

„Albin!“ mahnte der Pfarrherr.

Plötzlich, wie er gekommen war, ging der Sturm vorüber; das Blut floß zurück, bis der Bursche bleich war, fast fahl.

„Das ist dein Ernst nicht gewesen, Bub,“ sagte der Pfarrherr.

Der Albin ließ die Arme schlaff an die Seiten fallen. Er redete nicht, preßte nur die Lippen zwischen die Zähne. Der Hochwürdige wendete sich wie zürnend von ihm ab und trat in die Stube. Aber als er sich dort am Tisch niedergelassen hatte, sann er der Art des Buben nach und sagte es sich abermals vor: Der Raum, in dem er lebt, ist zu enge für ihn!

Von diesem Tage an sorgte sich der Pfarrherr um seinen Schützling. Er wachte schärfer über ihm, und weil er in dem Reisenden Regungen ahnte, die vor ihm heimlich waren, wagte er nicht, ihn aus den Augen zu lassen. Aber gerade unter seinen Augen geschah, was er zu verhüten gehofft hatte.

Das Jahr war alt geworden im Wechsel der Tage, und als einem früh alten Jahre fiel ihm frühe das Weiß des Winters aufs Haupt. Zu Martini lagen die Wege schon dicht verschneit. Eines Tages zog eine kleine Schar sonderbarer Wesen die Straße von Anderhalden herauf: Ein Mann, zwei Weiber, ein junger Bursche, ein Bär, ein Hund und eine magere Ziege. Über ihnen zogen die Nebel. Der Mann war hager und lang, stampfte weitbeinig und mit schlotternden Gliedmaßen den Schnee und zog am Strick die Ziege nach, deren lange, zottige Fellhaare die weite Straße fegten. Der Mann hatte ein rohes, rotes Gesicht, Augen mit krankroten Rändern, wie sie die Trinker haben, und aus den Ärmeln des abgetragenen Gewandes schauten ihm dürre Arme und knörpelentstellte Hände. Auf braunem, rauhem Haare saß verschoben ein schlechter Filz. Auf dem Kopfe der Ziege standen zwei Hörner,

groß wie Steinbockzacken. Des Mannes Füße und Beine waren mit Lappen umwunden, schwarz, weiß, bunt, wie es gerade kam. Um die Hüften hatte er einen längern Lappen gleich einer Schärpe geschlungen, die ihm die enge Hose hielt. Seiner Ziege Gewand war ein weiß und schwarzes schönes Fell, so daß die Ziege fast fürnehmer anzusehen war als der Mensch.

Das eine Weib schritt dicht hinter dem Mann und der Geiß, die Spur nutzend, die diese in den Schnee traten. Auch sie ging in abgetragenem, flickigem Rock, dessen Fetzen auf der Straße schleiften. Um den Kopf und den Oberleib hatte sie ein schwarzes Tuch geschlungen; das hielt sie unter dem Kinn mit einer dürren, unsaubern Hand zusammen, und aus ihm schaute ein gelbes, verlebtes Gesicht. Seine Züge waren ebenmäßig, doch von jenen Stürmen des Lebens verwittert, die in Menschengesichtern hausen wie Wetter im Weichholz der Hüttenwände. Große dunkle Augen standen darin, aus tiefen Höhlen leuchtend, und schwarze Brauen überwölbten sie. Wirres schwarzes Haar stahl sich unordentlich zwischen Tuch und Gesicht hervor und war dem Luftzug zum Spiel, der aus Anderhalden daherstrich.

Hinter dem Weibe zottelte der Hund, ein großes, langhaariges, unschönes Tier, das in mißgestaltetem Kopfe zwei kluge braune Augen stehen hatte. Eine schmale Kinderhand war in sein rauhes Rückenhaar eingekrallt, so daß er gleich einem treuen Zugtiere die Eignerin derselben berganzog. Das Mädchen, das sich so den Weg leicht machte, war noch ein halbes Kind, oder stand doch erst

auf jener Grenze, da die linkisch hageren Glieder sich runden und des Leibes Formen noch im Knospen sind. Gleich der Alten trug es den Oberleib ganz von einem wärmenden Tuch verhüllt; der Rock, der unter demselben hervorschaute, war wenig besser als der des vorantappenden Weibes; er reichte bis zu den Knöcheln der in schwerem Schuhwerk steckenden Füße. Das Gesicht, das vom Tuche beschattet war, war schmal und ohne Farbe; seine Haut war zart, fast durchsichtig; Sommersprossen liefen über die fein geformte Nase; blaue Schatten waren unter den Augen und an den Schläfen, und an der Stirn traten kleine blaue Adern hervor. Die Augen waren hellblau und standen weit offen; sie blickten verstaunt wie die liebe Unschuld; aber wenn sich der rote, volle Mund zu einem sonderbaren Lächeln verzog, strafte er die unschuldigen Augen Lügen.

„Tuch ab, so sehen sie dich!“ lachte der Bursche, der im Zuge zuhinterst ging. Damit riß er dem Mädchen das Tuch hintenüber. Das warf die schmalen Schultern hoch und den Kopf in den Nacken. „Laß mich, Esel!“ Aber das Tuch behielt sie unten und ließ die rauhe Luft über ihren goldblonden Scheitel fahren.

Sie kamen dem Dorfe nahe. Der Bursche, der an eiserner Kette den müden, braunpelzigen Bären führte, schien bei guter Laune zu sein. „Könnet Ihr nicht blasen, Vater, wenn wir einziehen, daß man weiß, wie hohe Gastung kommt?“ Er lachte mit rauhem Tone, als er dies dem Alten hintennach geschrieen hatte. Jener grunzte nur und gab keinen Bescheid. Aber der Bursche fuhr fort, seine Späſſe zu machen. Er mochte seine zwanzig Jahre

zählen, trug das Bettelgewand der andern und über der Schulter ein großes Bündel voller Habseligkeiten. Er hatte ein Gesicht, das noch zu einem Teile dem der Schwester glich, aber dem Kunstwerk zu vergleichen war, das ein Hammer mißstaltet hat. Das Leben mochte darin gehämmert haben, hatte die Züge abgestumpft und ihnen ein rohes Gepräge gegeben. Seine Augen blickten frech; der Mund hatte gesprungene, aufgeworfene Lippen. Der Leib aber schien sehnig und voller Kraft.

Als der Führer des Zuges unter das Tor trat, das die Präses-Hütte für Anderhalden bildete, hob er wie witternd das Gesicht. Den Schnee, der wie Mauern zu beiden Seiten des Weges getürmt war, sah er stutzig an. Da schrie ihm der Bub von hinten zu: „Ja, gaff nur, Alter! Weiter oben wird's nicht besser, und bei dem Schnee kommst nicht über den Berg. Denk daran, ich habe es gesagt!"

„Das Maul halt!" brummte der Alte zurück und trat unter dem Tore hindurch.

In der Türe einer der nächsten Hütten stand ein Weib, das gaffte die Ankömmlinge an und rief etwas über die Gasse, als sie sie gemustert hatte. Eine Nachbarin, die im Fenster lag, streckte den Kopf heraus. „Komödiantenvolk!" schrie sie zu dem ersten Weibe hinüber. Da wurde es auch auf dem Platze lebendig. Kinder fuhren aus den Türen; die Fenster taten sich auf. Unter den neugierigen Blicken des halben Dorfes zogen die mit dem Hund, dem Bären und der Ziege nach der Mitte des Platzes. Mit halb auf ein Ohr heruntergezogenem Filz wendete sich der Lange an einen Bauern: Wo hier der Präses wohne?

Dieser kam just aus seiner Tür geschritten. Als er den hohen Bauern sah, bequemte sich der Lange, den Filz völlig vom Kopfe zu nehmen. Seine Gestalt beugte sich vornüber, und den Hut in den Händen drehend, eine widerliche Freundlichkeit im Gesicht, trat er auf den Präses zu. Sie hatten ein Gespräch miteinander, von dem die übrigen, die herumstanden, nichts hörten; aber einmal während desselben lachte der Präses laut auf und fragte mit seiner ganzen Stimme: „Wo kommt Ihr denn her, daß Ihr das nicht wißt?" Da trug es auch schon ein Bub in die Menge, der sich nahe an die miteinander Redenden gestohlen hatte, der Komödiant habe gefragt, ob der Weg höher in die Berge und nach Livinen hinunter offen sei; der wolle über den Paß steigen!

„Über den Paß!" Die Anwesenden lachten, daß es wie mit Hammerschlag von einem zum andern scholl. Das Mädchen sah mit großen Augen halb zürnend um sich. Der Bursche wies die Zunge so lange sie war, und stieß ein paar Flüche hervor. Das Weib hatte sich erschöpft auf eines der Bündel in den Schnee niedergelassen.

Indessen nahm das Gespräch zwischen dem Präses und dem Fremden seinen Fortgang und endete damit, daß jener einen Bauern, den er in der Nähe stehen sah, zu sich rief und mit ihm zu unterhandeln begann. Nach einer Weile schritt der letztere mit dem Fremden zu einer baufälligen Hütte, deren Fenster und Türen nach dem Platze gingen. Er öffnete eine Türe, durch die man in einen stallartigen, einfensterigen Raum gelangte, und entfernte den schweren Laden, der sein einziges Fenster

schloß. Der Lange winkte. Darauf hielten Mann, Weib, Kinder und Getier Einzug in dem Unterschlupf.

In die Gaffer kam Leben. Wenige verliefen sich; die andern standen in Gruppen beisammen und verhandelten über die Komödianten, das Wer und das Wie, das Woher und das Wohin. Was noch kindisch frech war, machte sich an das staubblinde Fenster und forschte, was im Innern der Fremdenherberge geschah. Unter den Redseligen ging als Wahrheit um, daß die „Spieler" aus Deutschland kämen, daß sie sich's in den Kopf gesetzt hätten, über den Gotthard zu ziehen, wohin wüßten sie selber nicht, und daß sie morgen in der Gemeinde spielen würden.

Der Präses war längst weggegangen; aber bis die Neugierigen sich verliefen, verging der Tag.

Am andern Morgen hingen die Blicke an der Stalltüre, hinter der die Komödianten wohnten, als verschließe sie Schätze. Seit Menschengedenken hatten sie zu Anderhalden nicht solchen Besuch gehabt. Gegen Mittag trat der Lange aus seiner Behausung, gähnte, daß es über den ganzen Platz zu hören war, und reckte die Glieder. Da kam Leben in die Dorfjugend. Ob es losginge? Aber der Komödiant schritt nur nach der Schenkstube des Furger-Felix hinüber, die seinem Unterschlupfe gegenüber lag. Dafür wurde gleich nachher sein Weib sichtbar, das einen Kessel trug und nach dem Brunnen schritt, der inmitten des Platzes stand. An die machte sich ein Bauer heran, halb von den Kindern aufgewiesen, halb von eigener Neugier gedrängt: „Und? Ob nicht gespielt werde?" Das Weib sah ihn an; sie schien nicht zu verstehen. Aber

als er die Frage wiederholte, begriff sie ihn und gab ihm in fremdem Deutsch Bescheid: Bis zur Nacht solle er Geduld haben; bei Nacht mache sich's schöner. Dann sah sie nach dem Himmel, der hell geworden war, und meinte, das Wetter würde wohl nichts dawider haben.

Es hatte auch nichts dawider. Der Himmel war voller Sterne. Der Nordwind war in die Höhe gegangen; in den Gassen summte der Föhn. Zwischen den dunkeln Hütten stahl sich allmählich das Mondlicht durch; vor der Wohnstatt des fahrenden Volkes war eine Art Teppich aus Säcken über den Schnee gebreitet. Der Bursche trug zwei Ständer heraus, stellte sie zu zwei Seiten des Teppichs auf und steckte zwei Kienfackeln in daran angebrachte eiserne Ringe. Während dessen trat der Mann auf die Türschwelle und blies in ein Horn. Es klang wie das Föhnhorn. Als er merkte, daß die Leute aus den Hütten gestoben kamen, setzte er das Instrument zum andernmal an und blies aus vollen Lungen; da war es fast, wie wenn der Uristier zum Kampfe bliese. Die Anderhaldener hatten es mit dem Näherkommen nicht eilig. Als sie einmal wußten, wer geblasen hatte, stopften die Männer die Fäuste in die Taschen, die Weiber standen vor ihren Hütten in Gruppen beisammen, viele traten in ihre Behausungen zurück. Nur die Kinder bildeten einen Ring um den Teppich, ließen aber eine Gasse gegen die Komödiantenwohnstatt hin offen. Aus dieser fuhr plötzlich und mit einem gellen Schrei, der auch die ferner stehenden Großen aufmerksam machte, der Komödiantenbub, schlug ein paar Purzelbäume, bis er auf der Teppichmitte auf-

sprang und der Menge einen drolligen Bückling machte. Hinter ihm her, sich ebenfalls überschlagend, kam der Hund getrollt; der setzte mit einem Sprunge auf die Schultern des Burschen und stand dort so sicher wie auf dem Erdboden. Das wirkte. Die Bauern und ihre Weiber liefen herzu. Der Kreis wurde dichter als bei einer Dorfgemeinde. Und als Hund und Bub ihre Künste begannen, die im übrigen nichts anderes waren als die, die überall im ebenen Land herum zum besten gegeben wurden, kam eine fröhliche Stimmung über das unverwöhnte Volk.

Die Vorstellung nahm ihren Fortgang. Der Lange trat auf und zeigte sich mit seinem Buben, der ein verblichenes Narrengewand trug, in Akrobatenkünsten. Auch das bleiche Weib in verschlissenen, flitterbedeckten Fähnchen trat auf den Teppich und hob an zu singen, ein Lied, von dem die Bauern kein Wort verstanden, und mit einer Stimme, wie sie der Sigrist schöner hatte, der dem Pfarrherrn die Litanei nachsang. Während dieser Nummer bröckelten ein paar Zuschauer hinweg, vielleicht auch weil der Bub mit seinem Spitzhut den Zuschauertribut einzutreiben begann. Unterdessen kamen über den Platz her noch zwei junge Menschen geschritten. Die Kienfackeln waren zur Hälfte heruntergebrannt; sie leuchteten am hellsten, und ihr blutroter Schein meisterte den stillen Mondglanz. Der Flammenschein zuckte über die Gesichter des Albin und der Heinrike, die von der Pfarrgasse hergeschritten kamen. Das stille Gesicht des Mädchens war in einer fröhlichen Neugier lebendig; das des Albin,

wie immer, wenn er sich unter die Anderhaldener mischte, trug einen verbissenen Ausdruck, und die dunklen Brauen waren hart aneinander gerückt. Sie machten sich an den Kreis heran, wo dieser gelichtet war und über ein paar Kinder hinweg ihnen Aussicht auf das Schauspiel blieb. Der Bär und die Ziege standen auf dem Teppich. Die letztere hatte just ihre Künste zu zeigen, als sie herantraten. Der alte Komödiant hatte einen Tisch und eine Stabelle aus der Bauernhütte geholt und ließ seine Geiß darauf herumsteigen. Die schien aber das Bauerngeräte nicht gewöhnt zu sein; denn sie strauchelte und sprang einmal über das andere auf den Boden zurück, während sie hätte arbeiten sollen.

„Da siehst," sagte der Albin und verzog den herben Mund, „da hätten wir wegbleiben können." Die Heinrike legte beschwichtigend die Hand in die seine, als bäte sie, daß er ihr zuliebe bleibe. Der Komödiant trieb eben die beiden Tiere mit einem Fluch und einem Fußtritt in das gemeinschaftliche Gelaß zurück. Eine kleine Pause entstand, während welcher auch das Weib in dem Wohnraum verschwand und nur der Bursche den Sackteppich sorglich glättete, die Fackeln fester steckte und sich gebarte, als werde jetzt etwas Außerordentliches kommen. Der Albin hatte die Hand der Heinrike fallen lassen; ein paar Nahestehende hatten sich nach ihnen umgesehen; er hörte ein Zischeln: „Daß der Präses das Mädchen mit dem laufen läßt!" Da war es ihm, als müsse er das Kind von sich scheiden, und unwillkürlich trat er einen Schritt zur Seite. Sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr.

In diesem Augenblicke tat die Türe drüben sich wieder auf. Das fremde Mädchen, das sich bisher nicht gezeigt hatte, stand auf der Schwelle. Es trug ein kurzes rotseidenes Röcklein, das im Fackellichte frischer erschien als der von den andern zur Schau getragene Putz. Rote Strümpfe kleideten das schlanke Bein; die Füße steckten in, freilich zerrissenen, Seidenschuhen. Das Mädchen stand und sah sich um; der rote Flammenschein fiel voll auf seine Gestalt, beleuchtete die nackten weißen Arme, den schönen schlanken Hals und das Gesicht, aus dem die hellen Augen mit einem herausfordernden Lichte schauten. Eine Bewegung ging durch die Menge. Und noch immer stand das Mädchen und stellte Gesicht und Leib mit spöttischem Lächeln zur Schau. Endlich trat es auf die Säcke und begann einen langsamen, wiegenden, fremdartigen Tanz. Die ersten Bewegungen, die es machte, brachten es dicht an die Stelle, wo der Albin stand. Gerade vor ihm blickte es auf. Darauf bewegte es sich gleich wieder hinweg; aber ihre Blicke waren sich begegnet, und sie waren erschrocken voreinander wie zwei, die nie etwas von sich gewußt haben und plötzlich nahe zusammengeworfen werden. Das Erschrecken war so offen und jäh, daß eines am andern es sah, und war wie ein Brand von einem zum andern.

Der Tanz währte eine Weile; die Bauern sperrten Maul und Augen auf; ihre Weiber zischelten und schimpften über das Ding, das halb nackt sei. Der Albin verwandte keinen Blick von der Tänzerin. Sein Gesicht war weiß geworden. Wenn seine Augen denen des Mädchens immer

wieder begegneten, schauerte er zusammen. Die Heinrike hatte er vergessen, und als das Mädchen sich nach ihm umsah, vermochte es ihn nicht mehr zu finden. Er war in den Schatten der Hütte getreten, in der die Komödianten hausten. Von dort lauerte er nach der tanzenden Blonden, mit verschränkten Armen scheinbar gleichgültig an der Mauer lehnend; aber in seinen Augen war ein flackerndes Licht. Die Heinrike trat aus dem Ring. Das Schauspiel war ihr verleidet, als sie den Gefährten nicht mehr neben sich sah. Sie ging ein Stückchen weit über den Platz zurück und schaute sich abermals forschend nach dem Albin um; aber sie fand ihn nicht. Da trat ein Zug leiser Trauer in ihr Gesicht; sie ging nach Hause.

Indessen beendete die tanzende Blonde ihre Schaustellung. Ihre Schritte waren wilder geworden; der Körper wiegte und wendete sich in blitzschnellen Bewegungen, und plötzlich stand sie still, den Kopf in den Nacken geworfen, einen fast höhnischen Schein in den Augen. Der stürmische Busen hob sich unter der Seide des Mieders.

Der Narr schüttelte die Münzen in seinem Hut, die er zu besserer Lockung selbst hineingeworfen hatte, und reichte ihn bettelnd herum; aber er hatte eine magere Ernte; die Bauern machten sich sacht hinweg. Die Tasche des Komödianten blieb leer; aber des Furger-Felix Schenkstube füllte sich.

Die Tänzerin hatte sich langsam der Hütte zugewendet. Als sie den Albin dort stehen sah, dessen Blicke sie verschlangen, zuckte ein Lächeln um ihre Lippen. Halb müde, halb lässig schlenderte sie dicht an ihn heran.

„Guten Abend," grüßte sie und sah ihn an.

„Tag," gab der Albin zurück.

„Wer bist du?" fragte das Mädchen.

Er nannte seinen Namen. Dann schlug er wie von innerer Gewalt gedrängt entgegen aller bäuerischen Scheu und Linkischheit die Finger um ihren nackten Arm und zog sie an die dunkle Ecke. Sie wehrte sich nicht. Seine Gewalttätigkeit behagte ihr. Sie lehnte sich wider ihn; er fühlte ihr Herz gegen das seine schlagen. Da zog er seinen Arm fester zusammen. „Wie heißest du?" fragte er; der Atem mangelte ihm.

„Gret," flüsterte sie zurück.

„Gret!" schrie just das Weib, ihre Mutter, von der Türschwelle aus in die Nacht. Das Mädchen machte sich los. „Ich muß hinein!" raunte sie dem Albin hastig zu. „Aber warte hier. Ich ziehe mich um. Dann komme ich."

Damit glitt sie von ihm hinweg. Er aber stand und hielt sich an der Mauer. Es schwindelte ihm. Er legte die Hand an die heiße Stirn und wartete. Aber die Minuten schienen so lang wie Stunden, und schon wollte er weggehen, da stand sie plötzlich wieder neben ihm, in den Lumpen, in die sie bei ihrem Einzug gekleidet gewesen war. Aber er sah es nicht. Er sah nur ihr weißes Gesicht und ihre Augen, die bald kalt, bald mit geheimer Lockung in die seinen schauten.

Der Platz war völlig menschenleer geworden. Nur aus der Schenke des Furger=Felix tönte der Lärm lauter Gäste. Eben schritt der Vater der Gret mit dem Burschen, ihrem Bruder, hinüber und verschwand in der Gaststube.

„So, da bin ich!“ sagte die Gret zu Albin tretend. Der zwang sie mit demselben wilden Griff näher zu sich. Er sah sich um. Als er sah, daß sie niemand störte, spannte er die Arme um des Mädchens Leib. Das entwand sich ihm, aber nur so, daß ihr Gesicht dem seinen verlockend nahe war.

„Warum hast du mich so angesehen, alleweil, du?“ preßte der Albin heraus.

„Das kann ich dich auch fragen,“ gab sie zurück. Dann lächelte sie, schmiegte sich näher an ihn und sagte: „Du, wenn du da hinüber gehst und holst mir zu trinken, so — —“

Es lag ein schweigendes Versprechen in dem Blick, mit dem sie das sagte. Dem Albin wirbelte der Kopf. Wie Tollheit war es an diesem Abend über ihn gekommen, und mit der ganzen Kraft, die in ihm brach gelegen, warf er sich in diese Tollheit. Ohne ein Wort schritt er nach der Schenke hinüber.

Die Stube war voll, vom Rauch der Pfeifen dünstig. Der erste der Bauern, der ihn sah, stieß den Nachbar an: „Dem Pfarrer seiner!“ Da fuhren alle Blicke nach ihm herum. Was der da wollte, den noch keiner um diese Stunde im Dorf gesehen hatte? Der Albin aber schritt mitten durch das Gedränge, ließ sich von dem Furger einen Zinnbecher mit Welschwein füllen, zahlte und ging. Dabei war etwas in seiner Art, das keinen das Wort an ihn richten ließ.

Als er über den Platz zurückschritt, fiel ihm ein: Wenn dich das Mädchen zum Narren gehabt hätte? Aber

sie stand noch dort. Sie nahm ihm den Becher aus der Hand, nippte jedoch nur und gab ihn zurück: „So, jetzt tu mir Bescheid!“ Er faßte den Becher, legte die Lippen dort an, wo sie getrunken hatte, und trank ihn auf einen Zug leer; dann sahen sie einander an, nahe, näher. Plötzlich warf die Gret die Arme auf und preßte die Lippen auf die seinen; doch bevor er sie haschen konnte, war sie ihm entglitten und in der Hütte verschwunden.

Er stand wie vor die Stirn geschlagen. Die Nachtluft strich ihm über den bloßen Kopf. Nach einer Weile, als er die Kühle fühlte, besann er sich, trug den Becher nach der Furgerschenke und stellte ihn außen auf die Fensterbank. Dann schlich er sich halb im Traum die Pfarrgasse hinauf.

Dreizehntes Kapitel.

„Hahaha, ich habe es Euch alleweil gesagt!“ lachte der Präses. Er stand vor dem Pfarrherrn, den er aufgesucht hatte. Der Hochwürdige saß in seinem Lederstuhl; sein Gesicht war bekümmert. Wie er so dasaß, in sich zusammengesunken und sinnend, sah er noch schmächtiger und schwächer aus als sonst. „Ich will mit ihm reden, mit dem Buben,“ sagte er.

„Mit ihm reden?“ fuhr der Präses auf. „Verschicken! das ist das einzige! Habt Ihr wirklich Euer Lebtag einmal geglaubt, daß aus dem Buben etwas wird? Der Apfel fällt nie weit vom Stamme! Verjagen, das ist das

einzige, was sich für den ausgewachsenen Lumpen gehört und was er verdient!“ Der Zum Brunnen richtete sich stracks auf; sein Gesicht rötete sich, und seine Augen glommen vor Entrüstung.

Langsam blickte der Pfarrherr auf und sagte: „Ihr habt ihn nie leiden mögen, Ihr nicht und keiner im Dorf.“

„Nein; da habt Ihr recht,“ gab der andere zu. „Immer und heute noch habe ich gesagt, daß ich gerne reinliche Sache habe. Und es ist eine Freude, wie das ganze Dorf von Anfang an einen Graben zwischen sich und dem Hudelbuben gezogen hat.“

„Ihr schmäht nur mich, Präses,“ entgegnete der Pfarrherr seltsam.

Der Bauer lenkte ein. „Euch! Das ist mir nicht eingefallen. Ihr seid einmal so unvernünftig gutherzig, daß Ihr von andern nicht schlecht denken könnt, wenn sie Euch ihre Schlechtigkeit noch so vor die Augen hängen. Jetzt aber freilich — das sage ich Euch gerade heraus — jetzt ist es Zeit, daß Ihr den ungeratenen Buben fahren laßt! Man möchte es Euch sonst verdenken.“

„Der wäre ein schlechter Pfarrer, der auf die Menschen mehr als auf seinen Herrgott hörte!“

„Nehmt Euch in acht! Im Dorf ertragen sie viel an Euch; aber an dem Haß, den der Indergand-Bub reichlich verdient hat, könnte am Ende die Anhänglichkeit für Euch auch noch zu Grund gehen.“

Die Augen des Pfarrherrn leuchteten in einer stillen Hoheit. „Ihr wollt ein Ehrenmann sein, Zum Brunnen?“

„Die Ehre wird mir keiner absprechen wollen,“ erwiderte der Präses und stand wie eine Säule.

„Das nicht! Aber warum macht Ihr Euch selber klein? Seht, da seid Ihr nun einer, der mehr gilt als alle miteinander. Was Ihr tut, ist zu Anderhalden Gesetz. Vielleicht wenn Ihr von dem verstoßenen Buben, dem Albin, anders denken würdet, dächten auch die andern, die hinter Euch stehen, barmherziger. Eines muß ich Euch sagen, mögt Ihr sein, wer Ihr wollt, möget Ihr Verdienste haben, so viel Ihr wollt, eines müßt Ihr lernen und ganz Anderhalden mit Euch: Von andern das Bessere, nicht immer das Schlechtere denken! Seid Ihr denn so ganz sicher, daß Ihr fest steht? Ihr seid noch nicht mit Eurem Leben zu Ende! Könnt Ihr sagen, ob Ihr nicht auch einmal fallt?“

„Ja, Pfarrer! Das kann ich sagen!“ gab der Präses zurück; sein fester Mund war in leisem Spott verzogen. Dann wechselte der Ausdruck und seine Züge wurden hart. „Jetzt ist aber genug geredet! Macht, daß der Bub wegkommt! Es sollte mir leid tun, wenn ich mich einmischen und ihn aus dem Dorfe bringen müßte.“

Das war deutlich. Der Pfarrherr sah zum erstenmal den klugen Bauern sich zum Meister auch über ihn aufwerfen. Und ehe er antworten konnte, wandte sich jener und schritt hinweg, ohne zu grüßen. Er sah die Türe hart ins Schloß fallen; er hatte den Blick noch auf ihr, als der andere schon durch die Haustüre ins Freie trat. „Mann, Mann,“ murmelte er vor sich hin, kaum hörbar.

kaum selber es wissend, „von deinem Bild fällt der Glanz ab. Du bist nicht der, für den ich dich gehalten habe.“

Als er eine Weile so gestanden hatte, begann er langsam auf und abzuschreiten. Es war noch früh am Tag. Die Sonne leuchtete warm auf den Gesimsen der Fenster und löste die letzten Eisbänder. Es taute. Die Hütte lag still; nur zuweilen klang vom obern Boden herab der schwere Schritt der Agatha, die wieder bei dem Pfarrherrn hauste, seit sie die Walkerin und ihren Buben nach dem Kirchhügel getragen hatten. Und dumpf drang und fernher das Grollen einer Lawine oder das Brechen des Wandeises durch die geschlossenen Scheiben. Der Pfarrherr übersann noch einmal, was zwischen ihm und dem Präses gesprochen worden war. Der Präses war mit der Klage gekommen, der Albin gebe dem ganzen Dorfe Ärgernis; er gehe mit der Komödiantendirne um, die mit ihrer Sippe seit zwei Wochen im Dorfe festhockte. In alle Nacht bleibe er fort, der Bub. So hatte der Präses berichtet! Jetzt, da er es hatte erzählen hören, wußte der Pfarrherr, daß er sich in letzter Zeit über manches gewundert hatte, vor allem über eine trotzige Scheu und Verschlossenheit in des Albin Wesen. Ein, zweimal des Abends hatte er nach ihm gefragt und von der Agatha den Bescheid erhalten, daß er ins Dorf gelaufen sei. Jetzt erst fiel ihm ein, daß die Frage offen gewesen wäre, was er dort zu tun habe, der Bub? Als er sich alles vergegenwärtigte, was an diesem verändert war, blieb ihm kein Zweifel, daß des Präses Klage und der Leute Gerede Grund habe. Da

wollte Groll gegen den Undankbaren in ihm aufquellen; aber die Liebe zu ihm regte sich und war stärker; der Groll hielt ihr nicht stand. Als er geschmolzen war, glaubte der Pfarrherr plötzlich den Albin zu verstehen: Dem war zum erstenmal die Seele von einem machtvollen Gefühl, von der Liebe zu einem Mädchen, erfüllt! Was Wunder, daß dieser Mensch, dessen Inneres gleichsam voll lodernden, lebendigen Feuers war, sich blindlings und ganz dem Gefühl hingab!

Er war von Gedanken übernommen mitten in seinem Hin- und Widerwandern stehen geblieben. Da trat die Agatha in die Stube. Sie hatte in Gesicht und Wesen die allezeit heitere Kraft noch; nur die Lippen waren fester geschlossen, der Mund hatte jung verwundenes Leid um die Schwester und eine andere heimlichere Trauer zu verschweigen.

Der Pfarrherr blickte auf, ging zu seinem Stuhle zurück und ließ sich nieder: „Agatha," sagte er, während sie über einem Wandschrank geschäftig war.

„Ja?"

„Ist dir an dem Buben in letzter Zeit nicht manches fremd erschienen?"

Sie hob den klaren Blick. Die Wangen färbten sich um einen leisen Schein. „Weshalb?" fragte sie.

Der Pfarrherr schaute sie fest an. „Hast du nicht gehört, was sie im Dorf von ihm reden?" fragte er.

„Gewiß habe ich es gehört."

„Und glaubst es?"

„Auch das!" sagte sie hart.

„Warum hast du mir nichts davon gesagt?"

„Euch, Herr?" Die Agatha richtete sich auf. „Ihr wißt, daß ich den Buben nicht mag; hättet Ihr nicht denken müssen, daß es aus Haß geschehe, wenn ich ihn verklagt hätte? So bin ich nicht, daß ich mit fremden Steinen nach ihm werfe."

„Ruf ihn!" sagte der Pfarrherr ruhig. Die Agatha ging hinaus. Aber nach einer Weile kam sie zurück mit dem Berichte, daß er nirgends zu finden sei.

„Er wird kommen," sagte der Pfarrherr. —

Aber der Albin kam nicht. Er fehlte zum Mittagbrot. Und als der Pfarrherr am Abend und bis tief in die Nacht hinein saß und seiner harrte, verging Stunde um Stunde; aber der Bub kam nicht.

Des andern Morgens war zu Anderhalden ein Geschrei. Das Komödiantenweib lief von Türe zu Türe und stieg zuletzt dem Präses die Treppe hinan: Ihr Mädchen sei ihr weggelockt worden!

Und so war es geschehen: Seit jenem Abend, als er die hergelaufene Dirne zum erstenmal geküßt hatte, war ein Fieber in dem Albin. Es war, als sei sein ganzes Leben ausgelöscht und von allem nur dieses eine, dieses Mädchen geblieben; neben dem Gedanken an die Gret hatte kein anderer mehr Raum. Seine Leidenschaft war so übermächtig, daß sie das Gewissen in ihm ertötete, das ihn sonst gemahnt hätte, wie viel er dem einen, dem Pfarrherrn, schuldete. An jedem Abend fand er die Gret seiner harrend. Zuerst hatte die Landstreicherin, die an Lebenserfahrung ihrer Jugend weit voraus war, nicht mehr als

ein Spiel in dem gesehen, was sie mit dem Buben verband. Nach einigen Tagen war sie ihm erlegen, wie der Schwache dem Starken erliegt. Sie war in seinem Bann; sein Wille zwang sie halb, halb trieb sie die eigne Begehrlichkeit. So fest schon hing sie an ihm, daß sie ihm halb und halb gelobt hatte, ihren Alten zu entweichen, wann diese vor- oder rückwärts zögen. Daß diese das Dorf verlassen möchten, war des Albin stete Angst. Aber der Komödiant saß in seinem Wohnraum fest, und einsehend, daß ihm der Berg verschlossen war, hatte er sich bereit gemacht, das Frühjahr und offene Wege daselbst abzuwarten. So hätte den Verkehr der beiden nichts gehemmt, wäre nicht der Zorn der Anderhaldener über sie gekommen. Diesen aber hatte der Albin bald zu erkennen gehabt. Wenn er durch die Gassen ging, spotteten seiner die Jungen; die Männer gingen an ihm vorüber, als wäre er pestbehaftet; die Weiber lästerten ohne Zwang und Scheu. Dann hatte er den Präses zu dem Pfarrherrn gehen sehen mit entrüsteter Miene und einem barschen „Weg da!“ für ihn, der ihm auf dem Flur unversehens vor die Füße gekommen war. Irgendwie wußte er, was der gewollt hatte. Heiß stieg ihm das Blut zu Häupten, seine Schläfen hämmerten. Die Zornwallung reifte einen plötzlichen Entschluß. Er ging nach seiner Kammer, raffte zusammen, was sein war, und legte es in ein Bündel. Zu allerletzt griff er das Gewehr von der Wand, das er vom Vater ererbt hatte, das einzige, was ihm geblieben war. Als er alles bereit gelegt hatte, lauschte er über die Holztreppe hinunter. Die Stimmen der beiden Männer

klangen in der Wohnstube; in der Küche hantierte die Agatha. Jeden Augenblick konnte ihm jemand in den Weg treten; aber er preßte die Zähne aufeinander, atmete einmal tief und war ruhig. Mit starken Schritten stieg er, Gewehr und Bündel in der Hand, die Treppe hinab und ging aus dem Hause. Es war ihm niemand begegnet. Vor dem Hause war das Holz des Pfarrherrn aufgeschichtet; da verbarg er Bündel und Waffe; dann schritt er ins Dorf. Als er über den Platz gehen wollte, sah er die Gret vor ihrer Behausung auf der Schwelle hocken. Er pfiff leise durch die Finger. Sie sah auf und er winkte sie zu sich, selber sich zurückschleichend, bis sie außerhalb des Dorfes am Wege ins Tal standen.

„Was ist?“ fragte die Gret halb verdrießlich, halb mit vertraulichem Lächeln.

Der Albin war blaß; aber der Blick seiner grauen Augen war wie Stahlblinken. „Wir gehen,“ sagte er kurz.

„Wohin?“ Die Gret fuhr zusammen und sah ihn hülflos an.

„Sie wollen uns auseinanderbringen. Mach dich fertig! Ich warte dir hier.“

„Wohin?“ fragte sie noch einmal mit leise zitternden Lippen.

„Wohin ich dir gesagt habe!“

„Aber — —“

„Willst du nicht?“ fuhr er jäh auf.

Sie duckte sich . . . Er hatte nicht lange zu warten, bis sie, ein Tuch um den Oberkörper gelegt, aus dem Dorfe geschlendert kam.

Als sie ihm nahe war, leuchteten seine Augen auf. „Es soll dir nicht leid werden, daß du gekommen bist," empfing er sie mit verhaltener Stimme. Dann faßte er ihre Hand und zog sie fürbaß. Die Straße war leer. Aber sie waren nur wenige Schritte gegangen, so leitete er das Mädchen von dieser ab und auf einen Fußpfad, der jach abfallend die Windung der Straße schnitt. Es war im Sommer kein leichter Weg; jetzt lag der Schnee mannshoch in den Mulden und Löchern, und der Steig war nicht zu erkennen. Die Gret schreckte vor dem Abstieg zurück, ihre Augen waren groß vor Furcht. „Mein Gott, wie sollen wir da hinunterkommen!" jammerte sie.

Der Albin lächelte: „Als wär ich da nicht hundertmal gegangen!" Dann legte er den Arm fest um ihren Leib und leitete sie sicher. Er trug sie halb, denn sie war blaß geworden und lag hülflos in seinem Arm. In der Tiefe rauschte still und unheimlich und verborgen der Mattenbach. „Wenn du ausglittest!" stammelte zitternd das Mädchen. Er sah sie an, und sein Blick beruhigte sie; er war fast übermütig hell. Fortan wurde sie sicher. Sie erreichten die Straße, wo diese nach den Weilerhütten hinanbog, und gingen eine Strecke auf ihr weiter; dann, wo der Berg mit sanfterem Gefälle sich an die Straße schloß, blieb der Albin plötzlich stehen. Er sah sich um, nach vorn, dann lange zurück, wo in der Höhe Anderhalden lag. Er vermochte keinen Menschen zu entdecken; da ergriff er den Arm der Gret: „Da hinauf schau!" Er wies hoch am Berge empor, wo graue Schroffen aus dunklem, totem Walde aufstiegen und mitten in den

Reihen der Tannen eine Lücke war. „Dort müssen wir hinauf!“

Die Gret sah zu Boden. Es schien fast, als spähte sie nach einem Fluchtweg.

„Dort sucht uns keiner,“ sagte der Albin. Er sah nicht, wie das Mädchen vor dem Weg bangte, und als er noch einmal sich umgeblickt hatte, flüsterte er hastig: „Komm; in drei Schritten sind wir vor aller Augen sicher!“

Er trat hangan in den tiefen Schnee und reichte der Gret die Hand zurück. Sie legte willenlos die ihrige hinein und folgte ihm. In drei Schritten, wie der Albin gesagt hatte, barg sie der Berg gegen Anderhalden wie gegen die Weilerhütten. Sie stiegen in einer Art Rinne bergan. Im Sommer war es ein Weg; am Hange verstreut lagen die Sennhütten. Jetzt hatte der Schnee die ganze Halde geebnet, und sie hatten ein böses Steigen. Die Sonne stand westwärts; ihre Strahlenblitze zuckten noch hoch am Berg über Felszacken und Wald. Wo sie trafen, flammten die Spitzen der Tannen wie Christbaumkerzen. Dem Albin war der Schein das freundliche Licht, das einem Verirrten den Weg zum Herde weist. Er stieg rüstig aufwärts, als wäre der Weg gebahnt, und stampfte sorglich den Schnee, daß die Gret leichter Fuß fasse. Der Schnee war nicht weich; der Tag war frostig und der Sonne hatte die Kraft gefehlt.

Bis sie den Waldsaum erreichten, sprachen sie nicht. Erst als die stille Halle der Stämme sie barg, atmete der Albin auf und blieb stehen. „Jetzt wollen wir ausruhen,“ sagte er, und er suchte sich einen Felsblock, der

zwischen den Tannen lag, zum Sitz, und zog die Gret neben sich nieder.

„Es ist so still hier," sagte diese und sah sich um, Dann erschauerte sie, als durchfahre sie ein Frost.

Da spannte er beide Arme um ihren schlanken Leib und hob an, ihr Mut einzureden. Sein Erzählen atmete eine sieghafte Sicherheit, und die Gret begann wider Willen an seinem Mund zu hangen, als predigte er ein Evangelium. Wo der Wald offen war, war eine weite Umsicht. Er wies ihr in der Tiefe einige Hütten, aus deren Dachschindeln blauer Rauch sich Weg fand, und in denen das Vieh auch im Winter stand. „Dort hole ich dir Milch," sagte er, und begann von dem Wilde zu erzählen, das im Walde hauste, und wie er ihr täglich Nahrung zu schaffen hoffe. Von der Hütte sprach er, die am höchsten im Walde stände auf ebenem Fleck und dem reichen Präses gehöre, aber seit langem unbewohnt sei; von dem Quell, der daneben sprudele, und von der großen Stille, die dort sei, just gemacht für zweie, die von der Welt nichts wollen als sich selber. Zu allerletzt, während er vom Steine sich erhob und Arme wie Brust mächtig dehnte, stieß er hervor: „Arbeiten will ich für dich wie drei Knechte!" Und von innerem Jubel gedrängt neigte er sich über das Mädchen, riß es in die Arme empor und trug es lachend hinan durch den Wald, bis die Last auch seinen Armen zu schwer wurde. Seine Freude hatte sich der Gret mitgeteilt; sie taten den letzten Teil ihres Weges glücklich wie Kinder, Hand in Hand. Der Schnee, in dem sie hier oben bis zu den Knieen versanken, schien ihnen nicht mehr beschwerlich.

Der Tag war im Scheiden, als sie die Hütte des Präses erreichten. Es war ein grauer Holzbau, wetterverschlagen und morsch. Löcher gähnten im Brettergiebel; dort war der Schnee ins Innere gedrungen. Einige der kleinen Scheiben der beiden Fenster waren blind, ihrer viele zerbrochen. Aber der Albin sah die Hütte mit Augen an, die ihn inmitten des Schnees ein Paradies sehen ließen.

Die beiden traten aus dem Wald auf den schneebedeckten Mattengrund. Da erglommen ihre jungen Gesichter jäh in einem roten, warmen Schein. Hinter den Bergen des Mattentals war die Sonne versunken. Der Himmel stand in Brand und die Berge flammten. Über dem Walde, der weit aus Westen sich dunkel heranzog, lag das Abendrot, als stiege es empor aus den dunkeln Waldtiefen, als loheten die Bäume selbst und würden zu Fackeln und leuchteten den zweien zum Einzug, die sich wider Recht und Gesetz eine fremde Hütte erbrachen.

„Ist es nicht schön hier?“ flüsterte der Albin.

Die Gret nickte nur. Aber sie half ihm die nur schlecht verriegelte Tür öffnen, und lachend stürmten sie ins Innere, in die einzige Stube und fanden sie wohnlich. Als sie inmitten standen, begegneten sich ihre Blicke; zum erstenmal überkam sie die ganze Sicherheit des Allein- und Ungestörtseins. Da quoll die Leidenschaft in ihnen auf, so daß sie alles vergaßen, was ihnen die Herzen schwer hätte machen können; sie umklammerten sich mit willigen Armen und küßten sich lange.

Spät in der Nacht war der Albin noch einmal auf dem Wege zu finden, den sie am Abend gekommen waren.

Er hatte aus dem Versteck an der Pfarrhütte seine Habseligkeiten und seine Waffen geholt. Während er zu der Hütte emporstieg, war der Himmel grau umzogen. Gegen Morgen begann ein heftiges Schneien und löschte die Spuren, die die Flüchtigen hätten verraten können. Nachher war es, als hätte sich hinter ihnen eine schützende Mauer geschlossen.

Vierzehntes Kapitel.

Die von Anderhalden hatten sich auf dem Dorfplatze zusammengerottet, als wäre Gemeindetag, nur daß die Weiber unter den Männern standen und mitredeten, als läge die Regierung in ihren Händen — alles um den Albin und die hergelaufene Dirne. Um diese möchte sich im Dorfe kein Mensch gekümmert haben, wenn es nicht der Indergand-Bub gewesen wäre, der sie zu Leid gebracht hatte. Die Sünde, die er tat, war doppelte Sünde. Seit das Komödiantenweib auf des Präses Treppe gesehen worden war, hatten die Dörfler keine Ruhe mehr. Jedem lag die Frage auf der Zunge: Was wird er sagen, der Präses? Aber das Weib kam allein aus dem Hause. Als sie die neugierigen Gesichter alle auf sich gerichtet sah, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und schrie ein über das anderemal den Namen ihres Mädchens über den Platz hin. Ernst war ihr nicht damit, und die Bauern glaubten auch nicht an Ernst.

„Was der Präses meine?" ging die Frage alsogleich.

„Abwarten solle man," habe er gesagt; „vielleicht kämen sie von selber zurück, wenn sie an der Freude genug hätten," gab das Weib Auskunft und preßte aufs neue die Hände in die Augen. In diesem Augenblicke traten der Komödiant und sein Bub aus ihrer Behausung. Der Lange war weinselig und weinte wie der Himmel bei Platzregen. Der Junge stand, als sie neben das Weib getreten waren, mit geballten Fäusten und finsterer Stirne da. Dem allein schien es Ernst mit seinem Grimme. „Wenn ich ihn packe!" murmelte er durch die Zähne und zuckte mit der Hand nach der Tasche, wo ihm ein grifffestes Messer stak.

Endlich erschien der Präses in seiner Tür und trat unter das Volk. Es war wie das Aufgehen eines Lichtes, wenn der Mann unter die Gemeinde trat; aller Augen hingen an ihm. Das seien ja schöne Dinge, die man da höre, sagte er so obenhin, während er sich die Männer suchte, mit denen er zu reden gewohnt war. Dann fragte er den und jenen aus: Wo man die Flüchtigen zuletzt gesehen habe? Ob keiner den Weg kenne, den sie genommen? Wer etwas von ihnen zu sagen wisse? Aber wenige wußten etwas.

Das Komödiantenweib berichtete schluchzend, daß freilich das Mädchen allabendlich bei dem Pfarrersbuben gesteckt habe. Dem Pfarrersbuben, habt ihr's gehört? Die Weiber hoben die Nasen. Zum erstenmal war etwas wie Groll wider den Seelenhirten in der Luft.

Ein Weib, das sich durch die Menge drängte, berichtete dann, daß es den Inderganď-Buben mit dem Mädchen

an der Talstraße habe stehen und darnach bergabsteigen gesehen. „Auf die Wanderschaft werden sie sein miteinander," riet ein Bauer. „Die fangen das Komödienspielen jetzt auf eigene Faust an," scherzte ein anderer.

In alles Gerede fiel die klingende Stimme des Präses: „Ein paar Tage laßt hingehen. Der Hunger wird sie schon wieder hertreiben. Dann wird dem Buben die Strafe besorgt." Dabei blieb es. Ein paar Tage warteten sie, warteten umsonst!

Während dieser Tage stieg der Pfarrherr zu seiner Kirche als seinem Lugaus und blickte nach dem Albin aus, täglich und an jedem Tage mehrmals. Er blickte aus nach dem weißen Mattental, hinauf bis wo die Schellinenschlucht sich schloß, und talwärts bis wo die Windgellen ihm die Ausschau sperrten. Wo er auch sein mochte, um des Buben Leib war ihm nicht bang, nur um seine große heiße Seele.

Auch an des Präses Fenstern stand in diesen Tagen eine, die Ausschau hielt. Wo die Scheiben talwärts schauten, lehnte die Heinrike die Stirn an die kleinen Gläser und sann: Da sind sie gegangen! Es war, als streckte sich die noch kindliche Gestalt, und die Augen blickten traurig. Vielleicht hatte der Albin an dem reifenden Kinde die größere Sünde getan als an allen andern. Es hatte an ihn geglaubt, und nun er ihm fehlte, war es wie hülflos und fragte sich immer: Was sollst du noch glauben? Doch die Heinrike war still und fest. So sah ihr keiner an, daß sie heimlich sich um den treulosen Buben quälte, der ihr den Bruder ersetzt hatte. Nur der Pfarrherr

vermochte in der Art, wie sie seinen Blick und Gruß erwiderte, die verborgene Frage nach jenem zu lesen. Aber sie gedachten des Albin mit keinem Wort.

Als eine Woche vergangen war, ohne daß von den Flüchtigen eine Kunde ins Dorf gedrungen war, ließ der Präses das Weib des Komödianten rufen. „Sie sind nicht wieder gekommen," sprach er sie an. „Wir müssen sie suchen. Wenn sie leben, so müssen sie landauf oder ab gesehen worden sein. Sind sie tot — so — der Mattenbach und die Reuß und der Wald reden nicht!"

So gingen sie suchen. Sie frugen zu Urseren und forschten zu Matten; talhinab hielt der Präses selber Umschau. Er ließ sich die Sache angelegen sein; gleich dem besten Jäger pirschte er nach dem Albin; aber er fand keine Spur. Er war der letzte, der die Nachforschungen aufgab. Als er den Heimweg antrat, überzeugt, daß die Verlorenen sich nicht ins Tal gewendet haben konnten, ließ er die scharfen Blicke zur Rechten und Linken an die Berge hinaufgehen. Ob sie zwischen den Gipfeln einen Durchweg gesucht hatten? Einmal, während er langsam die Straße hinanstieg, so langsam und eifrig spähend, daß er Zeit und Weg völlig vergaß, einmal fuhr es ihm durch den Sinn, ob die zweie sich in einer der Hütten an den Hängen verborgen haben möchten? Aber er verwarf den Gedanken; denn wovon sollten sie da oben leben?

Er hatte sich zu lange versäumt; eine Stunde Wegs unterhalb der Weilerhütten wurde er plötzlich gewahr, daß es dunkel zu werden begann, und da die Nacht rasch

hereinbrach, begann er schärfer auszuschreiten. An den Weilerhütten jedoch fiel ihm ein, die Bauern, mit denen der Bub sonst Freundschaft gehalten, noch einmal nach dem Albin zu fragen. Vielleicht daß unter ihnen einer war, der eine Spur kannte. Er hielt an, ging von einer Hütte zur andern und hielt so scharfe Nachfrage, als wäre er ein Richter, der zweifelhafte Zeugen vernimmt. Aber er hörte nichts Neues; keiner hatte die Flüchtlinge gesehen. Männer, Weiber und Kinder hatten alle denselben Bescheid: Der Albin? Ja; Holz hatte er geschlagen bei ihnen, vor Wochen; seitdem sei er nicht mehr vorbei gekommen.

Als der Präses die Hütten verließ, war es spät geworden. Seine Straße lag finster vor ihm; denn der Schnee, über den zwei Tautage gegangen waren, war von einer Staubkruste überzogen. Seine Blicke hafteten am Wege, während er, den Stock fest einschlagend, bergan stieg. Seine Stirn war in Falten gelegt; die vergebliche Suche hatte ihn gegen den Albin noch mehr erbittert, und alle seine Gedanken waren auf das Eine gerichtet, wie er den Buben finde, tot oder lebendig. So gelangte er unvermerkt über die letzte Wegbiegung hinan und sah die dunkleren Schatten der Anderhaldener Hütten plötzlich sich auf seine Straße zeichnen. Da blickte er fast jäh empor und sah in die dunkeln Scheiben seines eigenen Hauses. Schon wollte er unter dem Hüttenbogen hindurchschreiten, als ein Schein aus einem der Fenster, die unter dem Giebel lagen, ihn stehen bleiben ließ. Dort lagen die Gesindekammern. Der Schein war nicht wie das Flackern eines späten Öllichtes; es war ein sprunghaftes Glimmen,

das an den dunkeln Scheiben spielte. Es erlosch und flammte höher gleich einem am Boden leckenden Flämmlein, das langsam sich aufwärts frißt. Der Bauer schrak aus seinem Sinnen; es ging durch seinen Leib wie ein Ruck. Im nächsten Augenblick war er nach vorn geeilt und stieß die Hüttentür auf. Im Hause war alles still. Sie legten sich frühe. Die tiefe Stille kühlte die Erregung, die den gefahrwitternden Bauern hatte befallen wollen. Es fiel ihm ein, daß er sich getäuscht haben könnte. Und die neue Magd fiel ihm ein, die sein Weib vor vier Tagen angenommen; er hatte sie erst einmal flüchtig an seinem Tische sitzen sehen. Es mochte wohl sein, daß diese, des guten Hausbrauches noch unkundig, der spätes Wachen verbot, in ihrer Kammer auffaß. So stieg er sorglich, um niemand zu wecken, die Treppen hinan. Sie knarrten unter seiner schweren Gestalt. Vor der eigenen Tür fand er das Windlicht, das dort immer bereit stand. Er zündete es an und stieg zu den Gesindekammern. Als er die kurze Treppe erreichte, die nach den beiden unterm Giebel gelegenen Räumen führte, spürte er einen leisen Brandgeruch. Er übersprang die paar Stufen und trat an die Türe des Raumes, in dem er den Schein gesehen hatte. Hier lauschte er einen Augenblick. Es war so still im Innern, als wäre die Kammer unbewohnt. Aber der Geruch eines mottenden Feuers wurde stärker, und als er das Licht gegen die Türe erhob, sah er einen graugelben Rauch durch ihre Ritzen dringen. Da besann er sich nicht lange mehr; seine Hand faßte die Klinke schwer; er stieß die Türe zurück. Rauch und Funken stoben ihm entgegen.

Einen Augenblick war er wie geblendet. Weil er die Gefahr nicht zu ermessen wußte, rief er ein lautes: „Feuer! Wacht auf!“ Der Ruf drang plötzlich und hallend in die Stille der Hütte und weckte ein Lärmen und erschrecktes Auffahren in allen Stuben. Aber er hatte schon gehandelt, bis die ersten Knechte kamen. Am Fuße des einzigen Bettes, das die Kammer enthielt, hatte er die Öllampe entdeckt. Sie speiste die an der Lade leckende Flamme, die schon das Stroh des Lagers und die Decken ergriffen hatte, und die nach den lang auf die Kissen rieselnden blonden Haaren eines Weibes züngelten. Das war die Neue! Die neue Magd! Der Präses griff mit beiden Armen über die hungrigen Flammen. War die Unvorsichtige tot? Er hob sie empor; der Kopf fiel gegen seinen Arm; da ging ein leises Röcheln wie ein wohliges Ach über die vollen Lippen der jungen Magd; aber ihre Lider waren fest geschlossen. Als der Bauer sie an sich nahm, die schwer war, denn sie war hochgewachsen und von vollen Formen, schmiegte sich der weiche, willenlose Leib wohl an den seinen, an dem er Widerstand fand. Der Präses wandte sich der Türe zu und trat hinaus. Er sah die Kammer nebenan halb geöffnet, und eine verschlafene Stimme fragte, was es gäbe. Mit einem Fußtritt schlug er die Tür vollends zurück und trat hinein. Er legte die betäubte Magd auf das Lager einer der andern, die daneben wohnten und vor dem Meister zimperlich nach ihren Kleidern fuhren.

„Sorgt für sie!“ herrschte er sie an. „Wasser gebt ihr und reißt die Fenster auf, daß sie Luft bekommt! Dann wird sie wohl erwachen!“

Dann war er schon wieder drüben, wo die Flammen, von einem Luftzuge getroffen, mächtig aufloderten. Mit den Füßen trat er sie aus und erstickte sie in den glimmenden Decken. Es war wie ein Schlangentöten, wie der starke Mann die heimlichen Feinde bezwang. Indessen kamen die Knechte und alle Hausgenossen gestürmt. Die Bäuerin war die erste, die dem Präses mit einem Eimer Wasser kundige Hülfe brachte. In wenigen Augenblicken war die Gefahr vorüber. Als das letzte Flämmlein erstickt war, ging das Fragen hin und her: Wie es geschehen sei? Der Präses gab in wenigen Worten Bescheid; dann wandte er sich flüchtig nach seinem Weibe um: „Sieh nach der neuen Magd! Drüben liegt sie. Vielleicht hat sie zu viel Rauch geschluckt.“ Die Worte klangen hastig und gleichgültig; aber sein Blick irrte seitwärts, während er sprach. Doch hätte er selbst nicht zu sagen vermocht, weshalb er seinem Weibe nicht ins Gesicht sehen mochte.

Nach einer Weile stieg er nach der Wohnstube hinab, ohne sich um die andern zu kümmern. Als er die dunkle Stube betrat, kam die Heinrike mit einer Wachskerze aus der Nebenstube getreten. Sie war nur halb bekleidet; ihr Gesicht war weiß, und ihre Augen blickten groß und erregt. „Das Haus brennt, Vater?“ fragte sie. „Sagt mir, wo ich am besten helfe.“

Der Bauer zuckte zusammen; es war, als risse die Stimme seines Kindes ihn aus einem Traume. „Leg dich schlafen!“ sagte er unwirsch; „es ist keine Gefahr.“

Die Heinrike blickte ihn an und zögerte; seine Art schien ihr fremd. „Aber,“ sagte sie, „sie schaffen noch oben —“

Da fiel ihr der Präses in die Rede: „Geh schlafen, sag' ich! Ich bin hier; so wird wohl keine Gefahr mehr sein.“ Wortlos ging die Heinrike in ihre Kammer zurück; der Vater hatte sie zum erstenmal barsch angelassen.

Der Präses, als er allein war, sah nach der Türe, die sich hinter ihr geschlossen hatte, sah darnach die vier Wände an gleich einem, der sich vor Späheraugen fürchtet. Er richtete sich auf, nicht ganz so hoch wie sonst, stand, wo er stand, die Augen an den Boden geheftet; seine Rechte zerrte in dem langen Bart. Er sah aus, als rechnete er an einem schweren Exempel. Dann griff er mit der Hand zum Halse, als sei ihm heiß und enge ihn das Gewand. Er sah sich aus einer Kammer treten, ein junges Weib in den Armen. Ihr Gesicht war bleich wie der Tod, und ihre Augen waren geschlossen; aber die Züge waren wohlgebildet und weniger derb als bei den andern, den Mägden, wie sie eine war; der Mund war durstig geöffnet; jetzt hob sich der Busen unter dem dünnen Leinen, und ein stockender Atemzug hauchte durch die Lippen gleich einem Worte. Er sah das Gesicht so deutlich, als wäre es auf die Bretter des Bodens gezeichnet, und hatte es doch heute erst zum zweitenmale und nur flüchtig gesehen. Unwillkürlich hob er die Arme, als trügen sie die Last noch. Es war ihm, als fühlte er blondes Haar über diese seine Arme rieseln, und als lägen seine Hände noch an einem warmen, weichen Leibe. Es stieg heiß in ihm auf; wie Schlingen sank es um ihn; die Sinne wurden ihm befangen. Langsam beugte sich sein Leib noch mehr; ein Zauber spann ihn ein, der mächtiger war als seine große

Kraft und sein unbändiger Wille. Er vergaß in einem einzigen Augenblicke, wer er gewesen und war; sein Leib erschauerte vor Leidenschaft, und wie mit hundert Seilen zog es ihn hinauf zu der Geretteten. Daß er sie aus den Armen gegeben hatte! Als er dies dachte, tat er einen Schritt. Aber die Türe tat sich plötzlich gegen ihn auf. Die Bäuerin trat ein. Sie war barfuß und hatte nur einen Rock übergeworfen; aus dem unscheinbaren Mieder, das ihn hielt, schauten die festen, schaffigen Arme und der stämmige Nacken. Ihr Gesicht war von eifriger Arbeit gerötet. Im Eintreten strich sie das wirrgewordene Haar glatt an die Schläfen zurück.

Der Präses hatte sich halb von ihr abgewendet; seine Lippen preßten sich zusammen. Mühsam zwang er die übermäßigen Leibesgelüste und gewann seine Ruhe zurück.

„Das ist noch gut gegangen, bei Gott!" sagte die Bäuerin an ihn herantretend, der am Tische neben dem Lichte der Heinrike stand. Ihr Ton war laut; er erschreckte ihn fast.

„Ja, ja," gab er mit sonderbarem Stimmfall zurück. Sein Blick glitt an ihr vorüber. Dann trat er zu einem Wandschrank, griff Becher und Krug heraus und füllte sich jenen.

„Was macht sie?" fragte er, ohne den Kopf zu wenden.

„Die Magd, die Trine? Sie ist wach. Es hat ihr nichts getan. Aber morgen kann sie zusammenpacken, die Leichtsinnige."

Der Präses setzte den Becher vom Munde ab. Seine Stirn furchte sich. „Warum fortschicken? Ein Unglück kann jeden treffen. Kannst du sagen, wie es zugegangen ist?"

„Denken kann ich mir's!"

Der Bauer hob hastig den Becher und trank ihn in einem Zuge leer; das Blut stand ihm dunkel im Gesicht; die jähe Bewegung war getan, um das Erröten zu verbergen. „Nur nicht gleich vom Fortschicken reden!" sagte er mürrisch und setzte den Becher hart auf den Tisch. Dann schritt er nach der Schlafstube hinüber, die er mit seinem Weibe teilte.

Diese zögerte einen Augenblick, ihm zu folgen. Auch ihr war seine Art fremd und ungewohnt. Aber sie begann sich einzureden, daß zu viel Sorge um das Gemeinwohl auf ihm laste und zu vieles seine Gedanken bedränge; darum sei er empfindlich geworden in kleinen Dingen! Und treu wie sie dem Manne war, beschloß die Hanna zum Brunnen, der neuen Magd den Leichtsinn nachzusehen, damit er sich ob eines kleinen Dinges nicht ärgern müsse.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Hand des Frühlings suchte den Herzschlag der Erde, sorglich, tastend, wie eine Mutter weiche Finger auf die Brust eines Kindes legt. Der Himmel färbte sich und tat seine sonnigen Tiefen auf. Heimliche Bäche rannen über eisumbundene Wände; die blauen Panzer der Felsbrüste gleißten im Licht, und aus den Kronen der Tannen sank der Schnee; es war, als würden greise Scheitel jung, wenn das Weiß von einem dunkeln Walde gestreift war.

Vor der Hütte, die ihnen Zuflucht gewährte, saß die Gret, saß auf einem morschen Stamme, der der einen Wand entlang am Boden lag, und hatte die Füße auf einen Stein gesetzt, denn der Boden war taufeucht. Sie hielt die Hände um die Kniee geschlungen; der blonde Kopf lehnte an die Hüttenmauer zurück. Ein warmer Lichtschein quoll über die Tannenwipfel herein; ihr Haar leuchtete golden und ihre Stirne schimmerte; die Sonne lag wie eine Glorie darüber. Es ging gegen Mittag; aber die Gret saß schläfrig und nickend, als hätte sie einen harten Werktag hinter sich. Sie gähnte oft; dann hob sie die Arme halb hinter den Kopf, dehnte sich und ließ sie wieder sinken. Und jedesmal entfuhr ihren Lippen ein Laut, der von Langeweile und Überdruß redete.

Einmal erwachte sie aus ihrem Vorsichhindämmern und sprach ein paar Worte in sich hinein. Sie hatten mit einem zornigen Ächzen begonnen und vom Fortlaufen geredet. Als sie noch auf den Lippen der Dirne lagen, stand der Albin unter den Tannen, wo noch Schatten war. Seine Augen glommen in heimlichem Zorn und maßen das Mädchen spähend. Seine Kleider waren schlecht, und er stand barfuß auf dem Schnee, der noch zwischen den Bäumen lag. Über der Schulter trug er einen jungen Stamm, den der Sturm geworfen hatte. Er wandte eine ganze Weile den Blick nicht von dem Mädchen. Als er plötzlich zu ihr hinübertrat, glühten ihm die Wangen in jähem Rot. Er warf den Baumstamm zu Boden.

„Ja, ja, ich weiß schon, daß du mir davon laufen willst,“ sagte er. Er konnte ihre Worte nicht gehört haben;

aber in ihrer ganzen Haltung hatte sich das verraten, was sie dachte. Sie war zusammengefahren, als er über sie kam; aber auf seine halblaute Rede zuckte sie die Achseln, sah ihn nicht an und bohrte spielend den Finger in ein Wässerlein, das neben ihren Füßen ins Gras rann.

„Hast mich gehört?“ fragte der Albin. Seine Rede war schwer zu verstehen, denn sie kam wie aus gepreßter Kehle.

„Immer da oben bleiben,“ entgegnete die Gret; „immer da sitzen in der Stille — hu, verrückt werden möchte eines!“ Sie legte die Hände vors Gesicht und rieb sich die Augen. Jede Bewegung war träge und gleichgültig.

Der Albin ballte die Fäuste, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen. In einem einzigen Taumel waren die ersten Wochen verflogen, in einem täglichen Sichsuchen und Sichfinden. Die Gret hatte nicht minder glücklich geschienen als er. Und nun? Es war ihm, als sei die Sonne untergegangen. Er schlug dem Mädchen die Hand auf die Schulter. „Weißt nicht mehr, wie wir gelebt haben? Wie uns wohl gewesen ist beisammen?“

Sie sah mit einem spöttischen Lächeln zu ihm auf. „Eine Zeitlang ja! Jetzt wird's langweilig. Wenn's jetzt wieder ein anderer wäre! Aber alleweil das gleiche Gesicht, das gleiche langweilige Gerede!“ Ein Ausdruck von Verworfenheit stand breit und deutlich in ihrem Gesicht, als sie jetzt den Blick nicht vor den zornsprühenden Augen des Albin senkte. Dieser war totenbleich geworden.

„Das kannst nicht im Ernst gesagt haben, du, nicht im Ernst! Weißt nicht, was ich getan habe, dir zu lieb?

Ich habe einen betrogen, einen, dem wir beide nicht wert sind, vor die Augen zu treten. Weißt —"

Er stockte plötzlich und sah nach den nächsten, niedriger stehenden Tannen. Das Blut kam in Wellen in sein weißes Gesicht zurück. Dort stand der Peter, der Bruder der Gret, zerlumpt wie je, das Gesicht von Schmutz und Zorn entstellt, die Zähne verbissen gleich einem knurrenden Raubtier, stand und hielt in der Rechten ein blankes Messer.

Der Albin wendete ihm das Gesicht vollends zu; einen Augenblick ruhten beider Blicke ineinander, wie zwei Fechter sich belauern, einer nach des andern Blöße spähend. Der Peter keuchte und lehnte gegen die nächste Tanne; er mußte den Berg in allzu raschem Laufe erstiegen haben. Die Gret, als sie ihn sah, lachte, lehnte sich behaglicher zurück, als freute sie sich, daß etwas Neues geschah. Da höhnte der Bursche von unten: „Haben wir euch jetzt, ihr? Wie die Murmeltiere erjagt im Winterbau! Haha! Frech ist es schon, da oben zu hocken, einen ganzen Winter hindurch! Aber dumm bist doch, du dort, Mädchendieb! Zu schießen am hellen Tag, daß das ganze Tal es hört! Habt ihr Hunger am Ende? Und hast uns herrufen wollen mit deinem Knallen? Für Essen will ich dir sorgen, Pfarrerbub! Wart!"

Er tat einen Schritt höher. Da erwachte der Albin. „Stehen bleib!" sagte er ganz still und ganz kurz; aber es war, als hätte sich in seinem Gesichte Zug um Zug zu Eisen verhärtet. Er ergriff die Gret am Handgelenk und zerrte sie auf. „Komm!" sagte er, sie wegziehend.

„Wohin?" fragte das Mädchen, das umsonst den Arm in seinem Griffe wand. Der Peter war unten stehen geblieben. Vielleicht hatte ein Ausdruck in des Albin Gesicht ihm den Mut gekühlt. Der Albin flüsterte der Gret ein paar Worte zu; sie schien zu schwanken, was sie tun soll; da rief der von unten: „Nun, stehst noch lang bei dem da oben? Es ist Zeit, daß du heimkommst, jetzt! Übermorgen siehst uns nicht mehr im Dorf unten; kannst dich nachbetteln nachher, wenn du uns dann noch findest."

Noch während der Peter redete, tönten Stimmen durch den Wald herauf, viele, von verschiedenen Seiten kommende wie die Zurufe von Treibern und Jägern, die ein Wild umzingeln. Der Albin schrak empor; er warf den dunkeln Kopf in den Nacken, seine Brust weitete sich, und seine Nasenflügel bebten.

„Aha, merkst etwas?" schrie der Peter und glitt abermals näher. In diesem Augenblick ersah die Gret ihren Vorteil, während der Blick des Albin nach dem Walde hinunterging; mit einem Ruck löste sie die Hand und flog ein paar Schritte hinunter den Tannen entgegen. Eben tauchten die ersten Männer aus den Gassen dunkler Stämme. Die Gret sah sie kommen.

„Gret!" schrie der Albin. Es klang warnend und wild zugleich. Das Mädchen kreischte wie in plötzlichem Einfall gellend auf: „Nehmt mich heim, ihr; er hat mich gezwungen, mit ihm zu gehen; er hat — —" Das andere ging im Lärm anderer Stimmen unter. Aber weinend und als dürstete sie nach Rettung, warf sich die Gret den Bauern entgegen.

Den Albin Indergand erfüllte ein unbändiger Zorn; er wuchs in diesem Zürnen, und gleich einem siegesdurstigen Ringer stand er unter den Tannen, schlank und hoch wie diese. Der Peter aber wollte keinem die Ehre lassen, ihn zu fangen. Er sprang ihn mit dem Messer an. Der Albin stand wie ein Block. Mit einem Griff hatte er das Handgelenk des andern erhascht und entwand ihm die Waffe. Während der Peter einen Gedanken lang wie verdutzt stand, brach der Albin die Klinge am Heft und warf sie den heransteigenden Männern entgegen. Dann fühlte er des Burschen Hände an seinem Halse. Jener war stark und das Ringen ihm nicht fremd; aber des Albin Arme waren wie Stangen aus Stahl, die sich in Scharnieren bewegten. Er packte den Burschen an der Brust und zwang ihn, langsam ihn meisternd, von sich ab. Der Zorn blendete ihn, das Blut sott in seinen Schläfen; er sah nicht mehr, aber er hörte das Schreien seiner Häscher ganz nahe. Da riß er den Peter auf gleich einem Kinde, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn zwei Bauern entgegen, die die Arme gegen ihn reckten. Der Bursche stürzte schwer und riß die andern zu Boden.

Aber die Anderhaldener verstanden das Hetzen. Ihr Ring begann sich zu schließen. Da ersah der Albin den letzten Ausweg. „Jetzt fangt mich!“ schrie er ihnen gellend zu und fuhr wie ein Sturmwind waldan. Noch im Fliehen sah er ein stilles Gesicht aus den Tannen tauchen, bleich, unter ergrauenden Haaren. Es war ihm, als hätte in dem eine Mahnung gestanden: Warum vergissest du mich?

Es war der Pfarrer gewesen.

Eine Hetzjagd begann. Die Anderhaldener, wenn sie wollten, verstanden das Klettern, und alle Trägheit war von ihnen gewichen. Wenige nur, der Pfarrherr unter ihnen und der Präses, waren bei der Waldhütte zurückgeblieben; die übrigen waren gleich einer Meute hinter dem Albin her. Das Jagdfieber schüttelte alle. Sie stoben über die Waldgrenze hinaus. Als sie über die nackten Alpflächen in die Geröllhalden und an die Schroffen hinauf freien Ausblick hatten, sahen sie den Albin hoch oben durch eine Runse steigen, in die eine weiße Gletscherzunge reichte. Da stutzten sie. So weit hatten sie ihn nicht vermutet, und einen nach dem andern kam Keuchen an. Als der Albin sie zögern sah, blieb auch er stehen; den einen Arm um ein Felsstück geschlungen, schüttelte er die freie Faust gegen die Verfolger, und ein helles Jauchzen klang trotzig zu ihnen herab. Ein Lichtblitz streifte den Fels und den einsamen Menschen. Da stand der zum Mann gewordene Bub frei und groß, und die Bauern im Alpboden sahen ihn über sich und wandten irgendwie die Blicke von ihm ab, gleich Kindern, die sich schämen, obgleich keiner sich gestanden hätte, daß er an der Jagd verzweifelte.

„Droben holt ihn der Teufel schon," murrte dann einer vor sich hin. „Und erspart uns die Müh," lachte ein anderer.

Sie warfen sich ins Gras, zogen ihre Pfeifen hervor und stopften sie. Andere umstanden die ersten beiden, noch andere kamen heran. Eine Weile sprachen sie zusammen und gafften dem Buben nach. „Lauf denn!" knurrte der letzte, der den Blick von dem Flüchtling wendete. „Lauf!

Ins Dorf wirst uns wohl nicht mehr kommen." Dann begann auf einmal einer nach dem andern den Abstieg.

Der Albin stieg durch die Runse empor, höher und immer höher. Zu seinen Füßen war Schnee, und blaues Eis leuchtete in Spalten rings um ihn. Aus Gletscherrissen lauerte der weiße Tod, und die Sonne stand am Himmel, machte den Schnee in Diamantenfarben flirren und traf weiße Wände, daß sie wie getriebenes Silber blinkten. Der Albin stieg und wußte nicht wohin; er stieg auf Wegen, die er nie gegangen war, sicher und furchtlos. Aber als er auf die Gletscherzinne trat, von der aus nur jähwändige Zacken noch höher in die Sonne ragten; als sein Blick einen weiten wölbigen Himmel sah und weites Tiefland vor und hinter sich; als er Berge überblickte, die wie Burgen unter seinem Lugaus standen, und als er das Licht sah, das über alles ergossen war gleich flüssigem Golde, da hielt er an. Ein zitternder Atemzug hob ihm die Brust; barfuß und barhaupt stand er; die Sonne lag auf ihm, aber ihr Glanz war kalt, und der Wind fuhr ihm sausend über den dunkeln Scheitel. Er tat die Augen wie geblendet zu und schlug sie scheu wieder auf. Die starre Größe alles dessen, was ihn umgab, bedrängte ihn, und dann — überkam ihn wie Sturzbachwellen jäh die Erkenntnis, wie arm er war, wie gotteserdenarm. Das aufrechte Haupt sank ihm vornüber. Er spähte hinab, wo die Bauern gezögert hatten, und sah den Alpgrund leer. Mattigkeit faßte ihn und eine große Gleichgültigkeit. Warum war er geflohen? Was wäre es gewesen, wenn sie ihn gefaßt hätten, ihn,

der keinen hatte, zu dem er gehen konnte, und keinen Ort wußte, der ihm aufzusuchen wert war?

Und nun begann er dorthinab zu steigen, woher er gekommen war. Er wußte nicht zu sagen, warum er es tat, nicht, wohin er wollte. Es zog ihn hinab, und obgleich ihm am Leben nichts lag und er manchmal, wann er die Spalten klaffen sah, wie sinnend stehen blieb und sich fragte, weshalb ihn keine verschlinge, trug er doch unbewußt Sorge, daß er nicht stürze.

Der Weg wurde leichter. Als er die Alpfläche erreichte, ruhte er. Der Tag war am Sterben; eine blutrote Wolke stand schimmernd zu seinen Häupten. Zum erstenmal fiel dem Albin nun ein, daß die Gret nicht mehr bei ihm sei. Ein Stich durchfuhr ihn; aber es war, als hätte sich sein Blut am Frost des Gletschers gekühlt. Er begann mit Willen noch einmal alles zu überdenken, was geschehen war: wie er die Dirne gefunden hatte, und wie sie zusammengekommen, das Leben in der Hütte, das unbändige, sündhafte Glück und das schnöde Ende. Als er an das letzte dachte, klang ihm etwas in die Ohren, das wie ein freches Lachen war. So lachte die Gret, die untreue, sie — die zu schlecht war, selbst für ihn gottserdenarmen! Er sah ihr Bild ganz deutlich vor sich; aber das Leid um sie war völlig vergangen. Und als er inne wurde, wie er ohne schmerzliches Empfinden an sie denken konnte, hob er den Kopf höher und atmete tief. Es war ihm, als genese er von einer Krankheit; die Krankheit war die Liebe zu der Gret gewesen. Er sog den Würzeduft der Tannen gierig ein; alle Leidenschaft fiel von ihm

ab. Während ihm gemach Herz und Kopf ganz frei wurden, ließ er sich auf demselben Stamme nieder, wo vorher die Gret gesessen hatte. Dann begann er zu sinnen, was werden sollte.

„Außer Landes geh!“ sprach sein Stolz. „Zwei starke Arme werden überall willkommen sein! Und wo dich keiner kennt, spottet keiner: der und der bist!“

Der Gedanke war zugkräftig. Einen Augenblick lang drängte er alles hinweg. Dann sah der Bursche die nächsten paar Bäume an, die dunkel und still mit reglosen Kronen ins Dämmerlicht tauchten. Von den paar Bäumen schon ging Heimatodem aus. Da wußte er, daß er nicht fortkonnte.

Darnach begann er dem Dableiben nachzusinnen. Er wußte, daß es schwer war, vielleicht schwerer als Fortgehen. Sollte er ins Dorf zurücklaufen? Daß sie ihn steinigten? Oder um ihre Barmherzigkeit betteln? Oder hier oben sich weiter verbergen, ein Leben leben wie ein Dieb? Jung sein und nichts tun? Die Rätsel waren nicht leicht zu lösen. Er stützte die Ellbogen auf die Kniee und legte die Stirn in beide Hände. Dämmerung und Dunkel kamen über ihn. Der Kopf ermattete von dem grübelnden Sinnen; Müdigkeit des Geistes tat sich mit der des Körpers zusammen und bezwang ihn, streifte ihm die schweren Lider über die Augen; er verfiel in einen Halbschlaf, aus dem er nur manchmal taumelnd schreckte, um zornig die flüchtigen Gedanken zu sammeln. Endlich sank ihm der Kopf hintüber und legte sich an die Hüttenwand. Wären die, die ihn gehetzt hatten, jetzt gekommen, sie

hätten ihn so leicht gefangen. Er hatte ihrer völlig vergessen. Nur einen sah er neben sich stehen in schwarzem langem Gewande, mit bleichem Gesicht und schlichtbraunem Haar, einen, der still war wie ein kluger Arzt und gütig wie der — —

„Ihr?" meinte er zu reden. Der andere legte ihm die hagere weiße Hand auf den Scheitel und sah ihm in die Augen. Nicht voll Zorn, nur so — so barmherzig.

„Ich — ich — wenn ich halt wieder zu Euch dürfte!" träumte er weiter.

Und „komm!" sagte der andere und gab ihm die gütige Hand.

Aber die seine zitterte in jener. „Pfarrherr, Ihr — Ihr — ich bin doch schlecht — Ihr habt doch den Glauben verloren . . ."

Jetzt sah er die Augen des andern glänzen. „Weißt du nichts mehr vom verlorenen Sohn, mein Bub?"

Als diese Worte in seinen Traum klangen, verwirrten sich ihm die Bilder. Er meinte einen Heiland neben sich zu sehen; dann wieder sah er nur den Pfarrherrn, seinen Pfarrherrn. Endlich verschwamm alles, und sein Schlaf wurde tief und ruhig. Erst die wachsende Nachtkühle weckte ihn. Er sah die Lichtung von Mondlicht hell. Es lag auf den Ästen der Tannen, und die blinden Hüttenfenster wurden in seinem Glanz klar wie leuchtende Kirchenscheiben. Da erhob er sich, reckte den jungen Leib und zwang die Schwere aus seinen Gliedern. Als er so stand, fühlte er in seinem Innern etwas brennen, was er nie gekannt hatte. Er erinnerte sich, daß er als kleiner Bub

aus Sturm und Wetter gern in die heimische Hütte geschlüpft war, weil es darin wärmer war. „Kalt Wetter macht Heimweh," hatte dann die Mutter gelacht. Heimweh war es, was ihn jetzt bedrängte. Aber es war nichts, worüber die Mutter hätte lachen können! Es war zum Händefalten ernst und war — — —. Er seufzte einmal ein wenig zitterig; dann ging er, weil es ihn trieb, ging mit stillen Schritten waldab. Und alleweil war ihm zu Mut, als schritte er durch die Säulenhalle einer großen Kirche. Der Mond, das weiße, ruhige Feuer, das war das ewige Licht, und wie weiße Altäre standen die Berge. Und alleweil war es ihm, als ginge er zu einer großen Beichte und ginge zu einem, der ihm einen Stein von der Seele nehmen konnte.

So stieg er ab und wieder an, die weiße, einsame Straße, und hinein nach Anderhalden, die Pfarrgasse hinan. Nicht einmal zögerte er. Er stieg die Treppe zu des Pfarrherrn Hütte hinan, schob behutsam die Türe zurück, die bei Nacht wie bei Tag offen stand, und trat just so behutsam in die Wohnstube hinein, die vom Mondschein so hell war, als brennte das Öllicht auf des Pfarrherrn Tisch. Erst als er inmitten des Raumes stand, überfiel ihn Zagen. Er zögerte zweimal, ehe er den Finger an die Türe legte, hinter der der Pfarrherr schlief. Dann pochte er verstohlen. Auf den ersten Laut schon kam die Antwort: „Wer ist da?" Die Frage klang so ruhig, als wäre sein Klopfen am Tag geschehen. Als der Albin nicht zu antworten wagte, konnte er hören, wie der Pfarrherr sich vom Lager erhob. Ein rötlicher Lichtschein fiel durch die Türspalten. Nach einer Weile trat der Hoch-

würdige auf die Schwelle. Der Albin war hinweggetreten; er stand in der Mitte der Stube, und als er die Augen des andern auf sich fallen sah, war es ihm, als müßte er versinken. Die Scham drückte ihn nieder. Alles, was er getan hatte, fiel auf ihn, gleich als ob ein Stein, der aus der Diele fiel, ihn träfe. Er wußte nicht, wie an seinem Gewand und seinem Leibe, aus seinem Gesichte selber seine ganze bittere Armut zu lesen war. Nur der eine Gedanke blieb ihm, daß er bei einem bettelte, dem er Undank für Wohltaten gegeben. So stand er mit zu Boden geschlagenem Blick und vermochte nicht zu reden. Der Pfarrherr sah ihn an. Es war, als hätte er ihn erwartet. Ein unendliches Mitleid durchsonnte seine Züge. Es gelüstete ihn, die Arme aufzutun für den, der gekommen war. Aber als der Albin stumm blieb, schritt er zu einem Lehnstuhl am Tisch und setzte sich, den einen Arm auf den Tisch gelegt. Nachdem er abermals auf ein Wort von dem Buben gewartet hatte, sagte er leise und weich: „Komm, sage mir alles!"

Da ging es gleich einem Schluchzen durch des Buben Leib; er tat ein paar taumelnde Schritte nach dem Stuhle des Hochwürdigen hin, und als er den Blick zu dem seinen hob, warf die Gewalt seiner Reue ihn nieder. Am Stuhle fiel er in die Kniee und barg das Gesicht auf den Knieen des Pfarrherrn.

„Ich bin da, Herr! Ich bin wieder gekommen. Ich habe keinen gewußt als Euch!"

Der Pfarrherr legte die Hände auf seinen braundunkeln Kopf. Er wußte, daß ihm ein schlimmer Gast

ins Haus kam, einer, der ihn selber das Obdach kosten konnte. Aber es war ihm, als sei in sein Leben das zurückgekommen, was ihm Wert gab.

Von dieser Nacht stand nach Tagen in seiner Schrift zu lesen: „Er ist mir wiedergekommen, der verlorene Bub. Herr, zwei Sonnen leuchten deinem Geschöpf. Und die eine bist du; aber die andere ist irdisch und heißt die Liebe. Und seit dieser Nacht weiß ich, daß ich dir nicht gehöre, wie ich sollte, weil es den Menschen in mir zu einem Menschen zieht!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Nacht war kurz gewesen, denn sie hatten zusammen geredet, bis der fahle Schein des Morgens einem jeden des andern müde Züge zeigte. Der Albin hatte gebeichtet mit allem Ernst und allem Freimut. Als er geendet hatte, war es, wie er gehofft hatte, als hätte ihm der Hochwürdige einen Stein vom Herzen genommen.

Zur Morgendämmerstunde hatte jener ihn sich in seine alte Kammer legen heißen. Nun war der Tag bis zur neunten Morgenstunde gediehen. Der Albin trat zu dem Pfarrherrn ein, der schon schreibend in seiner Stube saß. Der Bub war bleich, und seine Züge schienen schärfer; er war barfuß und barhaupt, noch in demselben zerrissenen Gewand, in dem er sich hergeschlichen hatte.

„Setze dich,“ befahl der Pfarrherr.

Der Albin ließ sich hinter dem Tisch nieder.

Der Pfarrherr stand auf und rief nach der Agatha: „Bring ein Morgenbrot für einen, der Hunger hat!“

Die Magd kam mit Milch und Brot herein. An der Schwelle zögerte sie einen Augenblick; aber gelassen setzte sie alsdann das Gebrachte auf den Tisch.

„Was sagst du, daß er da ist?“ fragte der Pfarrherr, als sie ohne ein Wort sich wegwenden wollte.

„Daß es besser für Euch sein wird, wenn er bald wieder geht,“ antwortete die Agatha.

„Er wird bleiben,“ beschied sie der Pfarrherr.

Ein Ausdruck leisen Erschreckens trat in ihren klaren Blick. „Denkt an Euren eigenen Frieden, Pfarrherr,“ sagte sie. Dann sah sie den Buben feindselig an. Dieser hatte den Blick von seinem Brot erhoben. Der Gedanke kam ihm zum erstenmal, daß sein Kommen dem Pfarrherrn Ungelegenheit bereite. Da schoß es jäh in ihm auf, halb Verzweiflung, halb Trotz. „Ich gehe!“ sagte er kurz und stand auf. Aber der Pfarrherr nannte ihn beim Namen. „Vergissest du dich schon wieder, Maßloser?“ Und dann: „Ich habe dich aufgenommen und du wirst bleiben!“

Der Albin ließ sich zögernd wieder nieder. Die Agatha war gegangen. Eine Weile verging; der hungrige Bub begann sein Morgenbrot zu verzehren. Dann hieß ihn der Pfarrherr sich umkleiden.

Als der Albin später in den Flur trat, sah er den Hochwürdigen seiner harrend. „Komm!“ sagte er.

Unter der Haustüre legte der Pfarrherr dem Buben die Hand fast zärtlich um die Schulter und sagte: „Die

nächste Zeit wird für uns beide nicht leicht sein." Der Albin sah zu ihm auf. Sein Blick war feucht, aber er konnte nicht reden. Sie traten zusammen ins Freie. Ohne zu wissen, wohin er sollte, folgte der Bub dem Hochwürdigen. Als sie die Gasse hinabschritten, begegnete ihnen ein Weib. Das grüßte den Pfarrherrn mit überfreundlichem Lächeln; aber als es den Albin erkannte, wechselte der Ausdruck seiner Züge jählings und wurde spitz und gehässig. Gleichzeitig fuhr über ihr an einer Hütte ein Fensterflügel auf. „Ist das nicht der Indergandbub gewesen?" frug eine Weiberstimme von oben. Die in der Gasse schnellte aus ihrem Erstaunen auf: „Freilich ist er's gewesen. Traut der sich am hellen Tage in die Gassen, und der Herr läuft in aller Freundschaft neben ihm!" Ein Kreuzfeuer von entrüsteten und scharfen Worten ging hinauf und hinunter, und wie ein gutes Echo den Ton weiter gibt, flog von da aus der Bericht durchs Dorf: Der Indergandbub ist da!

Der Pfarrer hatte nach der Hütte des Präses hinübergelenkt und war rascher geschritten, als es seine Art war. Als sie in den Flur des Präses traten, zögerte der Albin; eine Falte war zwischen seinen Brauen: „Soll ich mit hinauf, Herr?" frug er.

„Wenn du den Frieden mit den Anderhaldenern willst, mußt du ihn bei dem holen," sagte der Pfarrherr und stieg die Treppe hinauf. Der Albin folgte; aber sein Gesicht war düster, und seine Lippen waren trotzig geschlossen. Als sie auf die oberste Stufe der Treppe traten, kam die Heinrike aus der Wohnstube gegangen. Sie trug

ein sauberes dunkles Gewand. Ihr blondes Haar schimmerte in dem dämmerigen Treppenhause, als läge ein heimlicher Glanz darauf. Sie erblickte über des Pfarrherrn Schulter den Albin. Gedankenlang hafteten die Blicke der beiden Jungen ineinander. Der Albin wandte die Augen seitwärts und sein Gesicht blieb ungerührt; er verbarg die ihn bedrängende Scham. Der Heinrike war das Blut dunkelrot in die blustfarbenen Wangen gestiegen; es wallte unter der feinen Haut, und die blauen Augen verdunkelten sich wie von zurückgedrängten Tränen. Sie wünschte dem Pfarrherrn das „Gut Tag“ und reichte ihm die Hand. Den Albin ließ sie an sich vorübertreten und grüßte ihn nicht.

Der Pfarrherr hatte nach dem Präses gefragt. In der Stube sei er, antwortete die Heinrike. Nun traten die beiden Männer hinein, das Mädchen stieg langsam und sinnend die Stufen hinab. Sie hörte noch das laute „Tag,“ mit dem der Vater die Gäste grüßte, und dann einen klingenden Ton, wie ein scharfes Aha! Das mochte dem Albin gegolten haben.

Der Präses saß hinter dem Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, durch den ihm am frühen Morgen schon viel Sinnens ging. An das Buffet gelehnt stand sein Weib, die Hände am Rücken. Sie hatten zusammen Rats gepflogen. Dem Pfarrherrn fiel auf, daß der Präses zum erstenmal der weniger aufrechte von den beiden war; in den Blicken seines Weibes war die größere Klarheit und Ruhe.

Der Guttaggruß war hin und wider gegangen, als noch der Albin hinter des Pfarrherrn Gestalt nicht er-

kennbar gewesen war. Als der Bub zur Seite trat, entfuhr dem Präses ein Ausruf der Befriedigung. „Ihr bringt den Lotterbuben, Pfarrherr? Wo habt Ihr den Fang gemacht?“

„Er ist von selber gekommen,“ sagte der Pfarrherr schlicht.

Der Präses zog die Augenbrauen hoch, erhob sich und trat hinter dem Tische hervor, nahe an die Männer heran. „Rufe zwei Knechte, Frau, daß sie mir den Buben versorgen!“

Der Pfarrherr tat einen Schritt auf die Bäuerin zu und legte die Hand auf ihren Arm. „Wartet noch; ich möchte noch mit Eurem Manne reden,“ sagte er lächelnd.

Die Frau gehorchte. Sie blieb stehen, wo sie stand, und der Blick, mit dem sie den Albin maß, war nicht unfreundlich.

Der Präses hob den Kopf, in dessen dunkles Haar sich graue Fäden spannen, ein wenig höher; um seine Nüstern flog ein Zittern. Aber er sprach nicht.

Der Pfarrherr war ruhig und ließ nicht merken, daß er des andern wachsende Erregung sah. „Wollen wir uns nicht setzen?“ sagte er, und griff sich selbst eine Stabelle, die zu Häupten des langen Tisches stand. Der Präses tat es ihm zögernd nach. Die Stabelle krachte, als er sich dem Hochwürdigen gegenüber niederließ. Da saßen sie mit über den Tisch gelegten Armen, nahe wie zwei Freunde; aber der Pfarrherr wußte, daß es mit der Freundschaft nicht mehr weit her war.

Der Albin stand abseits mit in den Boden gebohrtem Blick und finsterer Stirn. Die Bäuerin, als sie die Männer sich hatte niederlassen sehen, war weggegangen.

„Ich bin gekommen, Euch zu sagen, daß ich den Albin wieder aufgenommen habe," begann der Pfarrherr geradeaus. Der Präses gewann etwas von jener Selbstbeherrschung zurück, die früher an ihm gewesen war. Sein Gesicht verhärtete sich; der Ton seiner Stimme war laut wie Hammerschlag: „Das wird Euer Ernst nicht sein! Es müßte im Dorf einen sonderbaren Eindruck machen, wenn sich der Pfarrherr die lebendige Sünde ins Haus nähme!"

Der Pfarrherr neigte sich näher zu ihm. „Hört mich an, Mann! Der Bub ist jung, und junges Blut fließt heiß. Er hat eine Schuld auf sich geladen; aber er ist voll guten Willens, gut zu machen. Es ist kein Kläger da gegen ihn. Ihr wißt, das Komödiantenvolk ist heute früh talab gezogen. Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Wer soll es uns also wehren, daß ich dem Buben helfe, vom falschen wieder auf den rechten Weg zu kommen?"

„Der? — So einer und den rechten Weg!" Der Präses lachte kurz.

Da trat der Albin heran. Sein Gesicht war lebendig von widerstreitenden Gefühlen. Er hielt mächtig an sich. „Ich bin schlecht gewesen," sagte er mühsam. „Ich sehe es ein! Und ich will nur sein Knecht sein, dem Hochwürdigen sein Knecht. Was schadet es, wenn zu Anderhalden ein Knecht ist, von dem Ihr nichts Gutes haltet?"

Der Präses maß ihn. „Dich hat keiner gefragt. Mit dem Pfarrherrn rede ich, nicht mit dir!"

„Geh und warte draußen," sagte der Pfarrherr. Der Albin sah ihn an und gehorchte schweigend.

Wieder rückten die beiden Männer zusammen. Der Pfarrherr dämpfte seine Stimme und redete mit warmem Tone, lang, überzeugend. „So," schloß er, „habe ich es im Sinne mit ihm: Das Steinwandhaus steht seit Jahr und Tag leer; der Flühner will es abgeben und die Matte dazu. Dort will ich ihn hinsetzen."

„Mit Eurem Gelde?" fragte der Präses fast lauernd.

„Einmal wird er mir's heimzahlen."

„Haha! Wenn Ihr Euch nur nicht trügt!" Seine Hand fiel klatschend auf den Tisch; dann brach er lauter aus: „Jetzt im Ernst, Pfarrherr, ich habe lange geduldig zugehört; jetzt will ich auch reden. Tut Euch mit dem Buben noch einmal zusammen und, weiß Gott, es könnte zu Anderhalden geschehen, was schon anderwärts geschehen ist, daß das Volk einem Pfarrherrn, der nicht weiß, wie er hausen soll, die Tür hinausgewiesen hat. Wollt Ihr aus dem faulen Apfel noch einen guten machen? Seid kein Narr und tut die Verschrobenheit von Euch! Zu Anderhalden darf Kraut wie der Indergand nicht mehr wachsen."

„Besinnt Euch, ob alles Kraut gut ist, was hier wächst!" Des Pfarrherrn Wangen waren von einer leichten Röte angeflogen. Seine Augen gewannen an Glanz. Es war, als würde ihr gerader Blick dem Bauern unbequem.

Eben sprach der Hochwürdige in leiser Erregung weiter: „Immer und immer wieder muß ich es Euch sagen: Seid Ihr denn so übermenschlich gut, daß Ihr

wisset, ob nicht Ihr einmal fehlen könnt?" da tat sich die Türe auf. Eine Magd trat rasch herein. Sie zögerte, als sie die Männer sah; sie mochte die Stube leer geglaubt haben; aber dann trat sie mit einem „Gut Tag" vollends ein und ging zu einem Schranke hin. Dort kramte und suchte sie. Der Pfarrherr hatte sich flüchtig nach ihr umgesehen; sie war von wohlgebildeter, fast üppiger Gestalt und hatte blondes, reiches Haar.

Der Präses war verstummt. Der Pfarrherr meinte, es geschehe, damit die Magd nicht höre, was sie sprachen. Aber jener hatte sich tiefer über den Tisch gebeugt. Sein Blick ging an dem Pfarrherrn vorbei und glitt zuweilen scheu und blitzartig nach der Magd hinüber. Er war ein völlig anderer, wie er geduckt und wie beengt dasaß.

Die Trine, die Magd, schien lange nicht zu finden, was sie suchte. Inzwischen drängte der Pfarrherr leiser: „Gebt mir Bescheid, Präses! Wollt Ihr den Buben in Ruhe lassen, wenn er verspricht, Euch und den andern nicht im Wege zu sein?"

Der andere schwieg noch immer. Der Pfarrherr sah in seinem Schweigen Trotz. Erregt erhob er sich. „Bei Gott, der Bub wird nicht der erste noch der letzte sein, über den das Blut Herr wird!" sagte er lauter, als vorsichtig war. Die Worte erreichten das Ohr der Trine. Sie wendete sich in diesem Augenblicke um, sah flüchtig nach den Männern hinüber und ging zur Türe. Auf der Schwelle ging ihr Blick noch einmal zurück. Just da schaute der Präses auf und nach ihr; ihre Blicke

trafen sich und waren wie zwei sengende Blitze, die sich kreuzen. Beiden stieg das Blut zu Gesicht.

Der Pfarrherr sah die Veränderung in den Zügen des Präses; sie befremdete ihn. Aber er fragte, sich zum Weggang rüstend: „So wollt Ihr meiner Bitte nicht Gehör geben?"

Die Tür hatte sich hinter der Trine geschlossen. Der Präses fuhr wie aus einem Taumel auf. Dann, als hätte das Drängen des Pfarrherrn eine kleinliche Verdrossenheit in ihm geweckt, sagte er zänkisch: „So bringt ihn hinauf auf das Gut, den Buben, meinetwegen, wenn Ihr sonst keine Ruhe gebt! Was die im Dorf dazu sagen, müßt Ihr selber hören." Damit wendete er dem Hochwürdigen den Rücken. Den gelüstete es nicht, weiter in ihn zu dringen. Er hatte kaum mehr als den halben Bescheid erwartet. Er grüßte ruhig und freundlich und verließ die Stube. Im Flur fand er den Albin, der an der Mauer lehnte und aussah, als wäre er lieber entlaufen. Er blickte auf, als der Pfarrherr zu ihm trat. „Nun komm!" sagte der. Dann verließen sie das Haus.

Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander hin durch die Gasse. Der Albin wußte nicht, wohin ihn der Hochwürdige führte; er frug auch nicht. Er hob nur zuweilen den Blick, der sonst am Boden hing; dann sah er, daß die Zahl der neugierigen Augen wuchs, die ihnen folgten. Sie durchschritten die ganze lange Gasse, von deren Ende der Weg gen Matten hinauf abzweigte. Als sie an die Stelle gelangten, wo er abbog, stand und hockte eine Anzahl müßiger Bauern an einem der beiden Eck-

häuser. Die steckten die Köpfe zusammen, als sie sie erkannten, streckten die Hälse, als sie näher kamen, und ließen ein unzufriedenes Gemurmel hören. „Ins Dorf zu kommen wagt er noch! Und am hellen Tag! Der Freche!“ Der Pfarrherr wendete ihnen sein stilles Gesicht zu, zog, als hätte er sie nicht gehört, seine schwarze Sammetmütze vom Haupte und sagte ein freies „Gut' Tag beisammen!“

Die Bauern bekamen rote Köpfe; einer rückte den Hut; zwei, drei wendeten sich ab und trotzten. Einer von diesen spuckte aus und brummte: „Der ist auch nicht besser als der Hudelbub.“ Die Rede galt dem Pfarrherrn. Dieser ergriff wie zur Antwort vor ihren Augen die Hand des Albin. Dann schritten sie vorbei, an der Hütte vorüber, wo vordem der Walker gewohnt hatte und die noch leer stand.

Als sie aus dem Dorfe traten und den Weg ins Mattental hinaufstiegen, sprach der Albin zum erstenmal: „Laßt mich gehen und geht zurück. Ich bringe Euch nur Schaden! Und — ich — es ist besser, daß ich außer Landes gehe.“ Er blieb stehen. Sein Gesicht war sehr bleich; aber der Klang seiner Stimme verriet, daß er einen Entschluß gefaßt hatte.

Der Pfarrherr gab keinen Bescheid. Er sagte bloß „Komm nur!“ und stieg den holprigen und schmalen Pfad bergan.

„Ich gehe nicht weiter,“ erklärte der Albin.

Da wendete sich der Hochwürdige zurück. „Wir gehen bis zum Kreuz. Dort reden wir weiter.“

So stiegen sie denn stumm fürbaß, einer hinter dem andern. Die Luft war schwül, der Himmel trüb, von jenem leuchtenden Grau, das hinter Gewitterwolken die sengende Sonne verrät. Überall zu Seiten des Weges leuchtete das Grün jungen Grases aus dunkeln Steinen. Nach einer Weile erreichten die beiden die Weghöhe. Zu ihrer Linken starrte dunkler Wald auf; zu ihrer Rechten war steil abfallender Fels; aus verborgener Tiefe kam Wasserrauschen. Ein braunes Holzkreuz stand auf der äußersten Felsplatte; an dessen Stamm stak ein einziger rostiger Nagel und hielt das verwitterte Glied eines zerbröckelten Heilandsbildes.

Der Pfarrherr hielt vor dem Felsen an. Von der Stelle, wo er stand, sah er das Mattental weit sich auftun. Grünende Lehnen bildeten seinen Eingang; aber an den hohen Hängen lag noch Schnee. Eine graue Mauer schimmerte der Susten herüber, über den ein böser Ausweg aus dem scheinbar verschlossenen Tale war. Dunkle Wolken standen über dem Berg und hingen wie fallende Vorhangfalten bis auf seine fahlen Gletscher hinab.

„Ich brauche nur da hinein zu steigen," sagte der Albin halb zu sich selber.

Der Pfarrherr hatte den Blick nach dem jenseitigen Mattenbachufer gehen lassen. Dort wie hier fiel grauer Fels steil zu dem in großer Tiefe brodelnden Bach ab. Kümmerliches Buschwerk wurzelte in den Rissen und Spalten, und genügsame Wettertannen hatten auf dem kargen Felsgrund Wurzel geschlagen. „Nach dem Susten-

weg brauchst du nicht zu schauen," sagte er; „dorthin sieh! Was sagst du zu der Hütte?"

Der Albin folgte mit dem Blick der Hand des Pfarrherrn, der nach einem saftgrünen Mattenfleck hoch oben am Gefelse wies. Gleich einer Oase in der Steinwüste lag die Steinwandmatte da oben. Wiederum war sie wie eine Burgzinne; hinter ihr stieg die schwarze Wand auf; zu ihren beiden Seiten war ein schmales Waldband. Über dieses führte der Pfad, der allein Zugang zu dem verlorenen Winkel gab. Am vorderen Rande der Matte war senkrechte Fluh. So schnurgerade senkte sich dort der brüchige Fels in die Tiefe, daß ein Stein, der von der Matte fiel, nicht eher aufschlug, als bis er in den kochenden Gischt des Mattenbaches sprang.

„Die Steinwandhütte meint Ihr?" fragte der Albin. „Was soll's mit der und mir?"

„Die will ich dir geben, Bub!"

Der Albin erschrak. Was jung an ihm war, bangte vor der Weltabgeschiedenheit der Steinwandhütte.

Der Pfarrherr fuhr in seiner Rede fort: „Hütte und Matte sind ledig. Ich erstehe sie für dich. Und du sollst den Kaufpreis abverdienen."

Da quoll ein Gefühl der Freude in dem Buben auf. Er fühlte heraus, daß der Hochwürdige seinem Leben ein Ziel geben wollte. Aber noch wurde er die Furcht vor der Einsamkeit nicht los. „Der Baumann, der letzte Steinwändler, ist vergeltstagt worden," stammelte er.

Der Pfarrherr sah ihn scharf an. „Und vergeltstagt wird jeder werden, der auf das arme Gut kommt, wird's

im Dorf unten heißen," sagte er mit einer eigentümlichen Betonung. Ein langsames Erwachen kam über den Albin. Mit einem Glimmen in seinen Augen begann es; die Wangen röteten sich ihm leise erst, dann heißer. „Ihr meint — —" begann er.

„Du sollst denen da unten zeigen, was ehrliche Arbeit kann!"

Die Erregung des Albin wuchs. „Und —" begann er wieder.

Der Pfarrherr ließ ihn nicht ausreden. Noch immer den Blick fest und zwingend auf ihn richtend fuhr er fort: „Verlorene Achtung ist schwer wieder zu gewinnen. Es ertrotzt sie keiner. Aber, allmählich, allmählich — laß Zeit — kommt sie selber wieder, wenn einer recht tut und nicht nach ihr ausschaut. Ich will dich in die Steinwandhütte setzen, weil es gut ist, wenn du aus dem Bereiche der Leute bist. Wenn du leben willst, wirst du hart arbeiten müssen. Tust du's, so werden sie zu Anderhalden sagen: „Länger treibt er's, als wir gemeint haben." Dem wird die Rede folgen: „Schaffen tut er doch, der da oben!" — Und später: „Zuleid lebt er just niemand." Eines Tages wird einer dich grüßen! Um Tage später ein anderer und allmählich muß eine Zeit kommen, da die Bravheit des Steinwändlers in aller Mund ist. Dann ist es Zeit, daß die Mauer eingerissen werden kann, die leidige Mauer zwischen Gut und Böse, die nur Geduld bricht. Verstehst du mich, Bub?"

Des Albin Atem flog; ein jähes Licht brach aus seinen Augen: „Ja," preßte er heraus. Und dann: „So muß es werden!"

„Mehr, Bub, mehr! Heraufkommen müssen sie einmal von Anderhalden, dich herabzuholen! Du sollst mir kein Einsiedler bleiben! Weißt, was ich von dir erwarte, Albin Indergand?“

Der Bub sah auf. Es war, als hätte sich sein Leib gestreckt, während die heiße Redeglut den stillen Pfarrherrn fortriß. „Der Herrgott hat einen Starken aus dir gemacht! Nützen mußt du die Kraft, zum Guten nützen, wie sie dich zum Bösen fortgerissen hat. Und wenn du geworden bist, wie ich meine, Bub, dann — dann brauchen die da unten nicht lang nach einem zu suchen, wenn ihnen ihr Kopf und ihr Verstand, der Präses, der Zum Brunnen, einmal verloren geht!“

Der Albin hatte sich weggewendet. Er trat an den äußersten Rand des Kreuzfelsens vor. Sein Blick ging sehnsüchtig hinauf nach der Matte, auf der im Schatten des nahen Waldes eine armselige, sturmbraune Hütte stand. Während er noch staunte und in seinem Innern eine Flut von Hoffnungen und Entschlüssen wogte, glitt über die Steinwandecke eine leise goldige Helle. Sie war nur flüchtig, das Huschen eines Sonnenstrahls, den eine Wolke wieder löschte; aber für einen Augenblick war das grüne hohe Eiland wie von heimlichen Fackeln erleuchtet. Da schwoll das Herz des Albin der neuen Heimat entgegen. Beide Hände streckte er aus und faßte des Pfarrherrn Rechte. „Ihr — Ihr — ich kann Euch nichts sagen jetzt — aber — wenn das Land mein ist, kommt es mir sagen; ich warte dort auf Euch!“

Er riß sich los und stieg am Berge taleinwärts, dem Stege zu, der ans andere Ufer leitete.

Siebzehntes Kapitel.

Jetzt ward es zu Anderhalden laut: Der Pfarrherr hat das Steinwandgut erstanden! Unter der Hand! Keiner hatte davon gewußt, bis der Kauf vollzogen war. Weil es so heimlich gegangen, empörten sich die, die gerne von allem wissen, um es weitertragen zu können.

Dann kam die Nachricht wie ein Wirbelsturm ins Dorf gefahren: Wißt ihr, für wen er da oben gekauft hat? Für den schamlosen Buben, den Indergand, dem Totschläger seinen! Gewohnt habe der schon Tage lang da oben, wußte einer zu erzählen.

Das Dorf wurde lebendig wie der Ameisenhaufen, in dem ein Stock stört. Nachbar rannte zu Nachbar. „Seht den Pfarrherrn an, den scheinheiligen, den überfrommen! Jetzt leistet der der Sünde Vorschub!“ Das schrieen sie zuerst aus. Aus dem Zweifel an des Pfarrherrn Würdigkeit, der in dem ersten Aufschrei laut wurde, wurden alle die schönen Dinge geboren, die sie nachher redeten: „Wo mag er das Geld zum Landkauf her haben, der Pfaff? Reich ist er doch nie gewesen. Dem Kirchengut wird er's abgestohlen haben! Ein Verdrehter ist er immer gewesen und meint jetzt, wir ducken uns und lassen den Schandbuben in unsern Grenzen sitzen! Fort muß der, und der Pfaff, tut er nicht recht, kann ihm nachreisen!“

So schmähten sie unter sich. Und der Sturm wuchs. Ein paar Eifrige liefen zum Präses: Was er meine, daß dem Pfarrer und dem Buben zuleid geschehen solle?

Als diese wieder zurückkamen, hatten sie halb verdutzte, halb zornzuckende Mienen. Der Präses hatte sie wenig freundlich empfangen. Sonderbar in sich zusammengesunken hatte er dagesessen, mit düsterer Stirn und halb geschlossenen, lauernden Augen: Sie sollen es ausmachen mit dem Pfarrer! Er mische sich in die Sache nicht! Aber alles brauchten sie dem da oben auf dem Kapellenhügel nicht hingehen zu lassen.

Alles brauchten sie ihm nicht hingehen zu lassen! Dies Wort hatten sie aufgefischt und es zündete. Der Zorn und die Entrüstung machten die Anderhaldener fast mündig. Sie handelten zum erstenmal ohne den Präses. Ein paar Männer vom Rat, ein paar andere Lautsprecher dazu kamen zusammen. „In der Gemeinde ist eine Untat geschehen, ein Mädchen entführt und anderes Ungehörige verübt worden, verübt von einem, der des Teufels Geleitbrief von Haus aus bei sich hat. Soll die ganze Gemeinde in Verruf kommen, indem sie das ruhig mitansieht, den Kerl straflos ausgehen, ja in ihren Grenzen wohnen läßt?" Als einer, der das Schönreden verstand, so gefragt hatte, flammte die Empörung völlig auf. „Beim Eid, so schlecht sind wir nicht!" klang es von allen Seiten.

Von denen, die sich versammelt hatten, den Ruf der Gemeinde zu retten, wurden drei bezeichnet, die mit dem Pfarrherrn zu reden hätten. Am folgenden Tag wollten diese zu ihm gehen. Aber am Abend der Versammlung schon warf einer, dem es zu lange dauerte, heimlich dem Hochwürdigen drei Fenster ein. Dann traf es sich, daß der folgende Tag ein Sonntag war. Die drei Volks-

boten, die den Pfarrer heimsuchen sollten, kamen am Kirchwege zusammen. Weil aber das Meßglockenläuten schon über ihren Köpfen hinschwang, so wurden sie einig, erst nach dem Gottesdienst ihren Besuch abzutun. Es war ihnen doch nicht ganz wohl ums Herz; sie atmeten heimlich auf ob der Gnadenfrist, die ihnen die Glocken ansagten. Beratend blieben sie noch am Fuße des Kirchwegs stehen; viel Volk ging an ihnen vorüber; es lag etwas in der Luft, was den Lauesten der Dörfler in die Kirche zog; aber es war nicht des Pfarrherrn Wortgewandtheit wie zu früheren guten Zeiten. Zuweilen blieb ein Eingeweihter bei den drei Wartenden stehen, und über den Kirchweg hinauf, hinein durch die Kirchentür und in alle Stühle lief die Rede: Heut' wird sich's entscheiden mit dem Pfarrherrn! Die Herzen der ganzen Gemeinde hüpften vor ungeduldiger Erwartung, wie sich der Pfarrherr heute auf der Kanzel stellen werde. Die Kirche wurde voll von Menschen und übervoll. Im Schiff hockten sie so dicht und verträglich in den Bänken, als wäre eine nie gestörte Freundschaft zwischen allen, vom ersten bis zum letzten. Neben der Orgel auf der Emporkirche standen sie einander auf den Füßen herum.

Die Glocken läuteten noch immer, schön, lautstimmig. Sie läuteten in den goldigen Sonnenschein eines warmen Frühlingstages hinein. Die Kirche war von ihren Klängen erfüllt. Aus der Sakristei drang Weihrauchduft, der die Sinne gefangen nahm, und die Sonne legte kleine goldene Lichtschalen auf die breiten Gipsgesimse der Fenster. Die Heinrike Zum Brunnen, die in ihrem schwarzen Gewand

in der zweitvordersten Weiberreihe stand, lauschte dem Läuten, sah die heilige Himmelshelle, die den Lichtschein der ewigen Lampe zu einem roten Fünklein erniedrigte, und fühlte sich von einer großen Andacht überkommen. Aber sie war vielleicht die einzige Andächtige im Raum. Die anderen waren von einer verborgenen Unruhe ergriffen, hatten vergessen, wo sie waren, und saßen wie auf Schauspielbänken. Ihr Spieler, der Pfarrherr, kam lange nicht, so lange, daß die Ungeduld der Bauern zu Mißmut wuchs und in den hintern Männerbänken ein Scharren und unfrommes Husten anhob. Und just als ganz deutlich eine freche Rede laut wurde, ob heute keine Predigt sei, trat der Pfarrherr aus der Sakristei.

Ein Räuspern lief durch die Reihen der Bauern. Ein paar ängstlichen Weibern stockte der Atem. Alle Blicke hingen an dem Hochwürdigen. Der beugte das Knie vor dem Hauptaltar. Da verstummten die Glocken. Die jähe Stille legte eine eigentümliche Gespanntheit auf die Versammelten.

Der Pfarrherr hatte sich umgewendet. Sein Buch in den Händen schritt er in seinem schwarzen Gewande langsam die Stufen zur Kanzel empor. Als er oben ankam, trat er ganz an die Kanzelbrüstung, legte das Buch vor sich hin, die beiden schlanken Hände gefaltet darauf und betete. Sein Haupt war leicht geneigt, sein Gesicht ruhig und voll Frieden. Das Licht eines Fensters fiel auf seine weiße schöne Stirn, und im Scheine dieses Lichtes sahen die Anderhaldener, daß ihr Pfarrherr unter ihnen alt geworden war. Wie frisch gefallener, noch spärlicher

erster Schnee lag das Weiß der späten Jahre auf seinem braunen Haar. Während er betete, spähten sie ihn aus; nun neigte er sich, küßte das heilige Buch und dann, die Hände fest auf das Kanzelgesimse legend, tat er die Augen auf und schaute über sie alle hin mit einem langen, ernsthaften, halb mitleidigen, halb liebevollen Blick. Er wußte, was im Dorfe vorging; er hatte den Kampf, der ihm bevorstand, vorausgesehen, und er fürchtete ihn nicht. Warum sollten seine Bauern anders sein als andere, die vor ihnen Hosiannah! und darnach Crucifige! gerufen! Wie er so über ihnen stand, kam die Erinnerung an jene Stunde über ihn, da die gleichen Menschen in seine Hütte gedrungen waren, ihm, dem beinahe dem Tode Verfallenen, ihre große Anhänglichkeit zu zeigen! Die Dankreden jedes einzelnen fielen ihm ein, und das Bewußtsein kam ihm, was er alles für sie in guten und schlimmen Zeiten getan hatte. Der Friede in seiner Seele wuchs, und mit seinen großen friedevollen Gedanken stand er über ihnen und sah sie an, bis sie die Blicke vor seinen stillen Augen senkten. Dann sprach er die Textesworte seiner Predigt: Ev. Lucä Kapitel 6, Vers 37: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben!“ Einzelne Köpfe fuhren trotzig auf, als er in seinem herzwarmen Tone diese Worte sprach. Aber wenn sie seinen Augen begegneten, wendeten sie die ihren ab.

Nach einer kurzen Pause begann er zu sprechen, leise zu Anfang, als spräche er zu einem einzigen, der ihn in seiner Stube aufsuchte. Es war weder in Wort noch Ton

irgend etwas, daran ihr Zorn hätte wachsen können. „Und Christus ging hernieder mit ihnen und trat auf einen Platz im Felde.“ So begann er von dem predigenden Christus zu reden. Als er zu seinem Textworte kam, schwoll seine Stimme: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! Wer die Welt durchzöge und suchte, der fände lauter Richter und keine Schuldigen; denn keiner trägt an eigener Schuld so schwer, daß er sich nicht über einen andern erhöbe! Richter, Richter wollet ihr alle sein. Auf hohen Stufen stehet ihr mit ausgestreckten Händen und zeiget hinunter auf die Brüder, die euch mißfallen: Sehet die Schuldigen! Alle Hände sind gereckt; keine aber griffe barmherzig hinunter, einen der Sünder emporzuziehen. Hier die Verdammer, dort die Verdammten! Einmal, meine liebe Gemeinde, will ich es dir noch sagen, ehe auch ich zu den Verdammten gehöre: Es ist keine Barmherzigkeit unter den Menschen, es ist keine unter euch. Keine Straße geht von den Gefallenen, den durch Tat oder Vermächtnis zum Sünder Gestempelten, zurück zu euch Richtern, zu denen, die auf den hohen Stühlen der Gutheit sitzen. Die Brücken sind abgebrochen. Das ist seit Jahrhunderten so gewesen! Es wird so bleiben, denn wer wäre ich einziger Mann, daß ich es änderte? Aber ihr Richter, wisset ihr, wie bald es sein wird, so steht ihr jenseits jener niedergerissenen Brücken, selber der Vergebung bedürftig, selber die Sünder? Das eben vergesset ihr, daß ihr Menschen seid! Ihr alle diesseits und jenseits, Verdammer und Verdammte, eures Menschentums vergesset ihr und eurer Schwachheit, die euch menschlich

macht. Daß ich mit den Stimmen Gottes zu euch reden könnte, mit den Stürmen, die an euren Hütten rütteln, mit den Donnern, die grollen und rollen, daß die Steinwände eurer Täler zittern, mit den Wildwassern, die über eure Matten, euren Reichtum kommen: Menschen seid ihr, und vor seiner schlimmen Stunde ist kein Mensch sicher! Die ihr so hoch auf euren Richterstühlen steht, lasset mich euch anschauen, einer um den andern, tief hinab bis in der Seele Grund. Seid ihr ganz ohne Fehl? Und wäret ihr fehllos, ist euer Leben zu Ende gelebt? Hütet euch, ihr alle, wie ihr da stehet, vor eurer schlimmen Stunde! Jeder, und sei er mit siebenfachem Panzer der Würdigkeit gewappnet! Denn ihr seid Menschen! Und Menschen steht nicht zu, zu richten über ihresgleichen!“

Der schmächtige Mann wuchs über sich selbst hinaus. Sein Leib reckte sich über die Kanzel empor; sein Blick umfaßte sie alle, und seine Stimme, die schon immer voll Wohllaut gewesen war, klang wie hallendes Erz. Die Männer und Weiber in den Stühlen duckten sich. Eine Weile übermannte sie die Überraschung, daß er ihnen mit seinen Vorwürfen zuvorkam. Sie dauerte just so lang, als die Predigt und die nachherige Messe dauerten. Auch als die Kirchentüre sich auftat und auf dem Heimwege sich Gruppe um Gruppe zusammenfand, die Worte des Pfarrherrn zu besprechen, war noch einer und der andere, der sich hören ließ: Reden kann er, der Pfarrherr; so einen haben wir da oben noch keinen gehabt! Aber andere eiferten: Was, vor den Kopf stoßen will uns der? Aufbegehren will er noch? Da kommt er an die Unrechten!

Die letzteren waren die eifrigeren und lauteren. Sie drängten sich durch die Menge, waren bald da und bald dort, bis es ihnen von allen Mäulern widerklang: „Krieg will er haben, der Pfarrherr? Gut! Haben soll er ihn, und es wird sich zeigen, wer den Posten verliert!"

Eine Stunde später wußte es schon das ganze Dorf: Wenn der Pfarrherr nicht den drei Abgesandten in allen Forderungen entgegenkam, wenn er nicht Abbitte leistete, so konnte er gehen, gutwillig oder — mit Gewalt.

Um dieselbe Stunde standen die drei Bauern vor dem Pfarrherrn. Sie hatten sich in der Schenke des Furger-Felix den in der Kirche wacklig gewordenen Mut erfrischt; ihre schweren Schuhe hatten den Fußboden unter selbstbewußten Tritten dröhnen gemacht. Nun standen sie in des Pfarrherrn blanker Stube, drei hagere, sehnige Gestalten mit wetterzähen Zügen, und drehten die Filze in den braunen Händen. Um die Lippen hatten alle drei eine Art Lächeln sitzen. Es war ein Schein, der hätte freundlich sein sollen, aber giftig und störrisch war. Eben setzte der Jüngste von ihnen, der das lauteste Maul hatte, der Senn und Viehschlächter Melk Zurfluh, dem Hochwürdigen auseinander, warum sie gekommen. Er meinte wohlgesetzt und milde zu reden und führte eine Sprache, die grob genug war, dem Pfarrherrn das Rot in die Wangen zu jagen: Warum er die Gemeinde in Verruf bringe mit dem schlechten Menschen, dem Indergand-Albin? Ob er von dem ablassen wolle? Oder ob er meine, die Gemeinde sehe ruhig zu, wie er ihr und allem Gehören zuleid lebe?

Der Pfarrherr, der sich eben zum Mittagmahl hatte niederlassen wollen, als sie ihn überfielen, legte die Hände auf den Rücken, schritt an seinen Fenstern einmal hin und einmal her und meinte lächelnd, das klinge ja wie eine Kriegserklärung! Dann sprach er weiter: Der Indergand-Albin sei ein armer Mensch. Ein Pfarrherr stoße keinen Armen von sich. Sie sollen heimgehen und das Gleichnis vom verlorenen Sohn bedenken.

Ja, ja, ja, auslachen ließen sie sich nicht! knurrten die drei einander zu. Alsdann ergriff wieder der Melk das Wort: Was mit dem Indergand zu tun wäre, das wüßten sie schon. Der würde bei der ersten Gelegenheit des Landes verwiesen. Der Pfarrherr — hier glitt des Bauern Blick scheu zur Seite — möge nur sagen, ob er wolle, daß es ihm auch so gehe.

Und der Pfarrherr kehrte sich ihnen zu, die herabhängenden Hände lässig gefaltet: „Wisset ihr was, Männer! Wegweisen kann mich keiner von euch, nun ihr mich einmal gewählt habt. Nur wenn mich der Bischof von dieser Stelle nimmt, gehe ich und darf ich gehen."

Bischof? Hol' der und der den Bischof! Sehen wollten sie noch, ob er nicht werde gehen müssen!

Damit war die Unterhaltung auf eine heiße Höhe gekommen. Die drei Bauern hatten blutrote Köpfe und die Ehrfurcht ging ihnen so aus, daß sie alle drei die Hüte auf die Haare drückten. Der Pfarrer allein blieb immer derselbe, sah sie fest an und sagte fast scherzend: „Wollt ihr mich mit Gewalt aus dieser Hütte werfen, Männer? Zwei Fäuste genügen; es bedarf nicht vieler;

denn ich habe nie mit meines Leibes Kräften geprahlt. Aber dennoch, ich käme euch immer wieder, denn die Pflichtketten sind stärker als eure Fäuste."

„Faselt nicht, Ihr!" fuhr der Melk auf, dem alle Beherrschung verloren ging. „Fort müßt Ihr und müßten wir Euch tot — —"

Einem der drei war das zu viel. Er überschrie des Melks letztes Wort: „Nein, nein! Aber alles Ernstes, Pfarrherr: Wollt Ihr freiwillig gehen oder — —?"

Der Pfarrer war bleicher geworden. Der Melk, den der Zorn in schlimmen Fängen hatte, hatte ihm die Fäuste dicht vors Gesicht gehalten. Nun legte der Hochwürdige die Hand um den Knauf eines der Fenster, davor er stand, richtete sich um ein weniges auf und sagte: „Erzürnt euch nicht zu sehr, Männer! Geht! Wir haben einander nichts mehr zu sagen!"

„Wollt Ihr gutwillig fort?" schrie der Melk, der jedes andern Zweckes vergessen hatte.

„Nein!" erwiderte der Pfarrherr. „Ich sehe ja, wie sehr ihr mich braucht!" Sein Gesicht war bei dieser Rede von einem Ausdruck durchsonnt, wie ihn die Gläubigen vordem getragen haben mögen, die um ihres Glaubens willen Marter und Tod gelitten.

Die drei Bauern stießen noch ein paar drohende Worte durch die Zähne. Der hinterste wandte sich kurz ab und trat aus der Tür. Die zwei andern zuckten die Schultern, sahen den Pfarrherrn mit zornigen Augen an, murrten ein „So lebt wohl!", das wie ein drohendes „Wir kommen Euch schon wieder!" tönte und gingen dem ersten nach.

Der Pfarrherr ließ sich an seinem Tische nieder; aber es war ihm nicht ums Essen. Er lehnte sich an die Fensterwand und schaute durch die Scheiben nach den grünen Lehnen. Die Farbe des Junggrases leuchtete warm aus den grauen Steinen; über die Halde und den dunkleren Wald war ein freundlicher Lichtschein gebreitet. Was er schaute, war ihm lieb seit Jahren; der Gedanke, es verlassen zu müssen, machte ihm das Herz schwer. Die Agatha weckte ihn aus trübem Nachsinnen. Sie war in die Stube getreten und trug ihm das Mittagbrot auf. „Was müßt Ihr von ihrem Toben denken!“ sagte sie, als sie zum Tische trat. Sie schämte sich der eigenen Landsleute.

Der Hochwürdige sah auf; er lächelte schmerzlich: „Sie sind ein unlenksames Volk! Wo sollen sie Weichheit lernen, da um sie alles Wildheit und Rauheit ist? Ich trage ihnen nichts nach.“

Die Agatha redete nichts dawider. Sie ging hinaus und kam wieder zurück. Dabei fand sie den Pfarrherrn noch immer in Sinnen verloren; er hatte noch keinen Bissen berührt. „Esset, Herr! Lasset's Euch nicht zu sehr verdrießen,“ mahnte sie und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

Da sah er sie ernsthaft an und sagte: „Du wirst mir nicht mehr manches Mahl richten, Agatha.“ Sie blickte auf und errötete jäh. Ehe sie fragen konnte, fuhr er fort: „Ich meine, du solltest mich allein lassen.“

„Ich?“

„Es wird dir nur schaden, wenn es heißt, daß du länger bei dem verschrieenen Pfarrer ausgehalten hast!

Geh, — morgen schon! Eine wie du findet leicht bessere Unterkunft!"

Ein Ruck ging durch die Gestalt der Agatha. Die Muskeln ihrer Arme spannten sich wie bei einem streitbereiten Manne; der Kopf saß ihr zurückgebogen im Nacken. „Meint Ihr, daß ich so furchtsam sei? Ihr seid gegen mich immer recht gewesen und anderem frage ich nicht nach. Wenn sie den Herrn verjagen, so sollen sie auch die Magd!"

Sie hatte ein paar Bissen gegessen; nun stand sie auf. „Aber sehen will ich doch noch," fuhr sie stehend fort, „ob sie nicht zu Verstand kommen! Mit einigen will ich reden, die ich noch vom Vater her kenne. Zu weit werden sie es nicht treiben!"

Sie ging und vergaß das Mahl. Auch der Pfarrherr ließ seinen Teller unberührt und versank in tiefes Sinnen. Er verließ die Stube nicht an diesem Nachmittag. Einige nötige Arbeiten tat er nachher, schritt eine Weile wiederum sinnend auf und ab und trat zwischen hinein einmal ans Fenster, um lange hinauszusehen. Beim erstenmal fiel ihm auf, daß der leise Goldschein, der über den Halden gelegen, erloschen war. Ein sonderbares Dämmerlicht schien mitten im Tag auf das Tal zu sinken. Der Himmel war gleißend grau, und nordwärts, den Windgellen zu, stand ein phosphorgelber, hell leuchtender Lichtstreif. Als er zum zweitenmale ans Fenster trat, geschah es, weil die Stube dunkel geworden war, wie vor plötzlicher Nacht. Und als er hinaufschaute, sah er einen riesigen, schwarzdunkeln Schatten auf die Kapelle, seine

Hütte und den Hügel fallen, während über den Ostbergen und Halden noch immer der fahle Widerschein des weißgrauen Himmels lag. Da ging er vor die Hütte hinaus, um besser Ausschau zu halten, und fühlte eine warme, schwere Luft ihm entgegenschlagen.

Es war seit vielen Tagen im Hochgebirge ein starkes Tauen gewesen. Zischende Wildwasser sprangen von allen Steinen; die Reuß und der Mattenbach grollten in ihren Betten; es scholl nach Anderhalden hinauf, als ginge ein Wettern im Erdinnern. Des Pfarrherrn Blick ging gen Westen. Dort war es Nacht mitten am Tage. Aus dem Schlimmwettertal, von Matten her, wälzten sich schwarze, mit schweren Säumen die höchsten Tannen streifende Wolken. Zuweilen schoß mitten aus dem schwarzen Qualm ein weißes Räuchlein, jagte gleich einem flüchtigen Schemen über dunkeln Grund und versank, wie es gekommen war. Ganz fern, vom Susten her, kam ein kaum je verstummendes Grollen. „Gewitter, so früh schon im Jahr?" dachte der Pfarrherr. Dann schaute er auf das Dorf hinab, das ihn sonderbar still deuchte. Die Dunkelheit lastete über den Hütten, und wie ein Atmen der Angst ging es durch die Gassen. Da begann auch ihn eine seltsame Bangigkeit zu bedrängen. Und der Gedanke, das Tal verlassen zu müssen, wo er heimisch geworden war, wurde ihm bitterer.

Als er in die Hütte zurücktrat, ließ ein Krachen ihre Wände zittern; es war, als bräche der Himmel in Stücke. Dann kam das Wetter. Der Pfarrherr zündete Licht an in seiner stillen Stube. Dann legte er die Blätter vor

sich hin, in denen er seit seinem Einzug von sich und anderen Rechenschaft gegeben hatte. Schwerer Regen schlug an die Fenster, als er sie auseinanderbreitete. Dann hob ein Stürmen und Toben an, wie es noch nie über Anderhalden gegangen. Und während es draußen war wie grimmer Schlachtlärm und das Gebälk der Hütte in allen Fugen ächzte, schrieb der Pfarrherr das nieder, was er gleichsam einen Scheidegruß an seine Berggemeinde vermeinte:

„Mein Leben dachte ich hier oben zu beschließen und rechnete mit den Zahlen der Bibel die mir gebliebene Zeit nach Jahrzehnten. Nun habe ich kaum mein fünftes begonnen; mein Leben ist, wenn ich Gottes Meinung errate, noch kaum dem Tode reif; aber meine Zeit zu Anderhalden wird nicht lange mehr sein. Warum? Es ist gut, daß ich diese Blätter habe, die mir sagen, was ich von diesem meinem Volk erwartete. Vielleicht wäre ich menschlich und klein genug zu widerrufen, was ich damals von diesen Anderhaldenern sagte: Sie sind ein starkes und herbes Geschlecht.

„Sie sind ein starkes und herbes Geschlecht — ich will es auch heute sagen. Was ihnen ihr Recht scheint, das halten sie fest auch gegen die Kirche, gegen den Pfarrherrn; sie täten es wohl gegen einen viel, viel Höheren, den ich nicht unnötig nennen will. Es hat sich gefügt, daß ihr Recht nicht das meine ist, daß dieser Zwist kommen mußte, daß ich anders denke über Gut und Böse, daß sie denken wie eine Welt und meine Gedanken die eines Einzigen sind! Es ist mir leid, denn Volk und Land sind

mir lieb. Ich sehe es jetzt, da ich meine Worte aus der Zeit meines Kommens lese: Ich bin stolz, in Leid und Freude ihr Hirt zu sein. Es reut mich kein Wort, das ich ehedem geschrieben. Und — wenn ich daran denke, daß ich gehen soll, ist mir bang. Sie verbannen mich aus einer Heimat. Wie die Tanne bin ich geworden, von der sie sagen, daß sie, von einer ihrer Lehnen genommen und verpflanzt, nirgends gedeihe. Ich habe Wurzeln geschlagen in diesem Dorfe und kann nicht fort.

„Und so werde ich wiederkommen, wie ich es ihnen angesagt habe, wiederkommen und müßte ich mich in einer der Alphütten verbergen, wie zu Zeit mein — Albin."

Der Pfarrherr, als er den Namen seines Lieblings geschrieben hatte, legte den Kopf in die hohle Hand und sann nach. Er mußte daran denken, daß alle Unbill von diesem Knaben über ihn gekommen, den er wie ein Wildreis am Wege aufgelesen hatte. Die Frage tauchte in ihm auf, ob jener dessen würdig sei, was er um ihn auf sich genommen, und ebenso rasch griff er die Feder wieder auf und gedachte die Antwort niederzuschreiben: „Ich muß an ihn glauben wie an den Baum, in dessen Stamm noch Saft fließt. Ich kann mir nicht helfen, daß ich an keinem Menschen verzweifle, dessen Tage noch nicht zu Ende gelebt sind!"

In des Hochwürdigen Seele wallte die allmächtige Barmherzigkeit, die ihr allezeit innewohnte, wallte der Glaube an das Gute, das er gleich einem heiligen Funken brennen sah in der Nacht eines jeden, auch des Verworfensten, der Glaube, der seinem Dorfe und der Mensch-

heit fehlte. Es geschah dabei, daß ihm wohl und leicht zu Mute wurde, daß ihm jeglicher Groll selbst gegen diejenigen schwand, die heute in seiner Stube ihm harte und unverdiente Worte gegeben. Er hätte aufstehen und in die Straße hinausgehen mögen, um diesen Anderhaldenern zu sagen: „Verstehet mich, ihr! Ich begehre nichts anderes als Frieden für euch und für alle. Und meinen Frieden will ich euch geben!“

Während so Herz und Sinn des Pfarrherrn erfüllt waren von einer großen Menschenliebe und Menschenfreundschaft, brach urplötzlich ein Donnern und Tosen los, schrecklich, wie er es noch nie vernommen hatte, so als teilten sich die Berge und begrüben alles Leben, das in dem Schutz ihrer Schatten sich angesiedelt. Er fuhr auf, wie jeder unwillkürlich den Fuß zur Flucht wendet, den unvermutet eine beängstigende Gefahr überfällt. Ein pfeifender Windstoß machte die Planken der Hütte knarren. Dann kam ein Beben, als öffnete sich der Grund, auf dem die Behausung stand. Ein Knattern wie Kleingewehrfeuer folgte dem Tosen; Schreie aus Menschenkehlen tönten dazwischen, und einmal, mitten im Dröhnen der fremden Stimmen, schlug der Schwengel der Totenglocke, die frei im Anderhaldener Turme hing, wie vom Sturme gerührt gegen das Erz.

Der Pfarrherr hatte sich ermannt; unbedeckten Hauptes eilte er aus Stube und Hütte. Auf der Außentreppe fand er die Agatha stehen. Sie suchte mit den Blicken das trübe Tageslicht zu durchbohren und wies auf das Dorfende, wo der Weg das Reußtal hinanführte. Eine graue

Rauchwolke hob sich dort vom Regengrau des Tages ab, und ein Schein wie von wachsendem Feuer zuckte rot inmitten des fahlen Dunsts. Geräusche klangen aus dem Dorfe herauf, wie das Durcheinandereilen jäh aufgeschreckter Menschen sie gibt. Dann kam einer durch den schwerfallenden Regen die Pfarrgasse heraufgestürmt, ein halbwüchsiger Bub mit einem bleichen und verstörten Gesicht, der schrie: „Der Berg ist gekommen! Das ganze Oberdorf ist verloren!"

Achtzehntes Kapitel.

Der Berg war gekommen. Seit Jahrhunderten mochten die Wasseradern in seinem Leibe gequollen sein, die heimlichen Quellen, die an dem scheinbar für alle Ewigkeit festen Berge gefressen hatten. Noch gestern hatten am Waldsaum oben, wo jetzt die zersplitterten Baumstämme gleich gebrochenen Lanzen in alle Queren standen, Schafe und Ziegen geweidet, und vorgestern noch hatte der Sebastian Lorez, der Stanntal-Bauer, seine große Matte bebaut, die heute unter häuserhohem Schutte begraben lag. Daß der Gotteswall fallen würde, der Kühalpstock, das hatte keiner geglaubt, keiner; eher an den eigenen Tod! Der Berg hatte nicht gestöhnt; kein Steinbröckeln, keine Risse und Spalten hatten sie gewarnt — mit einem Schlag war er über sie gekommen, der furchtbare Berg.

Seit er gefallen, war eine Nacht vorbei, eine fürchterliche und eine lange Nacht. Fackeln und Windlichter

hatten die Stelle beleuchtet, auf der es zu früh dunkel geworden war, als daß die Anderhaldener die ganze Macht dessen, was geschehen war, hätten erkennen können. Nun stand ein klarer, kühler Tag über den Trümmern auf. Die Luft, die von den Bergen her wehte, war rein und würzig und frisch. Die Matten erschienen von dunklerem Grün, und die Tannen an den Hängen hoben die Kronen ins Licht. Am Kühalpstock war eine häßliche gelbe Wunde. In dem Riß lag ein toter Strom braunen Erdreichs mit Wellenkämmen und Wellentälern gleich einer in grimmem Wüten erstarrten Flut. Wie Schiffmasten ragten die Tannenstämme aus dem Chaos auf, und je tiefer und näher dem Dorfe der gelbe Erdstrom lag, desto höher war er getürmt. Er bedeckte die Matten, er sperrte den Weg ins Mattental und den gen Süden ins Gebirge und reichte hinab bis an die braunfließende, tobende Reuß, in deren Bett mächtige Blöcke Ruhe gefunden hatten. Menschen lagen in dem toten Strom begraben, Mann, Weib und Kind, wie sie am Abend friedlich in ihren Hütten sitzen. In ihrer Hütten Trümmern lagen sie. Und in den Ställen lag ihr bißchen Reichtum, ihr Vieh, erschlagen vom Berg! Zehn Hütten und Ställe.

„Jesus Maria!“ „Maria und Joseph, welches Unglück!“

In den Anderhaldener Gassen war ein Hin und Her von Weibern und Kindern mit bleichen, übernächtigen Gesichtern, denen die Lippen in Weinen und halblauten Klagen zuckten. Da und dort, wo sie einander begegneten, schlugen sie die Hände verzweifelt ineinander oder legten

sie über die brennenden Augen. „Jesus Maria, welches Unglück!“ Was an Männern im Dorfe war, stand auf und an den Schuttbergen. Von ob und nid dem Dorf waren die Nachbarn herbeigeeilt. Alle arbeiteten sie mit Hacken und Spaten, fieberig, hastig, die Zähne verbissen. Zuweilen wenn die Schaufel ein Trümmerstück bloßlegte, schüttelten sie den Kopf, als sei es nicht zu fassen, was sie da fanden. Keiner weinte.

Drei aber waren unter ihnen in Frieden beisammen, als sei es nie anders gewesen.

Dicht an der Straße, wo eine Schar in die Masse wüsten Schuttes sich eingrub und die erste geborstene Hüttenmauer freilegte, stand der Präses mit vom Winde bewegtem Haar, und jede Sehne seines Leibes schien angespannt. Sein Gesicht hatte die alte Festigkeit und die alte sichere Ruhe. An diesem Morgen, dessen Goldschein langsam über den Kamm der Spitzliberge floß, galt kein Wort als das seine. Unfern inmitten einer andern Schar von Gräbern arbeitete ein eisengliedriger Bursch. Der war vor Stunden aus dem Mattentale herabgestürmt, hatte den Schuttberg überklommen und sich unter die andern gemischt. Denen waren zur Stunde zwei starke Arme willkommen, mochten sie angehören, wem sie wollten. Sie wehrten dem Albin nicht. Wohl war einer nach dem andern mitten im Graben und Schaufeln emporgezuckt, wenn sein Blick erkennend auf den Buben gefallen war; aber sie verloren kein Wort, keiner stieß den andern an, wie sie es sonst wohl getan haben möchten; sie beugten sich zu der schweren Arbeit zurück und duldeten den

Verfehmten. Der dritte, der unter ihnen stand, war der Pfarrherr. Und er war nicht nur geduldet, er war der, auf den sie alle wie um Trost zuweilen die Blicke richteten. So war es schon gewesen, als sie ihn heute bei Tagesanbruch mitten unter ihnen gefunden hatten. Ein Weib, das dem Tod entronnen war und dem Mann und Kinder unter den Trümmern lagen, hatte sich zuerst nach ihm hingewendet. Es mochte der Armseligen, die nicht Tränen noch Worte für das unsägliche Leid hatte, das über sie hereingebrochen war, aus seinen Augen wie ein Licht in die Nacht ihres Elends geleuchtet haben. So war sie auf ihn zugewankt und hatte seine Hand mit ihren beiden umklammert. „Mein Gott, Pfarrherr, was ist nicht geschehen!“ Der Trostkundige wußte, daß dieses Elend zu mildern die schönsten Worte nichts nütze waren, die er je von der Kanzel herab geredet hatte, daß der Name des Gotttrösters nicht hinreichte und nicht die Kunde vom göttlichen Erbarmen, sondern daß er dem Weibe das zu spenden hatte, was an den Menschen göttlich ist, daß sie den Elenden für verlorene Liebe von eigener Liebe zu geben vermögen. Sachte legte er den Arm um des Weibes Hüfte und führte sie hinweg bis dorthin, wo die Agatha stand, die mit Stärkung für die Männer herbeigeeilt war, gab ihr statt der eigenen die Arme der starken Magd zur Stütze und hieß diese die Willenlose nach dem Pfarrhause bringen.

„Halte die Hütte allen offen, die kommen wollen!“ beschied er die Agatha. Dann ging er zu den Jammernden und von Schrecken Geschlagenen zurück, die mit dem

wachsenden Lichte des Tages die Not wachsen sahen, die über Anderhalden hereingebrochen war. Und sie schienen alles dessen, was zwischen ihnen und dem Hochwürdigen geschehen war, völlig vergessen zu haben. Viele Hände griffen nach den seinigen wie nach Heilandshänden.

„Welches Unglück!“ stammelten bleiche Weiberlippen. Die Männer sprachen wohl ein: „Es ist schlimm gekommen,“ wenn sie nicht schwiegen und nur stumm die Hand drückten, die er in die ihren legte. Jetzt ging er noch immer von einem zum andern, sprach hier einem Arbeitenden zu und tröstete dort, und von dem Getränke, das die Agatha herbeigebracht hatte, teilte er einem jeden mit. Wo er einen der Graber und Schaufler rasten sah, stand er mit seinem Becher bei ihm und reichte ihn ihm. Sie nahmen dankbar, was er ihnen bot; nicht einer grollte. Nur der Präses wies den Becher hastig zurück; dazu sei jetzt nicht Zeit, meinte er.

Gleich nachher zogen sie an der Stelle, wo er die Bauern leitete, den ersten Toten aus den Trümmern. Von da an fanden sie Weg zu den verschütteten Hütten, und während die Stunden vergingen, bargen sie Leiche um Leiche, bis sie deren zehn gefunden hatten. Der Pfarrherr ließ sie alle nach dem Beinhause auf den Kirchhügel tragen. Er schritt selbst einer jeden voraus, und sein Wesen war alldiezeit voll einer so großen, ehrfurchtgebietenden Ergebenheit, daß ihn die Leute bestaunten wie zu der Zeit, da er noch in aller Herzen gewesen war. Aber auch von dem Präses sagten sie: „Wie der schafft! Keiner ist wie der.“ Von dem Albin kein Wort!

Der tat seine Pflicht mit dem großen und stillen Eifer der Jugend.

Als der Morgen sich in den Mittag verlor, hatten die Bauern ein tüchtiges Werk getan; aber sie hatten nichts zu retten vermocht. Was sie an menschlichen und an ihrer Habe Resten unter den Trümmern freilegten, war zerstört. Sie gruben einen Friedhof aus.

Die Sonne, die hoch über klaren Bergen stand, gewann wärmeren Glanz. Der Tag lag hell und freundlich mit einem milden Hauche über den grünen Matten und dem Dorf und über der Trümmerstätte. Der Präses, der mit einer Anzahl Genossen die Schuttmasse erstiegen hatte, um zu einer Hütte, deren Dach aus dem Erdstrom ragte, zu gelangen, wurde von einem Burschen abgerufen. In der Straße stehe eine Magd, die ihn suche! Eine Weile ließ er in seiner Arbeit nicht nach. Dann hieß er die Bauern rüstig weiterarbeiten, ergriff den Rock, den er beiseite gelegt hatte, und stieg über den Schutt zurück. Auf der Höhe der Massen verharrte er einen Augenblick, um die ganze Unglückstätte zu überblicken. Der Berg war noch immer lebendig; Erdreich und Gestein bröckelten unablässig von seinem Kamm, und wie Schußschläge drang das Losbrechen der Steine zu den Arbeitenden hinunter. Eben, als der Präses hinaufspähte, kam ein dumpfes Donnern aus der Höhe; eine Staubwolke verhüllte den Berg und über die Massen gefallenen Schuttes ergoß sich ein neuer Strom. Das Volk in den Straßen schrie auf, Männer stoben von der Schuttstelle hinweg; aber der Präses, dem allein Gefahr drohte, tat keinen Schritt.

Er schien den Lauf der Schuttmasse messen zu wollen; ruhig stand er und ließ kein Auge von den hüpfenden Steinen und Blöcken, die ihm zueilten. Er maß gut: als das Poltern und Schlagen verstummte, hatte kein Stein seinen Standort erreicht. Darauf stieg er der Straße zu. Jetzt hingen alle Blicke an ihm. Wie der alten Eidgenossen einer stieg er über den Schutt herab, barhaupt und nur in Hose und dem rauhlinnenen weißen Hemde. Die Sonne lag auf seinem ergrauenden Haar und seinem braunen Gesichte. Sie machte seinen schwarzen Bart glänzen, der zu der breiten Brust wie ein Schmuckstück paßte. Kraft lag in der Haltung der mächtigen Schultern, und der ungesuchte Stolz und die Selbstsicherheit des Freien und Wackeren redeten aus der Art, wie er das Haupt auf diesen Schultern trug. Aber, gerade als er den Fuß auf die Straße setzte, fuhr er zusammen wie in plötzlichem leiblichem Schmerz. Die Lider sanken über die Augen und hoben sich dann wieder. Dann war es, als glitten diese unruhig und wie Ausflucht suchend bald hierhin, bald dorthin, während er mit gleichmäßigen Schritten der Magd, der Trine, die auf ihn wartete, entgegenging.

„Was ist?“ fragte er, noch ehe die auf ihn zu kommende zu reden vermochte. Sein Blick ging über sie hinweg; seine Brauen waren gefaltet. Es war, als stehe an seinen Schläfen ein Rot der Erregung.

„Ob Ihr nicht heimkommen könnet auf einen Augenblick, schickt mich die — Bäuerin. Es sei von Altdorf eine Nachricht da, die Antwort verlangt.“

Die Magd sah den Meister an. Sie stand in sauberem Kleide hoch und schlank vor ihm. Ihre dunkeln Augen leuchteten freier, als sonst Mägdeart.

Er vermied ihren Blick, sah neben sich und hinter sich, als besinne er sich noch; dann nickte er, plötzlich entschlossen, trat an ihr vorüber und schlug den Heimweg ein. Noch im Fortgehen rief er ein paar Bauern ein flüchtiges: „Ich bin bald zurück!“ zu. Die Magd holte ihn ein; es schien fast, als verschmähe sie es, hinter ihm zu schreiten, und fürder gingen sie, an Gestalt wohl für einander gewachsen, Seite an Seite heimwärts.

Die an der Unglücksstätte verblieben waren, taten ihre Arbeit weiter. Um die vierte Abendstunde kam die Heinrike, des Präses Tochter, mit einem Knecht geschritten. Sie trugen Brot und in zwei Holzkannen Wein herbei. Das Mädchen stellte die Kannen in die Gasse und winkte den Arbeitenden. Da ruhte für eine kurze Weile die Arbeit. Einer rief den andern, bis sie in einem Kreise um die Heinrike standen. Der Albin war der letzte, der herantrat. Er wäre ganz weggeblieben; aber einer, der neben ihm arbeitete, hatte ihn angerufen: „Komm, trinke mit uns! Hast es verdient wie wir.“ Er ging, damit er keinen erzürne.

Es war fast feierlich zu sehen, wie das Mädchen den Männern die beiden Becher füllte und reichte, die es mitgebracht hatte. Kein Scherzwort ging hin und zurück, wie sonst wohl, wenn eine den Männern zur Arbeit zu Trinken trägt. Die Männer waren von vielstündiger Arbeit erschöpft und nahmen mit schweigender Hast die

Erquickung aus der Hand der Heinrike. Die milde Sonne leuchtete über ihnen, den rauhen Gesellen, die auf Schaufeln und Pickel gelehnt standen, und dem noch fast kindlichen Mädchen, das mit seiner zarten und schlanken Gestalt sich in ihrer Mitte fast fremdartig ausnahm, obwohl es sich in nichts sonst von allen andern Weibern unterschied.

„Der Vater schickt mich,“ sagte sie zu den ersten, die herantraten. „Ihr sollt euch stärken und nachher euch die schwere Arbeit nicht verdrießen lassen. Sobald er kann, wird er wieder hier sein.“ Dann begann sie zu kredenzen. Der Knecht neigte die Kanne; sie hielt den Becher und wann er gefüllt war, gab sie ihn hin, einem nach dem andern. Jedem, dem sie ihn reichte, sah sie mit ihren klaren Augen frei und ernst ins Gesicht, und jeder, der den Trunk empfing, gab ihr den Blick zurück und sprach ein kurzes und stilles „Dank“ halb in sich hinein. Die Reihe kam spät an den Albin. Er war hinter anderen verborgen gestanden. Als diese zur Seite traten, um ihn trinken zu lassen, fielen die Augen des Mädchens zum erstenmal auf den Jugendgenossen. Der gefüllte Becher zitterte leise in ihrer Hand; aber ihr Gesicht blieb still, und ihr Blick begegnete dem seinen just, wie er die andern getroffen hatte. Dem Albin war, als hätte er die Züge der Heinrike lange Jahre nicht gesehen; seine Augen hingen an den edlen Linien, an der weißen, gewölbten, freien Stirn, und als er den Becher aus ihrer Hand nahm, vergaß er den Dank. Aber er neigte den Kopf wider Willen in scheuem Gruße. Den Becher zurückgebend streiften seine Finger die ihren. Da sah er in ihren

Augen einen freundlichen Schein, und es wallte ihm warm im Herzen.

Noch hatte die Heinrike dem Orte nicht den Rücken gewendet, als der Präses hastigen Ganges zurückkam. Er schüttelte unwillig den Kopf, als einer ihm für die gesandte Erquickung danken wollte, und begann wieder zu arbeiten, ihnen mit rastlosen Pickelschlägen voraneifernd. Dann gruben die Anderhaldener denselben Tag und die folgende Nacht in den Trümmern. Erst als sie wußten, daß nichts Lebendiges zu retten und nichts Totes mehr zu bergen war, kehrte jeder zu seiner Hütte zurück.

Allmählich begann die Erregung zu verebben und wurde der Anblick der Trümmer, der in ihren Augen Grausen geweckt hatte, zur Alltäglichkeit. Das Leben war wieder, wie es vordem gewesen war, nur daß einige weniger waren, die es lebten, und andere es ärmer neu begannen. Diese letztern wußten den Präses zu rühmen, durch dessen Willen es geschah, daß die Gemeinde in Frondienst die verschütteten Matten säuberte und die Hütten wieder aufbaute. Aber sie sprachen auch vom Pfarrherrn Gutes; daß er, eine Tasche umgehängt, ins Talland reise und so beweglich das Elend der Gemeinde zu schildern wisse, daß reiche Spenden ihm für diese zuflössen.

Daß die Not und der Tod, die von dem einen Berge über das Dorf gekommen waren, vielleicht schon wieder an der Halde eines andern lauerten, diesen Gedanken, dem ein Weib im Schrecken der ersten Tage Wort gegeben, hatten die Felsummauerten längst wieder vergessen. „Wie sollen wir hier wohnen bleiben,“ hatte das Weib

in seiner Verzweiflung geschrieen, „wenn die Steine nicht mehr fest sind! Was soll noch halten, wenn die Berge einstürzen!" Einige blickten an den Bergen auf, schmerzlich und vorwurfsvoll, wie man einen ansieht, der ein großes Vertrauen getäuscht hat. Aber aus ihrem Bereiche gezogen wäre keiner.

Neunzehntes Kapitel.

Auf dem Bergsturzgebiete wuchs das Gras, hatten Büsche Wurzel geschlagen und gediehen genügsame Eschen und Lärchen. Die Ziegen von Anderhalden weideten dort, und die Kinder des Dorfes gingen ihre Körbe dort mit Erdbeeren und Heidelbeeren füllen. Die Fruchtbarkeit ist größer als das Verwelken, größer das Leben als der Tod. Die Zeit streicht über die Wunden am Erdleibe, über die Stätten des Unglücks und die Grüfte der Gestorbenen wie eine sanfte Hand über Falten in eines Menschen Gesicht; und die nachher kommen, die wissen nicht mehr, was gewesen ist.

Vier Jahre hatten genügt, die Spuren des Unglücks zu verwischen. Sonst hatten sie zu Anderhalden wenig geändert. Der Hügel, auf dem die Kirche stand, war um ein paar Kreuzlein reicher; in den Hütten hatte da und dort ein Menschlein die Augen aufgeschlagen, in ein ärmlich Dasein den ersten Blick zu tun; ein wenig Liebe war da und dort gediehen, ein wenig Haß und Neid daneben aufgewuchert, aber im Grunde — stieg einer zum Kirch-

hügel hinauf, so lag unter ihm das Dorf um kein Haus größer.

Und wollte er es wissen, — der Präses zu Anderhalden hieß noch: Johann Karl Zum Brunnen und war der erste Mann im Ort, nicht nur dem Namen nach. Neben ihm hatte nur Einer Platz, der Pfarrherr. Dieser hatte just das neunte seiner Amtsjahre zu Anderhalden angetreten. Auch er war derselbe noch, obschon vor vier Jahren ein arger Sturm gewesen war, der ihn hinwegzufegen gedroht hatte. Das Getriebe des Lebens überstürzt sich wie die Wasser des Bergbaches; größere Dinge verschlingen die kleineren, wie eine Welle die andere trinkt. Das Unglück, das damals über Anderhalden gekommen, lenkte die Gedanken der Dörfler von den Ärgernissen ab, die ihnen einzelne gegeben. Als sie Muße hatten, sich ihrer wieder zu erinnern, waren die, die hätten verjagt werden sollen, heimisch unter ihnen, und sie waren nicht ungerecht genug, sie aus Gründen zu verweisen, die nicht mehr gültig waren. Vor allem den Pfarrherrn nicht, der ihnen in einem einzigen Tage mehr Gutes getan, als sie je Widriges oder Ungutes von seinen Händen empfangen. Von dem, was ihm angedroht worden, war kein Wort mehr geredet worden; vielleicht daß sie die Hüte um diese Zeit nur tiefer zogen, wenn sie dem Hochwürdigen begegneten.

Mit einem andern noch war es gegangen, wie es alleweil geht, wenn der erste und schwerste Sturm der Feindschaft sich legt: der Albin Indergand wurde in den Gemeindegrenzen geduldet. Zuerst hatten sie ihn vergessen, völlig vergessen; denn er war ihren Blicken entzogen, wo er

wohnte, und kam nie ins Dorf. Als sie später sahen, daß der Pfarrherr öfters seinen Weg nach der Steinwandhütte nahm, erinnerten sie sich freilich dessen, der dort wohnte. Aber wie der Pfarrherr vorausgesagt hatte: das arme Gut hatte einen bösen Ruf, und selbst die, die dem Indergand-Albin das Schlimmste gönnten, redeten nicht mehr davon, ihn zu verjagen, sagten nur: „Sehen wollen wir, wie lange er's treibt da oben." Im zweiten Jahre darnach schon wurde das „schaffen tut er" unter den Dörflern laut, das der Pfarrherr dem Steinwändler vorausgesagt hatte. Denn der Albin schaffte.

Nun es ins vierte Jahr ging, geschah es schon, daß, wo der Einsame von der Steinwand im Wald oder auf Alpgrund einem aus Anderhalden begegnete, dieser ihm Wort und Gruß gönnte, wie karges Wort und kurzer Gruß derorts zwischen den Bauern ging. Der Albin sah, daß er Boden faßte, wo er ihm früher verwehrt gewesen; aber weil er nicht ungeduldig gewesen war, erstaunte er nicht darob. Seit er seinen eigenen Grund hatte, den er bebaute, war er ein anderer geworden; alle Unruhe und Wildheit schien von ihm genommen. Es ist, als ob die rauhe und reine Luft, die um seine hohe Behausung streicht, ihm den Brauskopf kühlte und ihn läuterte, sagte sich der Pfarrherr manchmal, wenn er bei seinem Schützling gewesen war. Er suchte den Weg nach der verlorenen Hütte oft, und mit jedem Male, da er ihn tat, kehrte er froher zurück.

Ein schmaler, verlorener Pfad, der jenseits des Baches von dem Mattener Weg abzweigend an der schroffen und waldigen Berghalde emporstieg, führte zu der Hütte. Wo

er je aus dem Schatten der dunkeln Stämme trat, gähnte zu seiner Rechten der Abgrund, und das Zischen des Mattenbachwassers drang lauter zu ihm empor. In der Nähe der Steinwandhütte wurde der Wald so dicht, daß im Sommer die grünen Nadelkronen der Lärchen sich über dem Wege schlossen, und Farrenkraut und Buschwerk überhing ihn, daß der Fuß Mühe hatte, hindurchzuschreiten. Es war für den Pfarrherrn allezeit eine Erquickung, an einem hellen Tage den Weg zu gehen; es schien ihm eine Reise aus seiner eigenen in eine neue und frischere Welt. Die hundert Stimmen des Waldes waren zu seiner Seite laut, die nur das lauschende Ohr vernimmt, die unendlich feinen Stimmen, in denen das Leben zwischen Moosen und Buschwerk redet, das Nicken und Rauschen der Farren, das Käfersummen, das Zirpen im Moos und hoch in den Nadelkronen das Atmen des Windes. Die Sonnengere zuckten durch das leuchtende Zweigwerk und zerbrachen an den Nadeln und Ästen in gleißende Lichtscherben. Wo aber je der Wald zu einem Tore sich auftat und dem Blicke Tal und Berge zu überschauen gönnte, war Auslug auf eine wundersame und reiche Gotteswelt, die wuchs an Schönheit, je höher der Wanderer stieg. Die grünen Alpen traten gleich sonnenatmenden Brüsten immer breiter und wölbiger hervor. Unter ihnen stand der dunkle Wald, ob ihnen, ihre weißen, ewigen Wälle und Grenzen, schienen die Firne in Gold und Glanz. Plötzlich aber, fast schreckhaft plötzlich, hörte der Wald auf, wo das Steinwandgut begann. Da lag alle Goldpracht, die um Alpen und Firne gegossen war, gleichermaßen auf die einsame Bergmatte gesenkt.

Dem aus dem Walddunkel Tretenden blendete das reiche Licht die Augen; aber die heißeste Sonnenglut strich nur wie warmer Hauch ihm über Scheitel und Wangen; denn so hoch und luftig lag die Matte und so von Bäumen umgürtet, daß allezeit eine leise Kühle ihr entstieg. Dem Berg zunächst, gleichsam in seiner Hut sich bergend, stand die Hütte des Albin. Wenn der Pfarrherr auf die Matte trat, suchten seine Blicke den jungen Bauern, denn dieser war immer daheim oder doch nahe. Und er war immer an der Arbeit.

Der Albin war auch an Gestalt zum Manne geworden. Er war herangewachsen, wie es der Pfarrherr erwartet hatte. Zu Anderhalden war außer dem Präses keiner, der sich mit dem Burschen an Schönheit und Kraft des Wuchses messen konnte. Wenn er ihn traf, wie er die Axt oder die Haue schwang, blieb der Pfarrherr stehen und belauschte den Arbeitenden, denn er erschien ihm alsdann wie ein Kriegsmann; und die unruhige Zeit gebot, daß jeder Bauer sich bereit hielt, zum Kriegsmann zu werden. Da stand er breitschultrig und hoch; die nackten Arme schienen rostbraun gegen das weiße Linnen der Hemdärmel; an ihnen wie an der ganzen Gestalt schwollen beim Arbeiten die Muskeln an und ab, als griffen Eisengelenke unter der Haut ineinander. Die Brust war hochgewölbt; wenn ein leiser Wind das Hemdlinnen hob, verriet sich auch auf ihr die Wetterfarbe der Arme, und sie hob sich mächtig in tiefen und ruhigen Atemzügen. Das Gesicht war nicht mehr schmal; es war knochiger geworden, und die Blässe das Knaben hatte sich in männliches

Dunkel verwandelt. Noch immer ruhten die Lippen des festen Mundes hart aufeinander, und kein Bart verbarg noch den scharfen Schnitt der Züge. Aber unter dem dunkeln, welligen Haar leuchtete die Stirn fast kühner und weißer denn früher, und dem Albin unbewußt schoß inmitten harten Arbeitens zuweilen ein Blitz aus den schwarzgrauen Augen, der wie ein Aufflammen verborgenen Feuers war. Der Blick allein noch verriet das Ungestüm, das in der Seele des Knaben gewesen war; und wenn der Pfarrherr dem Strahl seiner Augen begegnete, wurde immer die alte Frage laut in ihm: Wird er nicht noch emporfahren, über alle andern?

Zurzeit schien kein Ehrgeiz in des Albin Seele zu brennen. Er schien voll tiefer und wunschloser Zufriedenheit. Es war eine Bank, die er selber gezimmert hatte, vor seiner Hütte; auf dieser pflegten sie sich Seite an Seite niederzulassen, wenn der Pfarrherr ihn besuchte, und pflegten Nahes und Fernes, Vergangenes und Künftiges zu besprechen. Das erste, wovon der Albin begann, war immer: Seht, dies habe ich gearbeitet, seht, jenes gebessert! Die Freude leuchtete in seinem Gesichte, wenn er auf seine weiß und neu schimmernde Hütte, auf das fette Mattland, auf Wald und Acker wies.

Dann wieder ließ er sich vom Pfarrherrn von dem Bruder erzählen, dem Joseph, der allein noch im Tallande sich aufhielt, während die andern Geschwister ihm aus den Augen, außer Landes verschlagen worden waren.

Einmal in der Mitte eines ihrer Gespräche kam dem Albin ein Geständnis über die Lippen, das bewies, wie

er in seinem Innern nicht lässig und gleichgültig wurde. „Eines muß ich Euch sagen,“ stieß er mit heißen Wangen plötzlich hervor; „es quält mich und ich kann es nicht überwinden: Ihr habt mich der Sünde ledig gesprochen; aber den Fleck in meinem Leben könnt Ihr nicht auslöschen. Das muß ich tun und — und ich tue nichts dazu!“

„Tust du es nicht mit jedem Tage, den du hier verlebst?“ erwiderte der Pfarrherr.

Der Albin versank in ein langes Schweigen und begann alsdann von anderem zu reden. Aber der Pfarrherr wußte, daß er nicht befriedigt war.

Oft, ja bei jedem Zusammentreffen und um so häufiger, je mehr die Zeiten voll Unruhe und Gefahr wurden, pflegten sie ihre Rede auf die Geschicke der Eidgenossenschaft und ihrer engeren und engsten Heimat zu bringen. Die letzten Jahre hatten in den großen Reichen Europas große Wandlungen gebracht, sie in ihren Grundfesten erschüttert; auch das kleine Land, die Eidgenossenschaft, ächzte wie ein morscher Bau in allen Fugen. In Frankreich war das Meer des Unfriedens, dessen Fluten seit Jahren gewachsen waren, höher und höher gestiegen, über die Ufer gequollen und schlug an die Grenzen der Nachbarländer. Und schon erstand der Mann, der diese Fluten zu lenken verstehen sollte, daß sie ihm zur Straße wurden durch Europa, hin bis ins Herz des mächtigen russischen Reichs. Schon war der Name Bonaparte auf den Lippen von Tausenden und hatte Klang selbst im Lande Uri.

Auf der Bank an der Steinwandhütte saßen die Zwei, die nicht im Rate der Großen, nicht einmal im Rate der

Kleinen zu Anderhalden mitredeten; aber sie hatten beide einen klaren und scharfen Sinn, und ihre Herzen schlugen für das Land, das ihnen Heimat war. So waren sie seit langem der schweren Wetterwolken gewahr geworden, die aus Westen sich heranwälzten. Sie hatten beraten und geplant, als hätten sie für Land und Volk zu denken, und die Klage war immer wieder von ihren Lippen gefallen: Daß dieser Zeit kein Mann erstehen will!

„Unser Land," sagte der Pfarrherr schmerzlich, „ist wie ein von der Sonne zersprengter Stamm. Es kommt keiner, der den bindenden Eisenreif darum schlägt. So muß Splitter um Splitter springen, bis der Stamm in Stücke gespalten ist." Und Splitter um Splitter sprang. Die Schweizerkantone nahmen die ihnen von der französischen Republik aufgedrungene Verfassung an, die meisten freiwillig, vier nur nach hartem Kampfe.

Die Zeit rückte heran, da auch Uri sich entschließen sollte, ob es gutwillig dem Beispiele der Verbündeten folgen oder aber, seiner Freiheit eingedenk, allen Einschränkungen derselben Gewalt entgegensetzen wolle. Auf den 5. Mai 1798 war eine Landsgemeinde berufen. Wie Harsthornruf war die Kunde bis zur höchsten Alphütte gedrungen, und der vorhergehende Tag war wie ein Feiertag in den Dörfern. Am Morgarten, an der Rigi und auf dem Ruffiberg kämpften die Schwyzer gegen die Welschen; eine Schar Urner war ihnen zu Hilfe gezogen; durch die Urnertäler ging die Kunde, daß zu Altdorf und in Regierungskreisen die Meinungen einer friedlichen Unterwerfung günstig seien. Das mißfiel den Bergbauern;

vom Morgen zum Abend war in den Dörfern erregtes Reden und derbes Fluchen: daß der Teufel den Unterdrücker hole!

Es war an diesem Tage, daß der Pfarrherr, der lange mit dem Präses zusammengesessen und beraten hatte, in die Straße von Anderhalden hinaustrat, wo die Männer in Knäueln zusammenstanden, die Weiber über ihrer Männer Schultern blickten und die raschen Reden wie Pfeile schwirrten. Der Hochwürdige ging langsam von Gruppe zu Gruppe. Wo er hintrat, verstummte für kurze Zeit das laute und erregte Durcheinanderreden, und seine ruhige Stimme fand Gehör: „Behaltet den Kopf kühl! Redet morgen, zu Bötzlingen! Jetzt gehet, jeder nach seiner Hütte; sehet euch in euren vier Wänden um, zählt euer Hab und Gut und alles, was euch lieb ist, und fragt euch, was klüger ist, der Friede, der gedeihen läßt, oder der Krieg, der niederreißt.“ Er sagte nichts weiter. Als er der Reihe nach zu allen gesprochen hatte, ging er still hinweg und nahm den Weg aus dem Dorf und ins Mattental.

Seine Worte hatten Eindruck gemacht. Hier und dort zog ein Weib ihren Mann beiseite, sprach ihm zu und wußte ihn mit sich zu nehmen. Aber der Pfarrherr hatte das Dorf noch kaum hinter sich, als der Präses aus seinem Hause kam. Er war erregt; rote Flecken brannten in seinem faltig und fahler werdenden Gesicht dort, wo die Augensäcke wie kleine Hügel standen. Die Männer strömten ihm zu, als sie ihn sahen. Da sprudelte er heraus: „Eben hat mir's der Pfarrherr zugetragen:

Doch Frieden machen wollen sie, die Regierungsmannen! Aber, ich meine, wir reden da morgen auch noch ein Wörtlein mit."

„Ja, und das reden wir!" kam ihm das Echo aus der Mitte der ihn umschlossen Haltenden. Dann hielten sie mitten in der Straße eine erregte Vorgemeinde. Der Präses ragte wie ein Baum im Kreise derer, die er mit scharfer Rede mit sich fortriß. Jugendliches Feuer sprühte aus seinen Augen; die Anderhaldener hatten den klugen und seine Worte messenden Mann noch nie so erregt und hastig reden hören; gerade das riß sie fort. Es war auch nicht ein einziger unter ihnen, der erriet, wie etwas anderes noch als die Sorge um das Geschick des Landes sein Innerstes aufwühlte und daß ihm die Stürme von außen willkommen waren, um die seines Innern zu verbergen.

Indessen war der Pfarrherr seines Weges fürbaß gestiegen. Der Tag war warm und der Föhn hatte den Pfad trocken gelegt; nur zwischen den Tannen schimmerten noch einzelne weiße, nadelüberstreute Schneeflecken. Die Sonne stand hinter grauen Schleiern; ihr Glanz lag nur wie ein goldiger Hauch zwischen Wäldern und Bergen. Über dem Susten stand eine Wolkenmauer, als wäre der schwarze Berg selbst himmelan gewachsen und stände als tragende Säule unter dem grauen Gewölbe. Als er am Kreuz vorüberkam, meinte der Pfarrherr, den Albin auf seiner Bank sitzen zu sehen; er winkte hinüber, aber es kam ihm keine Antwort. Er verwunderte sich darob, denn des Burschen Auge war scharf. Aber als er eine geraume Weile darnach die Stelle im Walde erreichte, von der aus

er die Steinwandhütte erblickte, sah er, daß der Albin für nichts Auge und Ohr hatte, als für eine Arbeit, die er eben tat. Er saß auf der Bank und hielt ein Gewehr in den Händen, an das er just die letzten Teile schraubte. Der Pfarrherr verhielt den Schritt; der glühende Eifer, der aus dem Gesichte des Jünglings sprach, bannte ihn. Jetzt erhob sich der Albin, stieß eine Kugel in den Lauf und hob mehrmals zielend das Gewehr, als übte er sich im Handhaben der Waffe; dann schweifte sein Blick suchend in die Luft. Sie war still und leer; aber zu seinen Häupten tönte das Krächzen der Bergkrähen, die in einem Schwarme über dem Walde kreisten. Sie flatterten auf eine Felsnadel nieder, die über die Tannen sich erhob. Der Albin sah hinauf. Wie ein schwarzer Punkt saß einer der Vögel zu oberst auf dem Steine. Das Ziel war unsicher; aber der Albin riß ungeduldig das Gewehr auf und an die Wange; dann krachte der Schuß; die Wände warfen den Laut in langem Rollen wider; das Kreischen der Krähen scholl dazwischen; sie fuhren rings aus dem Walde auf; die auf dem Steine war zwischen die Stämme gefallen.

Der Pfarrherr war aus dem Walde getreten. Auf seinen Gruß wandte der Albin sich um. „Krähenjagd!" sagte er, den Mund in herbem Spott verzogen; der Mangel eines andern Zieles hatte seinen Unmut geweckt.

„Du hast nicht zu schießen verlernt," sagte der Pfarrherr.

Da fuhr sich der andere über die Stirn. „Das ist's, was ich wissen wollte. Es könnten Zeiten kommen,

da einem das bißchen Kunst vonnöten wäre. Habt Ihr Nachricht, wie die Dinge in Altdorf stehen?" Die Frage war ihm hastig über die Lippen gesprudelt.

Der Pfarrherr legte die Hand auf seinen Arm: „Friedlich, Bub!" sagte er. „Wenn mich nicht alles täuscht, halten die Klugen den Brauseköpfen znm mindesten die Wage."

„Das wünscht Ihr selber nicht!" fuhr der Albin auf.

„Gewiß!"

„Aber — waret Ihr nicht der Meinung, daß ein ehrenvoller Untergang . . ."

„Vor Wochen noch, ja," unterbrach ihn der Pfarrherr; „jetzt ist es zu spät. Zug und Schwyz sind allein verblutet; für Uri bliebe kein anderes Schicksal!"

Der Albin biß die Lippen zusammen und wendete sich ab. Seine Stirne war gerunzelt. Er machte sich mit seinem Gewehre zu schaffen. Als der Pfarrherr zu ihm sprach, gab er kurzen, grollenden Bescheid. Dann sagte er aufflammend: „Ich bin nicht Eurer Meinung! Wenn hier zu Land nicht lauter Schlafmützen und Feiglinge sind, so redet die Landsgemeinde morgen nicht von Frieden."

„Willst du hinab?" fragte der Hochwürdige unvermittelt.

Flammen schlugen dem Albin ins Gesicht. Er reckte sich und hob wie zum Ringen die Arme. „Wenn ich könnte! Herrgott! Wenn ich könnte! Ich brauchte die Worte nicht erst zu lernen, die ich ihnen sagen wollte!"

„Warum sollst du nicht können?" fragte der Pfarrherr.

Da sah jener ihn an und seine Lippen zuckten: „Einmal haben sie mich fortgeschickt, wißt Ihr, vom Schießstand drunten. Ich lüge mir nichts vor, es ginge diesmal nicht anders. Wer sollte zu Bötzlingen auf den Schuldenbauern hören, der von der Steinwand kommt!“

Der Pfarrherr neigte den Kopf. „Du hast recht!“ Und halb für sich fügte er hinzu: „Deine Zeit ist noch nicht da.“

Der Albin nahm die Worte auf: „Aber wenn sie Krieg beschließen, kommt meine Zeit! Da wird keiner mehr gefragt, wo er herkommt. Das Gewehr —, es ist dem Vater seines — es hat manchen unrechten Schuß getan. Es und ich, wir haben viel gut zu machen. Aber, wenn sie nur nicht vom Frieden reden — vom feigen Frieden! Wenn sie nur ausziehen, nur einmal draußen sind, so will ich schon ein paar finden, die denken wie ich, und, Herrgott, wecken wollen wir die anderen, die Bedächtigen, die Ängstlichen! Wecken wollen wir sie! Das ist doch nur, was sie brauchen, ein paar, die vorangehen und sich vor dem Sterben nicht fürchten!“

Der Pfarrherr war zurückgetreten. Mit heimlich leuchtenden Augen staunte er den Albin an, von dessen Mund die Worte sprangen wie ein Sprudelquell. Er war emporgewachsen; eine seltsame Größe loderte plötzlich aus seinen Blicken. Da wußte der Pfarrherr, daß in Erfüllung ging, was er lang gehofft hatte, daß die Kraft, die in diesem Menschen lag, alle Sehnen seines Leibes spannte, und daß sein Sinn nicht mehr gefangen war. Dennoch mahnte er auch jetzt noch mit vor Erregung

leiser Stimme: „Halt an dich, Bub! Geduld ist jetzt in Uri mehr vonnöten als Eifer."

Das Feuer erlosch in des Albin Augen. Er sah den Hochwürdigen fast traurig an: „Warum habt Ihr Eure Meinung so geändert?"

Der Pfarrherr legte den Arm um seine Schulter: „Wir zwei ändern es doch nicht, was morgen zu Altdorf geschieht. Und so wie so, es wird seine guten und seine schlimmen Seiten haben."

Darnach ließen sie sich auf der Bank nieder, verfielen in ruhiges Reden und saßen lange beisammen. Aber als der Pfarrer sich verabschiedete, sagte der Albin: „Gebt mir ein Zeichen, was die Landsgemeinde beschlossen hat."

„Ich will am Kreuzbiel ein Tuch schwenken, ein weißes für den Frieden, ein rotes für den Krieg." Damit ging der Hochwürdige.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war früh am Tage. Der Pfarrherr stand auf dem Biel und sah nach der Steinwandhütte hinüber. Die Sonne überstieg die Spitzliberge, und die ersten Strahlen trafen die Steinwand. Da schwenkte der Pfarrherr ein weißes Tuch. Im nächsten Augenblicke sah er drüben eine Gestalt aus dem Schatten der Hütte sich lösen, die nach vorn geeilt kam und bis an den Rand der Rasenterrasse trat. Es war der Albin. Sein Leib war spähend

vorgeneigt, als begriffe er nicht, was seine Augen sahen. Langsam ließ der Pfarrherr das Tuch sinken. Da gellte des Albin Stimme herab zu ihm: „Friede!“ Und das klang wie ein Notschrei. Der Hochwürdige machte ein bejahendes Zeichen. Der andere aber wandte sich plötzlich ab, als zürnte er selbst dem unschuldigen Überbringer der Botschaft. Der Pfarrherr trat vom Kreuze zurück, um dessen morschen Stamm er den Arm gelegt hatte. Er wußte, daß dem Albin eine große Hoffnung in die Brüche gegangen. Darauf wollte er sich auf den Heimweg machen; aber die Schönheit des erwachenden Tages hielt ihn fest. Er schritt zu einem Stein, der am Waldsaume aus der Erde ragte und wie eine Sitzbank war. Dort ließ er sich nieder. Der Friede, der über seinem Dorfe lag, ergriff ihm die Seele. Er mußte daran denken, wie nahe der Krieg gewesen war. Gestern spät zur Nacht waren die Anderhaldener von der Landsgemeinde zurückgekommen, den Präses an ihrer Spitze. Wer im Dorfe geblieben war, erwartete sie vor des Präses Haus. Fackeln und Windlichter warfen eine rote Helle über den Platz. Der Pfarrherr hatte zu allem Anfang die Kunde erraten, die die Heimkehrenden brachten, denn ihre Mienen waren düster, und sie kamen in verbissenem Schweigen Mann neben Mann die Straße herauf gezogen. Der Präses, den er begrüßte, sprach zuerst: „Jetzt habt Ihr den Willen, Pfarrherr. Wir lecken dem Franzosen die Hände wie andere, die er zu Hunden gemacht hat!“

Ein Aufatmen ging durch die Reihen der Weiber. Von den Männern kein Laut mehr! Wie sie herangekommen

waren, zerstreuten sie sich, als trügen sie Schläge heim. Der Präses verweilte noch bei dem Pfarrherrn. Sein Weib trat aus dem Hause und zu ihm, begierig zu hören, was er brachte. Er sagte auch ihr Bescheid, aber — — der Pfarrherr sann nach. Es drängte sich etwas in seine Gedanken, das ihn schon gestern beschäftigt hatte. In der Art, wie der Präses am Vorabend sein Weib begrüßt und ihr Rede gestanden, hatte eine seltsame, unverkennbare Hast und Scheu gelegen, wie sie einer an sich hat, der in eines andern Nähe sich nicht wohl fühlt und loszukommen sucht. Der Pfarrherr schüttelte unbewußt das Haupt. Warum hätte er von seinem Weibe loszukommen suchen sollen, der Präses! Zur Antwort tauchte ihm das Bild einer andern auf, die er gestern des Zum Brunnen ebenfalls hatte warten sehen. Als dieser sein Weib begrüßt hatte, war sie in der Tür gestanden — die große Magd, die Trine! Aus dem Dämmergrau des Hausflurs hatte ihr Gesicht fahl hervorgeleuchtet, und groß und brennend hatten die Augen in ihrem Gesicht gestanden, brennend in einem Glanze fieberhafter Angst und Erwartung. „Wartete so die Magd auf den Herrn?“ Der Pfarrherr sah noch immer vor sich nieder auf die Erde. Seit gestern verließ es ihn nicht; er hatte Zweifel an dem unfehlbaren Präses. Endlich kam ihm der Gedanke, daß er um die Wohlfahrt eines Einzelnen sich kümmere, während des Landes Wohlfahrt alle Sorge heische; er strich sich über die Stirn und wollte sich erheben. Da schattete eine Gestalt ihm die Sonne. Er schaute auf und sah die Heinrike am Wege stehen. Sie schien überrascht wie er, denn sie

blieb stehen, wo sie stand, und in ihrem lieblichen Antlitz war die Unschlüssigkeit, ob sie sich wenden oder vorübergehen solle, deutlich zu lesen.

„Tag“ und „Du schon hier oben?“ grüßte der Pfarrherr. Sein Blick leuchtete in warmem Lichte. Die Heinrike war ihm lieb. Es hatte seinen Weg noch kein Mensch gekreuzt, der so wie dies Mädchen in Blick und Wesen den Widerschein einer reinen und großen Seele trug. Wie die Muttergottes ist sie eine, sagten von ihr die Weiber zu Anderhalden und die Armen, bei denen sie um Zunachten einkehrte. Wenn Eines noch des Präses Ansehen zu heben vermocht hätte, so wäre es gewesen, daß die Heinrike sein Kind war. Sie hatte zu Anderhalden keinen Feind, und wo sie ging, war es dem, der sie sah, als hätte er einen Sonnenstrahl vorübergleiten sehen.

Die Heinrike stand am Wege und das Morgenlicht umhüllte sie, daß ihre schlanke Gestalt in einem Rahmen flüssigen Goldes stand. Sie ging in dunklem, schlichtem Gewande und barhaupt. Ihr geknotetes Haar war so reich, daß es das schöne Haupt fast in den Nacken zog. Die Farbe ihres Gesichts war zart und weich, und es war kein Maler, der die Blütenfarbe so hätte zu mischen verstanden, daß er den Schmelz ihrer Wangen und Schläfen zu treffen vermocht hätte. Ihre Augen, die just jetzt halb sinnend, halb erschreckt auf dem Pfarrherrn hafteten, waren so still wie die Seen, die auf des Gotthards Höhe tiefgrundig das Blau des Himmels in sich saugen.

Befremdlich lang blieb die Heinrike am Wege stehen. Als sie sich regte, geschah es wie mit plötzlichem Auf-

raffen, und als sie an den Pfarrherrn, der aufgestanden war, herantrat, war ihr Gesicht so bleich wie der Schneefleck, der hinter ihnen aus dem Waldwerk schien. Sie legte die Hand in die ihr gebotene des Pfarrherrn. Dieser fühlte, daß die ihre zitterte. „Ich habe Euch gesucht,“ sagte sie leise. „Die Agatha sagte mir, daß Ihr diesen Weg genommen hättet. Ich wollte Euch treffen und nun, da ich Euch treffe, ist mir, ich hätte nicht kommen sollen.“

„Was ist dir, Kind?“ fragte der Pfarrherr.

„Wollet Ihr ein Stück mit mir talein gehen?“ bat sie.

Der Pfarrherr hob schweigend an talein zu schreiten. Der Weg verschwand zwischen Waldstämmen. Die Heinrike blieb ihm zur Seite. Eine ganze Weile sprachen sie nicht. Einmal seufzte das Mädchen und blieb stehen, wie wenn sie sprechen wollte. Dann, als reute es sie, schritt sie rascher aus und schwieg, obwohl der Pfarrherr die Hand milde auf ihren Arm legte und sie bat, ihm zu vertrauen.

Sie kamen an eine Stelle, wo der Wald sich fast über dem Wege schloß, so daß sie wie in einer grünen Laube standen. Da war es, als lauschte Heinrike nach vorn und zurück; und dann hielt sie an: „Hier will ich es Euch sagen!“ Es war, als hätte eine plötzliche Krankheit ihr das Rot der Wangen genommen, so leidverzerrt und farblos waren ihre Züge; ihre Augen glommen und waren wie in Angst weit geöffnet. Sie sah sich noch einmal scheu und hastig um; dann begann sie: „Ich will es Euch sagen. Zu wem sollte ich reden, wenn nicht zu Euch? Und zu einem Menschen muß ich doch gehen!“

Die Erregung übermannte sie; ihre Züge zuckten. Da nahm der Pfarrherr ihre beiden Hände und zog sie näher: „Still, still, Kind! Sprich ruhig! Was solltest du mir nicht sagen dürfen?"

„Daheim! — Zwischen Vater und Mutter, — es ist nicht mehr alles, wie es früher gewesen ist." Das entrann ihr fast wider Willen. Als sie es gesagt hatte, nahm sie sich gewaltig zusammen, richtete sich auf und sprach klar und ruhig und deutlich: „Ihr wißt, wie es immer geheißen hat, daß es in meines Vaters Haus so friedlich sei. Wir sind alle stolz gewesen darauf, die Mutter, ich. — Und ich bin aufgewachsen und an den Frieden gewöhnt gewesen wie an die Sonne. Vater und Mutter sind mir lieb gewesen! Und zu dem Vater — Ihr wißt, wie alles zu ihm aufsieht! Jetzt — seit wann, was weiß ich! — zwischen dem Vater und der Mutter ist etwas vorgefallen. Sie sitzen nicht mehr beisammen, sie reden nicht mehr miteinander, sie — sie gehen einander aus dem Weg, wie —. Ich habe es schon lange gefühlt. Und nun ist gestern das Schreckliche geschehen, das — —"

Sie hielt inne, ihr Atem flog. Einen Blick richtete sie auf den Pfarrherrn wie das waidwunde Reh, dem das Messer ins Herz fährt. Dann fuhr sie leiser fort: „Beim Zubettgehen ist es gewesen; ich ging, Vater und Mutter gute Nacht zu wünschen, und als ich in die Stube kam, da saßen sie zu beiden Enden des Tisches mit starren und bleichen Gesichtern. Sie sagten mir gute Nacht, aber kurz und gleichgültig. Sie müssen sich gestritten haben.

Und als ich sie mit einem Scherz zusammenbringen wollte, sahen sie einander ganz feindselig an. Da schlich ich hinaus und habe lang in meiner Kammer gesessen. Das Herz ist mir schwer und schwerer geworden. Plötzlich kam es über mich, daß ich in die Kirche hinauf wollte, für Vater und Mutter zu beten. — Es war still im Hause; ich meinte, es läge alles im Schlafe, und um mich nicht zu verraten, bin ich barfuß in den Flur und über die erste dunkle Treppe hinabgeschlichen. Das Herz hat mir vor Angst gezittert, weil alles so still und nachtschwarz um mich gewesen ist. Da höre ich Flüstern vom Hausflur her. Ich beuge mich über die Lehne und sehe hinunter und da — draußen ist eine mondlichte Nacht und die Stelle bei der Haustür ist ein wenig, ein klein wenig hell, so viel, daß ich unterscheide, wie einer und eine beieinander stehen. „Wenn ja nur kein Krieg wird! Wenn du nur hier bleibst!" flüstert die — das Mädchen und drängt sich an den — den Mann. Und der! Barmherziger Gott! Ich kann doch nicht sagen, was er gesprochen hat, was — — Ich bin zurückgeflohen. Vielleicht haben sie meine Tritte gehört. Ich habe nichts mehr gewußt, als daß ich mich verbergen müsse. In meiner Kammer habe ich mich verborgen und habe nachgedacht, die ganze Nacht, wie es sein kann, wie es hat kommen können, wie ich helfen soll und was ich tun soll. Und jetzt bin ich zu Euch gekommen, weil ich allein keinen Ausweg finden kann. Pfarrherr, das Mädchen ist — ist die Trine gewesen, die Magd, und der Mann —" sie stockte und griff mit der Rechten hilflos zur Kehle.

„Laß gut sein," sagte der Pfarrer still; „ich weiß, was du sagen willst."

„Mein Vater!" hauchte das Mädchen und dann mit völlig erloschener Stimme: „Woher solltet Ihr es wissen?"

„Laß gut sein," sagte der Pfarrherr wieder, „und komm heim!" mahnte er dann. „Es will alles in Ruhe bedacht und besprochen sein."

Er wendete sich um und zog sie sanft mit sich fort. Aber sie verkrampfte die Hände und blieb wieder stehen und richtete den Blick auf ihn: „Wie kann es sein! Wie kann es geschehen! Wie ein Berg ist er gewesen, der Vater; daß der Himmel einbräche, hätte ich eher geglaubt als das, daß er solches täte!"

Der Pfarrherr fühlte großes Mitleid mit dem Kind; aber er war von seiner Beichte nicht überrascht. Als er sie gehört hatte, war ihm, als hätte er alles vorher gewußt. Er dachte an die Worte, die er von dem Präses niedergeschrieben hatte: „Ich habe in diesem einen seltenen Mann gefunden," und gleich darauf fuhr ihm durch den Sinn, was er einmal auf der Kanzel denen von Anderhalden gesagt hatte: „Vor seiner schlimmen Stunde ist keiner sicher." Hatten sie nun nicht ein Beispiel? Ihr Unfehlbarer, der Gemeindepapst, der, auf den sie alle geschworen, war schwach geworden. Der stieg herab, der am höchsten gestanden zu Anderhalden! Und — urplötzlich trat neben das Bild des Präses das des Albin — sollte es nicht sein, daß der Niedrigste sich löste aus seiner Niedrigkeit und zur Höhe stiege?

Aber in des Pfarrherrn Seele war in diesem Augenblicke, da sein Prophetentum triumphierte, kein Triumph;

nur die Liebe zu den Menschen, die ihn umgaben, wuchs in ihm höher, je mehr er ihrer Menschlichkeit inne wurde. So liebte er den Albin und war stolz auf ihn; so ging sein Herz zu dem Präses hin, dem stolzen Manne, von dem er wußte, daß in diesen Tagen Berge der Schmach und des Leides auf ihn stürzen würden, und er dachte daran, wie er das Schlimmste von ihm und den Seinen abzulenken vermöchte.

„Komm!“ mahnte er die Heinrike abermals, während seine Gedanken arbeiteten und er sich mühte, den Weg zu finden, auf dem er ihr zu nützen vermöchte. Sie folgte ihm. Als sie das Heilandskreuz erreichten, ließ seine Hand die ihre los. „Sei fest und laß keinen sehen, was in dir ist,“ sagte er, während er an ihrer Seite niederstieg. Und nach einer Weile: „Du hast jetzt eine schwere Pflicht. Vater und Mutter bringst du nur mit deiner Liebe, viel Liebe wieder zusammen!“

Das Mädchen blickte auf. Ihre Augen standen voll Tränen; aber ihre Gestalt richtete sich empor, wie ein Baum, der sich zur Sonne hebt. Sie wurde in dieser Stunde zum Weibe und zu einem starken Weibe. „Ja,“ sagte sie dem Pfarrherrn zum Bescheid. Nichts als dieses Ja, aber es sagte mehr als lange Worte, und der Pfarrherr wußte, daß das Erste und Nächste getan war, was er für den Johann Karl Zum Brunnen zu tun vermochte.

Seite an Seite stiegen sie alsdann durch den stillen, goldigen Morgen zum Dorfe hinab. Wen sie trafen, der bot ihnen frohen und freundlichen Gruß; keiner ahnte, daß sie mit so schweren Gedanken gingen. —

Aber die Stürme brachen herein; sie zu beschwören war zu spät gewesen. Selbst der Pfarrherr hielt nicht auf, was kommen mußte. Zwei Wochen nach jenem Tage ging ein Gewisper durch Anderhalden: „Wißt ihr's? Wißt ihr, daß beim Präses eine Magd sich verfehlt hat? Die Trine, die große, schöne?“ Und bald darnach hallte es wie ein einziger Schrei, jäh, halb zornig und doch gedämpft und wie in Schrecken: „Der Präses selber hat die Schuld an der Trine!“ Das geschah an jenem Morgen, als die Magd aus dem Hause des Präses ging. Sie mußten sie mit Gewalt hinausbringen, denn sie war wie irr und wollte das Almosen nicht nehmen, das ihr geboten wurde. Der Präses bäumte sich auf, gelbbleich, die flammenden Augen von Säcken unterhangen und die Fäuste geballt: „Machet ein Ende und bringet sie fort!“ Zwei Knechte nahmen sie in die Mitte und führten sie hinweg; aber noch auf der Straße schrie die Verzweifelnde die Schuld des Präses aus.

Nachher war in der Stube, aus der die Magd gegangen war, eine lastende Schwüle. Drei bleiche Menschen saßen bei einander, nahe bei einander und doch einander meilenfern, der Präses und sein Weib und die Heinrike. Der Präses saß zu Häupten des langen Tisches, aber so, daß er der Stube den Rücken und das Gesicht der Wand zugewendet hielt. Was in seiner Seele vorging, vermochte keiner zu erraten. Er schien nachzudenken, und es mochte wohl sein, daß vor seinem Geiste alles das vorüber ging, was seine Tat zeitigen würde: das Gerede der Leute, der Abfall seiner Gemeindegenossen, der Unfriede im eigenen

Hause. Es mochte sein, daß seine Seele in Qual und Scham sich wand; aber äußerlich war keine Schwäche an ihm; er war starr wie ein Fels.

Die Hanna, sein Weib, saß mit auf dem Tische ruhenden Armen; ihr Kopf war leicht vornüber gebeugt, und ihr Blick, der offene, tapfere, war verschleiert und ging vor sich hin ins Leere. Ihre Haltung verriet, wie zum erstenmale der stattlichen Frau der Mut gebrach, und wie sie zusammenbrechen wollte unter der Last des Leids. Zuweilen zuckte es wie Weinen um ihren festen Mund. Dann plötzlich, während wieder eine verräterische Bewegung durch ihre Züge ging, legte sie die Hand fest auf den Tisch, stützte sich und raffte sich auf: „Ja, was sitzen wir da und staunen! Es wird auch wieder weiter gehen müssen, wie es vorher gegangen ist. Die Welt hört wegen unsereiner nicht auf!“ Mit diesen Worten, die mühsam von ihren Lippen fielen, wollte sie die Stube verlassen; aber die Heinrike, die bisher bescheiden seitab am Buffet gestanden hatte, wandte das bleiche Gesicht ihr zu; ihre Augen leuchteten von einer großen Liebe. „Mutter!“ sagte sie mit zitternden Lippen, und mit ausgestreckten Händen ging sie auf die Mutter zu. Unter der Türe sah die Frau sich um und legte die Rechte in die des Mädchens. Es war, als schwankte sie; aber sie ermannte sich. „Armes Ding!“ sagte sie mit unendlicher Bitterkeit. Und dann: „Komm mit! Gegen das hilft jetzt nur Schaffen, viel Schaffen.“

Sie wollte die Tochter mit sich nehmen; aber diese hielt sie zurück. Mit sanfter Gewalt zog sie sie zurück in

die Stube und brachte die wie in einem Taumel Widerstrebende zu der Stelle, wo der Bauer saß. Der hatte sich nicht gerührt. Das Mädchen, die Hand der Mutter fest mit der ihren umschließend, neigte sich über den Dasitzenden: „Vater!“ Verwundenes Schluchzen erstickte ihr jedes weitere Wort. Aber liebevoll über den Vater gebeugt wußte sie auch seine Hand zu finden, hob sie und legte sie in die der Mutter. Der Präses, der sie gleichgültig und kaum dessen bewußt, was sie wollte, hatte gewähren lassen, erhob sich. Zum erstenmal traf sein Blick auf den verschleierten seines Weibes. Er schlug den seinen nicht nieder; er schaute nur vorbei irgendwohin. Da zwang sich die Hanna: „Um des Kindes willen, laß es uns weiter versuchen, Mann!“

Und er, als hätte er zu vergeben, nickte schwerfällig: „Schon gut, schon gut!“ Dann ließ er ihre Hand fallen und ging hinaus. Sein Schritt war wuchtig, sein Kopf saß im Nacken; hinter einer fast hochmütigen Miene verbarg er seine innere Zerfallenheit.

Das Leben und die Zeiten gingen weiter darnach. Scheinbar hatte sich in des Präses Haus nichts geändert. Er tat sein großes Tagewerk nach wie vor. Seine Saumpferde begingen alle Straßen; noch war er Präses, und niemand zeigte Lust, der Erbe seiner öffentlichen Pflichten zu werden. Als er nach seinem Falle wieder unter die Dörfler trat, zeigten diese ihm eine stumme Scheu. Hundert Blicke fühlte er auf sich. In allen hätte er die Frage lesen können: „Ist es möglich? Hast du es getan?“ Aber mit Spott oder beschönigenden Worten wagte sich keiner an ihn.

Nach Wochen erst wurde er inne, was hinter ihrem stummen Hinnehmen dessen, was geschehen war, lag. Sie waren an ihm irre geworden. Heimlich, heimlich schoß das Pflänzchen Zweifel in ihnen auf. Heimlich, heimlich erkannte der Präses, wie es wuchs. Und da war es zum erstenmale, daß er, ungesehen von allen, in Herztiefen hinein erbebte und ein Stöhnen seiner Brust entfuhr.

Der Pfarrherr aber, dessen Augen nichts entging, was die Seelen seiner Gemeinde rührte, schrieb in diesen Tagen von denen zu Anderhalden: „Mein Volk will irre werden. Sie sind wie eine hirtenlose Herde, die an der Straße drängt und nicht weiß, wohin. So ganz nur ein Wille ist zu Anderhalden gewesen, daß sie nun, da dieser Wille Falsches gewollt, hilflos sind und selbst zu wollen verlernt haben. Was ladest du auf dich, Zum Brunnen! Ob du es weißt? Eine ganze Gemeinde vermöchtest du mitzureißen, denn du hast dich zum Beispiel für sie gemacht! Männer, wie du, wenn sie sündigen, sündigen an Hunderten."

Wäre nicht eine so erregte und gefahrvolle Zeit gewesen, in lauen Tagen hätten die Anderhaldener ob ihres Herrgotts Fall selber zu Grunde gehen müssen. Ein Bauernhirn sinnt nicht weit, und der Mensch wird gern lässig, wenn er ein Schlummerlied findet, sein Gewissen einzulullen. Diesmal hieß dies Liedchen: Ei, wenn der Präses gefallen ist, wer frägt nach uns andern! Und dieser frevelte Holz, weil der Präses viel schlechter war; und jener stahl Wild, weil der Präses in Verruf gekommen, und ein Dritter brach Treu und ein Vierter die Ehe,

denn einer, der mehr gegolten als sie alle, war ja nicht besser gewesen.

Da kam das Schicksal und riß sie mit rauher Hand aus ihrer Lässigkeit und löschte die schlimme Tat des Präses aus als etwas Kleines und Geringes vor dem Ungeheuren, was es geschehen ließ.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Strom französischer Heere ergoß sich über die Schweiz. Bern und Luzern waren gefallen, Schwyz, Glarus, Unterwalden und Zug niedergeschlagen. In Uri war schwüle Gewitterzeit. Die ausgezogen waren den Schwyzern zu Hilfe und bei Rotenturm und Sattel die Franzosen mit blutigen Köpfen heimschicken geholfen hatten, waren wieder im Lande. Was sie von ihrem Streiten zu erzählen wußten, fachte die Kampflust mächtig an, die in den Herzen des gemeinen Volkes glühte, und die Stimmung paßte schlecht zu dem, was die Landsgemeinde beschlossen hatte und was Unterwerfung hieß. In Anderhalden hatte das Volk ein seltsames Wesen. Es glich dem Kohlenmeiler, aus dessen Ruß nur zuweilen ein Feuerblitz fährt. Die Gemeinde litt unter einem dunkeln Druck. Es geschah zu viel Unrechtes und Lichtscheues, als daß es nicht auf allem Volke wie ein Alp hätte lasten müssen, und das, was mit dem weiteren Vaterlande geschah, trug nicht dazu bei, den Druck leichter zu machen. Es war

keiner mehr, der die dumpfe Schwere mit einem freien und mannhaften Wort oder mit frischer Tat hob; der Präses, der es einst getan hatte, lebte seine Tage als verschlossener und finsterer Mann. Nur zuweilen in einem Wirtshaus oder auf der Straße oder daheim in dämmeriger Stube fuhr einer wie aus einem Traum auf: „Verfluchte Unterwürfigkeit! Fluch den fremden Bedrückern!“

Der Pfarrherr war noch da; aber er war machtlos gegen die lastende Schwüle, denn das heimliche Grollen schien ihm immer noch klüger als das offene. Mit der Geistlichkeit des ganzen Landes riet er zur Geduld und zum Frieden. „Geduld und Frieden!“ ermahnte er auch den Albin, der einsamer als je in seiner Hütte hauste und heimlich nach Kampf und Taten lechzte. Arbeit hatte der Albin genug, denn das Jahr war dem Bauer ungünstig; es herrschte Teuerung. Wenn einer auf den Steinwändler zu sprechen kam, sagte er: Es ist ein Wunder, wie der sich auf der Scholle hält!

So wurde es Juni. Durch die Dörfer lief die Nachricht, die helvetische Regierung habe aus dem Staatsschatze zu Altdorf die Hälfte des ganzen Bestandes eingefordert. „An den Bettelstab sollen wir alle!“ murrten sie zähneknirschend in Uri. Das Murren war wie ferner Donner. Es tönte zu Anderhalden wie anderswo. Der Johann Karl Zum Brunnen horchte auf, als hörte er einen ihn zu neuem Leben anspornenden Ruf; ein Teil seiner Tatkraft schien zurückkehren zu wollen; er begann sich wieder als Präses zu zeigen. Im Rate redete er zuerst: „Ich wittere den Krieg! Halte jeder seine Waffen

bereit und übe sich!“ Darauf füllte sich wieder allsonntäglich der Schützenstand; keiner blieb zu Hause. Zuweilen trat der Präses unter sie, trat selber an die Rampe und tat Schuß um Schuß. Dabei war in seinen Augen ein Glimmen und Flackern, als gälte es das Leben, und seine Faust langte mit liebevoller Hast nach dem Gewehr. „Man weiß nicht, welcher Tag den Ernst bringt,“ meinte er, und jeder konnte aus seiner Rede das lebendige Verlangen heraushören, das er nach dem Ernst des Krieges trug. Die Anderhaldener sahen ihn an; er war ihnen doch recht fremd geworden. Aber sie hatten noch immer eine Art staunender Scheu vor ihm; seine Tat war nicht genug gewesen, ihm Verachtung einzutragen.

Eines Tages zog eine Schar französischer Soldaten durch das Dorf. Sie streiften bis ins Urserental hinauf und kehrten ein paar Tage später wieder zurück. Was sie gesollt und gewollt hatten, wurde nicht bekannt; aber die Bauern hatten sie mit bösen Blicken angesehen, während sie durch ihre Gassen schritten. Spottreden tönten hinter ihnen her und Fäuste wurden in ihrem Rücken geschüttelt. Der Präses trat am Sonntag darnach auf den Gemeindeplatz, wohin die Gemeinde berufen war. Es war das erstemal, daß er wieder öffentlich redete. Was er sagte, war kurz: „Im Unterlande brennen die Wachtfeuer auf allen Bergen. Es würde nichts schaden, wenn wir es ihnen nachtäten. Wer weiß, was uns vom Susten her kommen kann, ehe noch jemand oben auf der Schanze stünde!“

Am Mattenberg soll ein Feuer brennen, war darnach der Beschluß der Anderhaldener. Dann fragten sie, wer

es bewachen solle. Stille folgte der Frage. Da ließ sich einer der Stillsten und Bescheidensten vernehmen: Wo das Feuer besser sichtbar wäre als auf der Steinwandmatte? Der Steinwändler solle das Feuer unterhalten.

Der Steinwändler wurde gewählt. Nicht einer war, der gegen ihn sprach. Der Präses, auf den sie halb fragend blickten, zuckte die Achseln: „Warum nicht!“ Die ihm nahe standen, sahen, wie seine Mundwinkel sich abwärts zogen, als wollte er sagen: „So würdig wie mancher ist der auch!“

So wurde der Albin zum Feuerwächter bestellt. Der Weibel ging am folgenden Tag im Auftrage des Rats es ihm ansagen. Er traf ihn bei seiner Hütte nicht; aber Beilschlag wies ihm den Weg, und im nahen Walddickicht stöberte er ihn auf. Als der junge Mann die Botschaft vernommen hatte, überflutete ein heißes Rot ihm Stirn und Wangen. Unwillkürlich richtete er sich auf; seine dunkeln Augen glänzten; er stand auf die schwere Axt gestützt und blickte durch die Lücken der Bäume talein; sein Blick gewann Adlerschärfe, als stiege schon jetzt der Feind an den Hängen des fernen Susten hernieder. „Saget dem Rat, wenn einer unbemerkt ins Mattental kommt, soll mich der Scharfrichter richten!“ Dann trat er mit dem Weibel auf seine Matte hinaus, wies ihm, wo er das Feuer zu legen gedenke, und verhandelte mit ihm des Jungbuben wegen, der ihn in den Stunden ablösen sollte, in denen er selber nicht zu wachen vermochte.

Noch am selben Abend schien gleich einem roten Stern das Feuer aus dem Dunkel der Steinwand. Die Ander-

haldener sahen hinauf, und wenn einer den Glühpunkt erblickte, nickte er befriedigt: Er ist pünktlich, der Steinwändler! Und sie sprachen davon, wie es sein werde, wenn der Funke zum Brandzeichen aufflamme. Daß er eines Tages flammen werde, daran zweifelte keiner mehr.

In diesen Tagen sprach der Pfarrherr von der Kanzel herab: So viel werde im Ort von Krieg und Streit geredet, daß ihn bedünke, es wisse mancher nicht mehr zu schätzen, welch hohes Gut der Friede sei. Er gedenke anzuordnen, daß in der Kapelle St. Josephen hoch oben im Mattenwald, wohin die zu wallfahrten pflegten, denen irgend ein Kummer die Herzensruhe störe, allabendlich vor Einnachten geläutet werde. Es solle das Glockenzeichen das Friedensläuten heißen, und wenn der Klang über Anderhalden hintöne, möge jeder sein: „Herrgott, erhalt' uns den Frieden!" beten. Des Pfarrers Worte zündeten in den Herzen aller, die vor kommender schwerer Zeit bangten; vor allem waren es die Weiber, die den frommen Sinn des Hochwürdigen übermaßen rühmten.

Die Kapelle St. Josephen stand hoch über dem Wege, der ins Mattental führt. Ein Fußpfad, der unweit des Heilandskreuzes auf dem Bühl sich in den Wald verlor, führte zu dem weißen Kirchlein empor, das auf einem Felsen gebaut war und der Steinwandhütte des Indergand-Albin gegenüberlag. Die Kapelle sollte vor langer Zeit von einem reichen Bauern gestiftet worden sein, dem an gleicher Stelle ein Baum den einzigen Buben erschlagen hatte. Sie war halb zerfallen, aber in der Umgegend waren viele, die einem dort gesprochenen Gebet Wunder-

kraft beimaßen; denn wie ihr Ursprung dunkel war, so war sie selbst von Geheimnissen umflüstert, wenn die frühen Schatten über das moosübersponnene Dach sich senkten und durch die hohen dunkeln Tannen der leise Nachtwind strich, während das ganze Tal noch in Sonne lag.

Am Abend, nachdem der Pfarrherr das Friedensläuten angeordnet, trat die Heinrike Zum Brunnen bei ihm ein und bat, daß er sie zu St. Josephen die Glocke ziehen lasse. Der Pfarrherr sah das Mädchen staunend an. Schlicht und still stand sie vor ihm; aus ihren Blicken schien ein tiefer Ernst. „Ich habe mit dem Vater gesprochen,“ fügte sie hinzu, als er mit der Antwort zögerte, und: „Ich möchte gern überall Frieden wissen.“ Da verstand er sie, und sein eigener Plan wurde ihm doppelt lieb, als er sah, wie ihn andere erfaßten. Einen Augenblick noch besann er sich; dann sagte er fast freudig: „Sie werden es im Dorfe gerne hören, daß der Präses sein eigenes Kind nach St. Josephen schickt.“

Tags darauf um Einnachten, wie der Pfarrherr angeordnet hatte, klang die Glocke zum erstenmale. Einige hatten auf ihren Klang gewartet; viele hatten die Sache wieder vergessen; aber als nun die hellen Erztöne im Winde wanderten, als kämen sie weither über die Berge geschwommen und wallten weithin über die Berge davon, da erzitterte manchem das Herz in einem seltsamen Leidgefühle. Die Glocke hatte seit langer Zeit geschwiegen; darum war ihr Ton fremd zu Anderhalden. Eine hohe Feierlichkeit kam über das ganze Dorf. Der Abend war still und hell. Die Bergspitzen glommen in leisem Goldscheine,

violette Schatten lagen auf allen Hängen. Klinglang, klinglang! hoch und tief kam der Glockenton in Wellen gezogen. Die Fenster der Hütten flogen auf; Männer standen still auf der Straße und sprachen fast wider Willen ein: „Den Frieden erhalt' uns, Herr!“ Weiber nahmen ihre Kinder an die Brust und hatten in den Augen heiße Tropfen stehen: „Daß der Herrgott Frieden sein lasse!“

Das ganze Dorf wußte nachher dem Pfarrherrn Dank für seine Mahnung zur Andacht, und als sie erst erfuhren, wer ihnen läutete, wendeten sie die Dankbarkeit auch der Heinrike zu, die sie die Friedensläuterin nannten. Diese selbst trug jeweilen, wenn sie nach St. Josephen hinaufstieg, das Herz voll einer innigen kindlichen Frömmigkeit.

Die Kapelle hatte vier rohe, brüchige Mauern mit kleinen Fenstern; trübe Dämmerung herrschte in ihrem Innern. Das Schindeldach überspannte nicht nur den Betraum, sondern ruhte über diesen hinausragend auf zwei Holzsäulen, so einen mauerumschlossenen, mit rohen Steinen gepflasterten Vorhof überdachend. Auf diesem erhob sich der kleine Glockenturm, und ein Seil hing bis auf die Fliesen des Vorraums hinab. Wer hier stand, hatte einen wundersamen Ausblick über das ganze Tal. Das Dorf lag im Grund und der Blick vermochte weit hinab zu schweifen bis zu den Weilerhütten und weiter gen Intschi. Wenn die Heinrike läutete, war ihre hohe und schlanke Gestalt einem scharfen Auge vom Dorf aus sichtbar. Sie aber fühlte, wie ihre Seele mit den Glockenklängen ging, frei und weit. Ihr Herz schwoll und sie reckte sich unwillkürlich, als vermöchte sie dem Erz mehr Macht und

Weichheit zu geben und ihr eigenes Sinnen in die Klänge zu legen. Sie war stolz auf ihr Amt; zuweilen war ihr zu Mut, als müßte das Glöcklein ob ihr wachsen mit der Macht ihrer Gedanken, sein Ton müßte schwellen wie Stürmen und hallen wie Posaunen, und es drängte sie fast, sich über die Mauern hinaus zu beugen und mit dem Glockenklange die eigene Stimme zu vermischen: Friede! Friede! Ihr letzter höchster Gedanke aber galt immer Vater und Mutter. „Nun werden sie hören!" fuhr es ihr alsdann durch den Sinn. „Die Herzen müssen ihnen zittern! Zwischen ihnen ist ein stummer, schweigender Groll, und ich, ihr einziges Kind, läute zum Frieden!"

Mit dem Läuten kam allemal eine große Ruhe über sie. Wenn sie das Glockenseil gleiten ließ und sich ihres Weges zurückwandte, war ihr, als wäre alle Kümmernis von ihr genommen. Was in ihr lebte, spiegelte sich in ihren Zügen wieder, die voll einer solchen Reinheit und Lieblichkeit waren, daß die Blicke vieler auf ihr ruhten, wenn sie nach ihrem Läutgange heimkehrend durchs Dorf schritt. Die Männer entblößten das Haupt, die Weiber sahen sie mit leuchtenden Augen an: „Was des Präses Mädchen für ein gutes ist!"

Auch der Albin wandte seine Blicke der Kapelle zu, als die Glocke dort zum erstenmal erklang, und hatte noch ehe er von dem vernommen, was zu Anderhalden beschlossen war, diejenige erkannt, die am Glockenseile stand. Von da an wartete er auf die Feierabendstunde und darauf, daß gegenüber die Heinrike aus der Kapelle trat. Und er verwunderte sich, was aus dem Kinde geworden, das

mit ihm in des Pfarrherrn Stube gesessen hatte. Es faßte ihn ein unbestimmtes Heimweh nach der Freundschaft, die zwischen ihm und des Präses Tochter gewesen war. Nach ihr auszuschauen wurde ihm bald zur Freude des Tages. Die Heinrike, wenn ihr Blick herniederflog, sah ihn kraftvoll und männlich neben seinem Feuer stehen, das er langsam und wie spielend schürte, während seine Augen heimlich an ihr hafteten. Darüber geschah es, daß die zwei, im Dienst derselben hohen Sache sich wissend, sich wie durch unsichtbare Bande verbunden erschienen und ohne Worte, ohne je einander zu begegnen, heimlich eines des andern gern und voll herzlichen Wohlgefallens gedachte.

So nahte der Sommer seinem Ende. Noch glomm der Feuerschein von der Steinwand durch die stillen Nächte; noch läutete die Heinrike den Anderhaldenern den Frieden ein, da drang am letzten Augusttage die Nachricht ins Dorf, daß die Nidwaldner Landsgemeinde mit stürmischem Mehr den Widerstand gegen die Franzosen beschlossen, daß die Sturmglocken in allen Gemeinden Nidwaldens tönten und das Volk die eidgenössischen Freunde dringend um Beistand mahne. Ein Säumer brachte die Nachricht, der an des Präses Hütte seinen Pferden die Last abnahm. Er stand, ein kleiner, breitschultriger Mann, mit zwei Knechten bei seinen Pferden; drei Knechte des Zum Brunnen gingen ihnen an die Hand, und ein paar Neugierige standen zugaffend in der Straße. Als der Präses eben aus dem Hause trat, um das Ausladen zu überwachen, gab der Säumer seinen Bericht. Jener hatte zuerst nur halb hingehorcht; dann wurde er aufmerksam, und plötzlich

war es, als nähme ihn ein Gedanke ganz gefangen, denn er blieb, die Augen ins Leere gerichtet, wie angewurzelt stehen. Er schien die, die um ihn waren, völlig vergessen zu haben; langsam strich er sich mit der Rechten über Stirn und Haupt. Als ihn der Säumer anredete, zuckte er zusammen. „Beim Eid, ich hätte Lust mit hinüberzugehen!“ sagte dieser zu ihm.

„Hoffentlich lassen die zu Schwyz und Uri die Nidwaldner nicht vergebens bitten,“ meinte einer von der Straße.

„Wenn ich nicht die Stube voll Gofen hätte, ich stände nicht lange mehr hier,“ eiferte ein anderer.

Ein Dritter, ein junger, kühnäugiger Bursche, trat mit roten Wangen an den Zum Brunnen heran: „Lasset Sturm läuten, Präses! Wir wollen nicht die letzten sein, die sich zu Altdorf sammeln, wenn's nach Stanz geht.“

Der Präses hatte noch immer denselben verlorenen Blick. „Das geht nicht an,“ sagte er. „Es ist Ruhe geboten; die müssen wir halten. Wenn die Oberen euch rufen, ist es noch Zeit genug.“

„Vorwärts, Präses! Ihr seid doch kein Furchtpeter! Was soll die ewige Geduld und das Ducken nützen!“ Dem Bauern, der ihn so mahnte, gab der Zum Brunnen mit leisem Kopfschütteln Bescheid: „Da müßt ihr nicht mich, da müßt ihr die Gescheiten fragen! Ich weiß nur, daß euch das Ducken befohlen ist.“ Mit dieser sonderbaren Rede wendete er sich und trat ins Haus zurück.

Die in der Straße schüttelten den Kopf. „Aus dem soll der Teufel klug werden!“ brummte einer. „Er ist

halt nicht mehr, was er gewesen ist," zischelte einer seiner Knechte höhnisch. Keiner von allen ahnte, daß sie den Präses zum letztenmale gesehen hatten.

Als es Nacht und im Hause des Zum Brunnen alles still geworden war, stand dieser in seiner Wohnstube. Eine Kerze brannte trübselig und erhellte kaum den weiten Raum. Massig und mächtiger denn je hob sich die Gestalt des Bauern aus der Dämmerung der Stube. Er hatte einen Säbel umgegürtet und hielt den schweren Stutzen in den Händen; ihn an das Licht haltend prüfte er das Schloß. Als er aufblickte, stand sein Weib in der Tür ihrer nebenanliegenden Schlafkammer. Ihr offenes Gesicht war bleich und voll eines bitteren, tränenlosen Ernstes.

„Recht, daß du da bist!" sagte der Präses leise. Sie tat ein paar Schritte ihm entgegen; dann standen sie Auge in Auge, die so viele Jahre gute Kameraden gewesen waren.

„Ich gehe nach Stanz," sagte der Präses.

Die Bäuerin zuckte nicht. „Ich habe es gedacht," erwiderte sie, „sobald sie mir davon geredet haben, daß dort Krieg ist."

„Es ist gut, daß du mich so verstehst," sagte der Präses wieder. „Willst du mir die Hand geben?" fragte er dann. Das Weib legte die Hand fest in die seine. „Du und das Kind, ihr seid versorgt! Wenn Krieg ins Land kommt, flieht in die Alp. Die Truhe ist voll," sagte er zu ihr.

Die Frau nickte nur; sie blieb fest und sah ihn gerade an, und sein Blick hielt zum erstenmale wieder dem ihren

stand. „Der Pfarrherr hat recht bekommen,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort; „vor seiner schlimmen Stunde ist keiner sicher;“ da legte sie die andere Hand auf seine Rechte und drückte sie fest: „Was geschehen, ist vergessen und vergeben. Der Herrgott sei mit dir, Mann! Und wenn der Tod an dich kommt — du hinterlässest ein gutes Andenken.“ Er beugte sich über sie und legte den bärtigen Mund auf ihre Stirn. Hand in Hand schritten sie zur Tür und dann bis an die Türe der Kammer, wo die Heinrike schlief.

„Öffne!“ sagte der Präses zu seinem Weibe. Er selber trat in das Dunkel zurück. Die Frau drückte vorsichtig die Klinke und ging hinein.

„Sie schläft,“ flüsterte sie, als sie zurückkam.

Da trat er an ihr vorbei an die Tür. Lange stand er auf der Schwelle und sah auf das Bett der Tochter. Ein Mondscheinstreif lief über die Kammerecke und erhellte die Stelle, wo das Haupt des Mädchens in den Kissen lag. Das sah der Präses an. Sein Blick war still; in seinem Grunde lag eine heimliche Sehnsucht; aber nichts sonst verriet die Bewegung, die in seiner Brust wogte. Die Frau stand im Dunkeln und schaute ihn an, und während sie ihn regungslos über seinem Mädchen wachen sah, an dem er allezeit mit einer großen Liebe gehangen, bebten ihr die Lippen zum erstenmal in verbissenem Weinen.

Endlich trat der Präses zurück. Er schloß sorglich die Türe. Dann reichte er seinem Weibe noch einmal die Hand. „Behüt' Gott!“ Er nahm den Stutzen aus

der Stubentürecke, wohin er ihn gestellt hatte. Als die Frau ihm über die Treppe folgen wollte, drängt er sie mit sanfter Gewalt zurück. Dann stieg er hinab; sein Tritt war fest; eine eiserne Entschlossenheit war in seiner Haltung. Die Frau sah ihn gehen, und als sein Schritt auf der Straße verhallte, raffte sie sich auf. Es war keine Schwäche an ihr; nur ein seltsamer Leidenszug um ihren Mund trat schärfer, wie mit dem Messer gerissen, hervor. Darauf ging sie in ihre Schlafkammer.

Inzwischen schritt der Präses seinen nächtlichen Weg talab. Daß er gegangen war und wohin, erfuhren die von Anderhalden am nächsten Tag. Das Dorf kam in Aufruhr. „Nach wollen wir ihm! Dabei wollen wir sein!“ schrieen die Jungen und die Heißblütigen. Der Pfarrherr mahnte zur Ruhe. Aber ein Haufe zog doch aus; sie halfen zu Altdorf das Zeughaus plündern, und nach Tagen, als die Brandröten am Himmel den Bericht vom Geschicke der Nidwaldner nach Uri hinüberleuchteten, kamen sie ins Dorf zurückgeschlichen, als hätten sie Schläge geholt. Sie waren nicht aus der Grenze gewesen; in den Kleidern aber trugen sie verborgen im Zeughaus geraubte Waffen heim.

Von dem Johann Karl Zum Brunnen kam keine Kunde. Siebenundzwanzig Urner waren unter den Nidwaldnern gestanden; unter denen, die nie heimkehrten, war der Präses von Anderhalden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Auszug der Siebenundzwanzig, die den Nidwaldnern zu Hilfe geeilt waren, und die Gärung in Uri trugen schlechte Früchte. Die Franzosen kehrten die Herren heraus. Der Rest des Staatsschatzes mußte an die helvetische Regierung abgeliefert, die Waffenvorräte des Zeughauses zu Altdorf mußten herausgegeben werden. Die Aufregung im Volke wuchs; aber die Mahner und Sänftiger, die Pfarrherren, hielten die Grollenden noch nieder. In Anderhalden war fast Ruhe. Sie hatten noch keinen Präses gewählt; es war kein Mann da, den nach der Führerstelle gelüstete, und der Präses hatte zu sehr alle überragt, als daß sie leicht einen gefunden hätten, der ihnen jenen ersetzte.

Bei seinem Feuer auf der Steinwand wachte der Albin. Seine Augen waren falkenhaft hell; in seinem Innern war Kampf. Zu Anderhalden fehlte ein Wille! Kam seine Zeit?

Die Tage gingen; die erste Hälfte des Oktober verstrich. Dann kam ein Tag, an dem aus den Taldörfern Boten gehastet kamen: Die Franzosen sind in Altdorf eingezogen!

Als die Botschaft umlief, strömten die Dörfler in die Gassen. „Wir müssen in die Berge!“ raunten sich ängstliche Weiber zu. „Bei den Männern bleiben wir!“ sagten die standhafteren, und die hatten die Mehrzahl.

Dann trat der Pfarrer unter sie. „Der Franzoseneinzug ändert nichts,“ sagte er. „Gehe jeder an sein

Tagewerk und füge sich ins Unvermeidliche! Und wenn die Soldaten heraufkommen, haltet Ruhe, daß kein Unglück geschieht!" Die Anderhaldener duckten sich auch jetzt.

Nach Wochen kamen die Franzosen. Es wurde ein Herauf und Herunter durchziehender Soldaten. Zuweilen blieben sie tagelang im Ort. Dann lastete es wie ein Alp auf den Bauern; sie gingen mit finstern Mienen umher; die Blicke, die unter gerunzelten Brauen nach den Feinden gingen, waren haßerfüllt. Aber wenn je ein Tag kam, an dem das Dorf frei von den Fremden war, verdrängte das Elend den Haß; dann gellten Klagen von Haus zu Haus. Die Franzosen hatten genommen, was zu nehmen war; hinter ihnen blieb die bittere Not. Die Weiber sahen sich in leeren Kasten um und heulten; die Männer preßten die Zähne aufeinander und begannen mit jedemmal ihr Tagewerk unwilliger, weil seine Frucht doch nur für den Feind war. Der Pfarrherr allein wußte zu trösten und aufzurichten; er spendete, wo er hatte, mehr als er selbst entbehren konnte. Mit ihm gingen zwei Mädchen in die Hütten, die Heinrike, die in diesen Tagen ihr Erbe verteilte, und die starke Agatha, deren allezeit heller und mutiger Sinn allein schon die Mutlosen aufrichtete.

Und noch immer scholl am Abend das Friedensläuten und das Steinwandfeuer brannte. Das Feuer leuchtete durch den Schnee und das Flockentreiben; durch Nebel und die glanzgesegneten Frostnächte schien es hernieder zum Dorf.

Einmal, als schon der Frühling die Eispanzer der Berge sprengte, fuhren sie zu Anderhalden mit einem

Jauchzen empor: die Franzosen hatten sich blutige Köpfe geholt. An der Oberalp hatten die Bündner sie gegen Ursern zurückgedrängt. „Ha, jetzt sollten wir sie von hinten packen!" lachten die Dörfler, und das Gelüste blitzte aus ihren Blicken. Aber das Lachen verstummte. Selbst das Reden! Es kam ein Verbot heraus, über die Schläge, die sich die Welschen geholt, zu sprechen. Da fausteten die Bauern nur noch heimlich: „Das Maul will man uns verbieten! Einmal könnt's genug werden!"

Es wurde genug. Der April brach mit Stürmen ins Land; der Föhn raste vom Gotthard her; die Lawinen donnerten, und das letzte Eis brach von den Wänden. Da kam ein Aufgebot, daß die dienstfähige Mannschaft der Dörfer sich kirchgangsweise zur Erstellung der Kontrollen melde. Ein Wutschrei gellte aus allen Tälern. Das Volk hing an seinem Wehrwesen; nun sollten sie künftig mit den Fremden ziehen und für die Welschen bluten! Sie hohnlachten über das Verlangen, und der Grimm der Männer schwoll.

Zu Anderhalden waren am Abend des fünften April die Bauern in und bei der Furgerschenke versammelt. In der Stube ging es laut her, und das Schimpfen und Reden derer, die dort über Wein und Branntwein saßen, pflanzte sich durch die offene Tür auf die fort, die im Freien auf Bank und Bauholzschichten hockten. Das Soldatenaufgebot hielt alle in Atem; alle sprachen; es wurde ein wirres Durcheinander von Stimmen und Meinungen. Keiner aber war, der seinen Willen zu dem der anderen hätte machen können.

Die Nacht sank allmählich über die Berge. Ein unruhiger Sternenschein war über den dunkeln Kuppen der letzteren; durch die Gassen zog der Föhn. Dann war es, als wüchse der Wind plötzlich und machtvoll; er kam in wilden Stößen talab gefahren. Die Hütten zitterten, ein paar Fenster klirrten, im Holzwerk knarrte es, und in den Klüften und Schluchten klang es wie Heulen und Stöhnen. Die Bauern drückten sich in den Schutz der Hütten, aber sie blieben gerottet; keinen verlangte heim, und es lag über allen wie eine schwere, dumpfe Ahnung von etwas Unbestimmtem, Schrecklichem.

Da kam vom Oberdorf her ein Bub zur Furgerschenke gestürmt: Das Steinwandfeuer brennt!

Der Bub breitete die Arme aus und schrie es in die Scharen hinein, deren Raten und Reden just hatte vor dem wachsenden Stürmen des Föhns verstummen wollen. Sie stoben aus der Schenke und von allen Hütten auf den Dorfplatz hinaus. Es war ganz finster geworden; die Mattentalberge standen wie schwarze Mauern gegen den wenig helleren Himmel. Eine flammende Säule aber erhob sich von der Steinwand; sie warf einen roten Rosenschein auf die nackten Felsen, auf die einsame Matte des Albin und über die Waldstämme. Jetzt warf sich der Föhn über die lodernde Säule und bog sie, riß goldige Zungen von ihr und trug sie talab, daß sie wie Blitze in das leere Dunkel fuhren. Eine Gestalt trat in den blutroten Schein, hoch wie ein Recke! „Seht ihr den Steinwändler?“ schrie einer auf dem Dorfplatz. Aller Blicke flogen in sprachlosem Erstaunen zu dem Jüngling

empor, dessen Gestalt in fast übermenschlicher Größe aus Nacht und Flammen trat. Sie sahen, wie er das Feuer schürte, und sahen eine zweite Gestalt in die Helle treten. Es war die des Hüterbuben, den sie ihm beigegeben hatten. Der Albin aber riß plötzlich ein loderndes Scheit aus der Holzschicht, trat bis an den äußersten Rand seines Felsens und schwang die Fackel, einmal im Kreis, dann wie einen Weiser sie gegen Norden hin streckend. Das Zeichen war so deutlich, daß die Blicke aller der Untenstehenden sich über ihre Hütten nordwärts wendeten. Sie sahen eine sonderbare Röte den Himmel überfließen, als stiegen aus dem Haupte der Windgellen wie aus Vulkanen Feuer und Rauch. Einzelne Männer lösten sich aus dem Haufen der Dörfler und stoben den Kirchweg hinan; dann erfaßte Hast alle Zurückgebliebenen und bald, gleich plötzlich steigender Flut, eilte, was zu Anderhalden heil und gesund war, zum Kirchhügel hinauf. Es war eine erregte Gemeinde, die sich dort sammelte, ein Drängen und Wogen von Menschen im Dunkel der Nacht. Der Pfarrherr stand unter ihnen; ihn umdrängten sie, und einer frug den andern: Was mag es sein?

Über den Windgellen war der Himmel eine feurige Wand, in der es wogte und lebte wie in einem Spiegel. Funken stoben wie von gewaltigem Amboß, und ganze Brunnen von Feuern schossen auf und ergossen sich in glühendem Regen zurück. Die schwarzen Riesenglieder der Berge hoben sich haarscharf von dem lohenden Grunde ab; das Reußtal lag dunkel zu Füßen des starrenden Volkes. Das Rauschen der Bäche tönte zuweilen herauf;

aber lauter als alles war die Stimme des wachsenden Föhns, der von allen Wänden jauchzte.

„Was mag es sein?“ ging wieder die scheue Weiberfrage unter den Anderhaldnern.

„Ein Brand ist's! Das ganze Unterland brennt!“ gellten Rufe dawider.

„Krieg und Aufstand ist es!“ schrieen andere. „An die Franzosen sind sie geraten da unten!“

Noch dauerte das wirre Durcheinander der Stimmen, in das der Wind sich warf, die Töne verschlagend oder mit einem Laute wie Posaunenschall alle Rede überhallend. Da schwang sich plötzlich ein Mensch auf die Mauer am Kirchentore, wo Säulen das Vordach trugen. Die Kienholzfackel, die er in der Linken hielt, hatte einen Augenblick inmitten des Menschenknäuels geleuchtet; jetzt erhellte sie die Stelle, wo er stand, und zeigte den Anderhaldnern das kühne Gesicht des Albin Indergand. Er war bleich vom raschen Lauf; die breite Brust hob und senkte sich sichtbarlich unter dem Hirtenhemde; aber die Augen hatten einen Blick voll hinreißenden Feuers und über ihnen die wölbige Stirn stach wie ein weißes Wahrzeichen ab von dem dunkeln Haar.

Der Albin erhob die Stimme. Hätte ihn einer gefragt, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt, was ihn trieb und besaß. Es war nur wie ein Ruf in ihm: Deine Zeit ist da! Und wuchtig, alles Vergangene völlig vergessend, warf er sich zum Meister derer auf, die ihn lange verstoßen hatten. „Männer!“ sprach er in kurzen, markigen Tönen. „Was da unten brennt, kann ein Dorf

sein, über das ein Unglück gekommen ist. Vielleicht aber haben die ihre Hütten angesteckt, die die Welschen haben drinnen wohnen lassen müssen! Vielleicht ist es das Wahrzeichen, daß der Tanz losgeht, daß Krieg wird! Sollen wir hier oben warten und warten und zusehen? Ich gehe dem Schein nach! Wer sich nicht fürchtet, der komme mit mir!“

Damit sprang er von der Mauer. Die Fackel in seiner Rechten glomm hoch über seinem Haupte; in seiner Linken trug er ein Gewehr, das er an die Mauer gelehnt hatte. So bahnte er sich Weg durch die Menge. Er sprach nicht mehr; aber sein Wesen zwang jene mehr als seine Worte. Ein Jauchzen erhob sich aus der Menge, kurz und mächtig, wie ein Föhnstoß daherbraust; dann wurde alles still, und ein geschäftiges Wogen begann unter der Schar. Männer eilten den Hügel hinab und in ihre Hütten und strömten wieder auf dem Dorfplatze zusammen, der von Lichtern und Fackelbränden hell war. Dort stand der Albin, auf sein Gewehr gelehnt, die braunen Züge eisern und einen herrischen Ausdruck um den Mund. Alle Blicke hingen an ihm, als wäre er seit Jahren und Jahren ihr Führer. Schon regte sich in seinem Gesicht leise Ungeduld, da ihm schien, die Schar sammle sich langsamer, als er gemeint hatte. Da kam der Pfarrherr über den Kirchweg herniedergestiegen. Er war barhaupt; der Widerschein der Brände lag auf seinem Gesicht und seinem bleichenden Scheitel. Er trat in die Menge und schritt auf den Albin zu. Als dieser ihn sah, war es, als wollte er vor ihm niederknieen; aber er leuchtete ihn nur mit seinen flammenden

Augen an und sagte fast heftig: „Scheltet mich nicht! Ich muß tun, was ich tue!“

Der Hochwürdige sah an ihm empor; er erkannte ihn kaum wieder. Die fremde Kraft, die von ihm ausging und die ihm die ganze Schar der Dörfler dienstbar zwang, zog auch ihn in ihren Bann. Er streckte beide Hände aus, und der Albin legte die seinen hinein. „Gott mit dir, wenn es zum Kampfe geht!“ sagte der Hochwürdige.

„Gott mit euch!“ sprach er lauter und erhob wie segnend die Hände, als in diesem Augenblicke die Menge drängte und der Albin plötzlich sich losreißend von ihm hinwegtrat.

Die Schar setzte sich in Bewegung; kein Ruf wurde mehr laut; in schweigender Hast zogen an die vierzig waffentragende Männer aus dem Dorfe talwärts. Der Albin schritt an ihrer Spitze. Alles Volk stand in den Türen trotz der späten Stunde. Ein kurzer Gruß ging hin und wider zwischen denen, die abzogen, und den Zurückbleibenden. Der Albin allein sah nicht zur Rechten noch zur Linken; es war, als hinge sein Blick an einem unsichtbaren Ziele. Nur als sie unter der Präseshütte hindurchzuziehen sich anschickten, hob er die Augen. Eine Gestalt war bis dicht an die Straße herangetreten. Es war die Heinrike.

„Heute darfst nicht mehr läuten, Mädchen!“ rief ihr einer aus den Reihen zu.

Die Heinrike nickte nur. Sie sah dem Albin ins Gesicht. Ihre Augen schienen in einem warmen Glanz. Alles Blut fuhr dem Albin zu Häupten, und er erwiderte

wortlos den Blick mit einem Blitzen und Strahlen der eigenen Augen.

Dann tauchten die Gestalten ins Dunkel der Mattenbachschlucht. Die ihnen nachgegangen waren, blieben stehen und sahen einen nach dem andern ihren Blicken entschwinden. Es wurde stille von ihren festen Tritten; nur der Föhn brauste noch. Und die blutrote Feuerwand im Norden lohte höher.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Albin und seine Schar kamen nicht zurück. Wo sie blieben, wußte keiner recht. Aber was geschehen war, wurde bald genug im Dorfe bekannt. Jene Brandröte hatte über dem in Flammen untergehenden Altdorf gestanden. Täglich kamen Leute nach Anderhalden, die von dem Elend zu erzählen vermochten, das über den Hauptort des Landes gekommen. Sie wußten auch zu berichten, daß zwar die Ursache des gewaltigen Brandes nicht aufgeklärt sei, aber das Gerücht in allen Gassen flüstere, der Haß wider die Fremden habe einem Urner die Brandfackel in die Hand gegeben.

Darnach war im ganzen Unterland eine wirre Zeit. Das Volk hatte keinen Führer; der helvetische Statthalter zu Altdorf war gewichen und niemand war, der regierte. Die Franzosen hatten sich an den See zurückgezogen. Eines aber war lebendig in Uri und wuchs, wie die

Flammen aus dem Brandherde Altdorfs gewachsen waren, der Haß wider die Welschen und der Wille, gegen sie zu kämpfen. Es waren viele, die ihn schürten, und es ging das Gerede, daß auch die von Anderhalden Verzogenen zu Altdorf am hellen Tageslichte sich im Waffenhandwerk übten und unter den Vordersten ständen, die zum Kampfe mahnten. Ein Gerücht erreichte den Pfarrherrn, der Indergand streife in den Tälern des Unterlandes und schüre heimlich die Kriegslust. Das Volk hange dem Unbekannten an, der aber sich selber sonderbar zurückhalte, andere als Führer vorschiebend, als fühlte er sich nicht würdig an der Spitze zu stehen.

In den letzten Apriltagen endlich wurde es auch in Anderhalden lebendig. In der dunkeln Frühe des 27. April zog abermals eine Schar bewaffneter Männer vom Dorf aus. Ihre Weiber standen in den Gassen und nahmen schweren Abschied, und der Pfarrherr segnete sie, ehe sie wegzogen. Auf die Jagdmatt in Erstfeld war eine Landsgemeinde entboten, die entscheiden sollte über Krieg und Frieden. Die Abziehenden und die Zurückbleibenden wußten aber jetzt schon, daß der Entscheid Krieg sein würde. Und der Entscheid war Krieg. —

Am 26. April 1799 ordnete der urnerische Oberanführer Vinzenz von Schmid zu Erstfeld seine Scharen.

Es war ein heller Tag; der Föhnsturm hatte sich gelegt, der seit langen Tagen die Täler durchbraust hatte; von seinen letzten Atemzügen zitterte die blaue Luft; die Sonne lag heiß über dem nach dem See hinab sich öffnenden Gelände. Oberhalb der ersten Erstfelder Hütten

lagerten die Urner. Der General schritt mit einigen seiner Offiziere von einem Haufen der bunt gekleideten und noch bunter bewaffneten Männer zum andern. Eine gewisse Hast war an dem mittelgroßen vierzigjährigen Manne; sein Gesicht war gerötet und eine heftige und mutige Erregung blitzte aus seinen Augen. In den Reihen der Landleute herrschte Schweigen; über den Jägern und Strahlern lag der verbissene Trotz, mit dem diese Zähen an schwere Arbeit gingen; nur zuweilen entrann einem Jungen, dem die Ungeduld aus den Augen sprühte, ein rasches Wort, ein Spottwort auf den Feind oder eines auf die eigenen Kameraden.

Nach einer Weile hielt Vinzenz von Schmid an einer Stelle, wo er seine ganze kleine Macht zu übersehen vermochte, und redete sie an. Er teilte seine drei Haufen und gab jedem seine Aufgabe, mahnte die Führer und feuerte die Untergebenen an; er selber war voll heiligen Eifers. Als er geendet hatte, blieb sein Blick an einem der Führer haften, der auf der äußersten Linken seines Heerhaufens stand, der einzige, der nicht Uniform trug. Er hatte ein bleiches Gesicht, dunkles, hängendes Haar und einen kühnen, unter düstern Brauen flammenden Blick. Er trug rohes Bauerngewand und schwere Schuhe an den Füßen; sein Haupt war bloß; in der Hand hielt er den Gemsstutzen.

„Ob er nicht noch zu jung ist?“ flüsterte der General dem neben ihm stehenden Leutnant Wolleb zu. „Laßt ihn!“ gab dieser zurück. „Die da drüben haben keinen andern haben wollen; sie sind wie versessen auf ihn.“

Da schritt der General zu dem Bauern hinüber. Als er näher kam, sah er, daß die wetterfestesten und stärksten Männer, Jäger, Hirten und Alpknechte, hinter demselben standen.

„Ihr habt Eure Aufgabe begriffen, Indergand?“ fragte der rasch herantretende General.

„Ja,“ antwortete jener kurz. Dann wies er, den Arm ausreckend, nach dem Dorfende: „Die Besatzung sammelt sich! Machet dort erst rein, bevor wir talwärts gehen!“

Am Dorfeingang stand die kleine Franzosenschar, die die Besatzung von Erstfeld gebildet hatte, gefechtsbereit. Vinzenz von Schmid schien ein rascher Gedanke zu kommen. „Geht mit Euren Leuten hinüber und verjagt sie!“ befahl er.

Der Albin richtete sich empor, als schnellte eine Feder in ihm. Er gab kein Wort zurück; sein Blick überflog die fünfzig Männer, die hinter ihm standen. „Jetzt!“ sagte er nur, als wären diese lange dessen sicher, was sie zu tun hätten. Der Haufe löste sich von den andern und glitt ungeordnet, aber wie der Jäger auf das Wild springt, vorwärts. Nach wenigen Minuten hallten die ersten Schüsse aus den Hütten.

„Der verliert keine Zeit!“ brummte ein alter Soldat, der in fremden Diensten gestanden und seinen Platz in der Nähe des Oberanführers hatte; das Auge blitzte ihm tatenlustig.

„Vorwärts!“ gebot da Vinzenz von Schmid. Und nun setzte sich eine ganze Schar in Bewegung dem Dorfe

zu. Sie kamen gerade recht an die Hütten, um die Franzosen auf der Straße von Bötzlingen fliehen zu sehen. Bei den letzten Häusern standen die Männer des Albin Indergand und sandten ihnen die letzten Schüsse nach.

Als der General sich näherte, trat der Indergand von einer der Hütten herüber und sprach ihn an: „Die schaden nicht mehr! Mit Verlaub gehe ich, wie es bestimmt gewesen, über die Reuß und zur Linken.“ Der General nickte nur. Dann verstummten die Schüsse, und im nächsten Augenblicke teilten sich die Haufen in drei Abteilungen; die am weitesten zur Linken zog und die Reuß überschritt, war die des Albin Indergand.

Dieser schritt ihr voran und nahm den Weg gegen Attinghausen. Eine kleine Abteilung welscher Soldaten, die dort lagen, überfielen sie und machten sie nieder, als sie sich wehrten. Zwei aber, die der Albin entwaffnet hatte, zwang dieser mit der bloßen Kraft seiner Arme im Nahekampf und band sie; denn das Morden war ihm zuwider.

Als sie an der Kapelle sich sammelten, schollen Schüsse von der Schächenbrücke herüber, wo die anderen Abteilungen mit französischen Verstärkungen in Kampf geraten waren. Der Albin horchte auf; einen Augenblick zögerte er. „Wir müssen dort hinüber!“ wandte er sich dann an seine Schar.

Da, als sie eben sich ihm zu folgen anschickten, glitt ein Bub hinter der Kapelle hervor, außer Atem und schweißbedeckt. Der etwa Zwanzigjährige hatte blondes Kraushaar und ein gesundfarbiges Gesicht mit offenen

Zügen; er trug ärmliches Gewand. Als einzige Waffe hielt er ein kurzes Beil in zerarbeiteter Faust. Er drängte sich durch die Reihen der andern, bis er den Albin erreichte. Den sah er mit seinen kecken Augen fest an und stieß aus keuchender Brust die Worte hervor: „Ich will mit dir, Bruder!“

Nun erst sah dieser ihn schärfer an, und obgleich viele Jahre vergangen waren, seit er den Joseph, seinen Bruder, gesehen, erkannte er in seinem Gesicht die Züge der Mutter wieder. Ein fremdes Gefühl ergriff ihn und überwallte ihn heiß; es mochte das Blut sein, das sich meldete. Er streckte beide Hände aus und ergriff die des andern. Er würde ihn an sich gedrückt haben, wenn nicht das Kampfgetöse von Osten her ihn gemahnt hätte, wo er stand.

„Ich komme von Erstfeld,“ erzählte der Joseph hastig; „durch den Wald habe ich mich von Flüelen dorthin geschlagen; die Wege sind voll Franzosen. Ich suchte dich dort. Die Weiber wiesen mich hierher. Willst du mich mitnehmen?“

„Komm!“ war die Antwort des Ältern. Darauf wendete er sich feldein. Die Männer folgten ihm und der Joseph blieb ihm dicht zur Seite. Die Brüder wichen darnach tagelang keiner aus der Nähe des andern. Der Albin warf sich an der Schächenbrücke den Franzosen in die Flanke; er brach ihren Widerstand; er half sie aus Bürglen vertreiben und sie bis an den See und auf die Schiffe drängen. Seine wilde Tapferkeit, sein ungestümer Mut entschieden überall, wo die Feinde sich stellten. Der

General wies ihm und seiner Schar, als er zu Flüelen und rund um den oberen Teil des Urnersees seine Truppen in Verteidigungsstellungen brachte, mit den Hilfsvölkern aus Nidwalden und Schwyz die Wacht am Bolzbach und um Seedorf zu. Und alle die Zeit, während die Schiffe des französischen Generals Soult mit dem Angriff auf Flüelen drohten, war kein Platz besser geschützt als der, wo der Albin Indergand stand.

Dennoch war, ohne daß einer von allen, die ihm nahe waren, es ahnte, in dem Albin etwas, das sein Feuer dämpfte. Es hatte ihn am ersten Tage beim Sturm an der Schächenbrücke erfaßt und war wie eine plötzliche Zaghaftigkeit. Er drängte es nieder; seine düstere Braue und seine festgeschlossenen Lippen verrieten nie, was in ihm war; aber wenn der Joseph im Gedränge des Kampfes von seiner Seite kam, wich alles Blut aus seinem Gesicht, und er wendete sich, unbekümmert um das, was um ihn vorging, und wie von einem dunkeln Zwange getrieben nach jenem um. Das war die neue Leidenschaft, die ihn erfüllte, eine plötzliche wilde Liebe zu dem lang entbehrten Bruder.

Die Tage vergingen unter Geplänkel mit dem Feind und scharfem Wachen. Die Schar des Albin lagerte wohl verborgen in dem waldartigen Buschwerke, das den Einfluß des Bolzbaches in den Urnersee verkleidet. Sie vermochten von ihrem Lager aus das ganze Tor zu übersehen, das allein den Feinden Einlaß gewähren konnte, das ebene Gelände von Flüelen, wo Schmid und seine Hauptmacht hielten, den waldigen Axen, wo die Schwyzer

und Zuger verborgen wachten, und diesseits Bauen und Seelisberg, wo Unterwaldner und Urner lagen. Dicht vor ihnen lag der schöne klar-dunkle See, der das Bild der Berge und das des wolkenlosen Himmels zurückwarf und so still und friedlich war, als wühlte nicht der Föhn manchmal seine innersten Tiefen auf. Tagsüber war ein Hin und Wider von Kommenden und Gehenden; abends saßen die Bauern in Gruppen beisammen, die Gewehre bei der Hand. Es durften keine Feuer brennen, damit ihre Stellung nicht dem Feinde verraten werde. Die beiden Brüder saßen abseits von ihnen, und zuweilen flogen die Blicke der andern neugierig zu den ungleichen Buben hinüber, dem hellhaarigen, der in seinem ganzen Wesen eine fröhliche Heiterkeit hatte, und dem verschlossenen andern, dessen Gesicht trotz seiner jungen Jahre etwas Hartes hatte. Es war seltsam, wie die Bauern sich dem letztern unterordneten. Er war nicht hochfahrend, wie die Jugend es leicht wird; in seiner Art zu befehlen lag nichts Militärisches; er redete zu ihnen, wie Bauern auf Feld und Matte zueinander reden; aber wenn der Augenblick zu handeln kam, nahm seine Stimme einen sonderbar erzenen Klang an, so als schlüge Stahl auf Stahl, und jedes dieser Worte hatte Gewalt über die, die ihm folgten. In seiner Entschlossenheit, seinem stillen, aber im Augenblicke des Entscheides kühnen Wesen lag auch der Grund, warum sie an ihm hingen. Auch darin, daß sie ihn nie ganz begriffen. Es lag in den Blicken, mit denen sie nach ihm sahen, zuweilen eine leise Scheu, als erblickten die einfachen, wenig grübelnden in dem aus ihrer Mitte

hervorgegangenen einen, der nicht mit ihrem Maße zu messen war.

Am Abend des siebenten Mai saßen die Brüder auf einem weichen Grasplatze, mehr seitab als sonst von den anderen, deren Stimmen undeutlich herübertönten. Der Albin war zu Flüelen gewesen und vor kurzem zurückgekehrt. Es verlautete, der Hauptangriff der Franzosen auf Uri würde nicht lange mehr auf sich warten lassen. Der Gedanke an die nahende Entscheidung ließ die Landleute leiser sprechen und machte ihr Wesen düsterer. Die Luft war noch schwer von der Glut eines überwarmen Tages; der See lag regungslos und rein.

„Komm! Vielleicht sitzen wir zum letztenmal beisammen," sagte der Albin zu dem Bruder, als er ihn zu der Stelle, wo er saß, hinüberrief. Der Blonde blickte fast erschreckt auf. Es war etwas knabenhaft Leichtsinniges und Lebensfrohes in ihm; der Tod war für ihn der graue Schrecken, ohne daß es ihm an Mut fehlte. Sie ließen sich nieder und kamen weiter ins Gespräch.

„Sterben möchte ich nicht gerade gern," sagte der Joseph mit halbem Lächeln. Der Albin gab keine Antwort. Seine Gedanken wanderten. Erst nach einer Weile riß ihn der Joseph aus seinem Sinnen. „Denkst noch daran, wie wir daheim in der Laui-Eck-Hütte gesessen sind?" fragte er. Der Albin nickte.

„Es ist anders jetzt," sagte der Blonde. „Wo mögen die anderen sein, die Brüder?" fuhr er sinnend fort und dann mit einem leisen Schnaufer: „Jetzt sind wir beide doch noch zwei Rechte geworden!"

Der Albin blieb wortkarg. Aber der Joseph legte ihm auf einmal die Hand auf ein Knie. „Ist keine zu Anderhalden zurückgeblieben, die um dich jetzt Kummer hat?“ fragte er mit heißen Wangen.

Der Albin schien zu erwachen. Er lächelte. „Um dich kümmert sich scheint's eine?“ Des andern Augen leuchteten. „Es ist schon hart,“ bekannte er; „seit vier Wochen erst wissen wir, wie wir miteinander stehen, und jetzt habe ich fort müssen!“

Der Albin schaute schon wieder ins Leere; er wußte nicht, warum plötzlich das Bild der Heinrike vor ihm stand, klar, deutlich, als schritte sie vom Ufer herauf auf ihn zu. Seit der heißen Zeit, als das mit der Gret gewesen war, hatte er mit keinem Gedanken an ein Mädchen gesonnen. Die Freundschaft für die Heinrike war wie eine freundliche Sonne auf seinen Weg gefallen; aber jetzt, da der Bruder von seiner Liebe sprach, flutete es ihm wie ein heißer Strom zum Herzen. Ob die Heinrike seiner in dieser Zeit gedachte? Und wenn er starb, für das Land starb, ob sie stolz sein würde? Es litt ihn nicht an seinem Platze; er sprang auf und wandte den Blick seewärts; er lechzte nach einer großen Tat. Daß jetzt die Feinde kämen! Aber es lag alles still und dunkel. Vom See her kam ein leises Glucksen, traumhaft, einschläfernd; die gewaltigen Leiber der Berge wuchsen aus der dunkeln Flut empor und warfen ihre Schatten weit in dieselbe hinein. Über ihnen war der helle Himmel; milder Sternenschein brach durch seinen Grund.

Der Albin stand, spähte und lauschte. Als er sich einmal zurückwendete, sah er, wie der Joseph sich hingestreckt hatte und die Lider ihm blinzelnd über die Augen sanken. „Mich kommt der Schlaf an,“ sagte dieser, als er des Bruders Blick auf sich fühlte, und richtete sich halb verschämt empor. „Schlaf!“ mahnte der Albin, „es wird bald genug Arbeit geben.“ Da legte sich der Jüngere nieder; es dauerte nicht lange, bis er schlief.

Der Albin wanderte umher; er streifte von Lager zu Lager und wußte nicht, was ihn trieb. Es war ihm, als sei er berufen, über alle zu wachen und allen zu gebieten. Aber während er vorüberging, redete er keinen an. Sie sahen ihn kommen, scharfäugig spähen und gehen. Manchmal fragte einer: „Wer war das?“ Und ein anderer gab Bescheid: „Der Bauer, der die Anderhaldener führt.“ Und sie folgten seiner kraftvollen Gestalt mit erstaunten Blicken.

Es war gegen Morgen, als der Albin an den Lagerplatz seines Bruders zurückkehrte. Er war bis nach Flüelen hinübergewesen, hatte auch nach dem General gespäht und ihn nirgends gesehen. Nun stand schon ein grauer Streifen Lichtes über dem Axen, und die Frühnebel entstiegen dem See. Eben als er unter seine schlafende Schar trat, von denen nur hier und dort einer erwachend sich emporrichtete, sah er eine Bewegung auf dem dunstüberwogten See, als brächen Schiffskiele die Nebel. Mit einem Ruck hielt er an. Da sah er deutlich eine Anzahl Schiffe sich nähernd bewegen, und plötzlich brach ein Knattern die Stille von Westen her. Von Beroldingen herüber schollen

Gewehrschüsse, einzelne zuerst; dann folgte ein Gewirr zischender Laute.

Es wurde lebendig in den Lagern. Der Albin preßte die Lippen zusammen; sein Gesicht veränderte sich; eine Rinne riß sich in seine Stirn. „Auf!" befahl er in einem Tone wie Metall. Die Bauern fuhren zu den Waffen. Er wies einen von ihnen an, daß er die Leute an derselben Stelle halte, bis er selber zurücksein würde. Dann stürmte er fort; der Oberbefehlshaber mußte gefunden werden; es war bei seiner Rückkehr schon an manchem Ort ein vergebliches Fragen nach ihm gewesen. Als er Flüelen erreicht, traf er auf andere Führer; er wechselte ein paar Worte mit ihnen. Ein Blick auf den See hatte ihn belehrt, daß die Schiffe des Feindes sich näherten; schon warfen die vom Axen her den Tod auf sie; die Franzosen steuerten von dem gefährlichen Ufer ab, mehr westwärts.

Beim Hause angekommen, in dem Vinzenz von Schmid im Quartier lag, flog der Albin die Treppen hinan und riß die erste Türe auf, auf die er stieß. Er trat in einen fast leeren Raum; aber vor einem Heilandsbilde kniete gewaffnet der General. Da faßte Zorn den Buben. „Betet nachher!" stieß er heiser vom raschen Laufe hervor. „Wollt Ihr hier warten, bis Euch die Franzosen das Amen sprechen?"

Vinzenz von Schmid richtete sich empor. Auf seinem Gesichte waren die zwiespältigen Gefühle zu lesen, die ihn vor das Kruzifix getrieben hatten: Ehrgeiz und heimliche Verzagtheit. Er schien das Unbotmäßige, das in seines

Untergebenen Worten lag, nicht zu bemerken. „Kommt!" befahl er; dann schritt er rasch hinweg und eilte dem Albin voran an den Strand, wo eine Wallbüchsenbatterie dem Feind entgegengestellt war. „Zurück zu Euren Leuten," gebot er im Hasten dem Begleiter, „und haltet wacker stand!" Dieser gehorchte. Er eilte nach dem Bolzbach. Den General sah er nicht wieder; um ein weniges später traf denselben am Eingange des Gruntals, wohin er zur Abwehr eines feindlichen Angriffs geeilt war, die tödliche Kugel.

Als der Albin seine Bauern erreichte, fand er sie scharf auslugend in den Büschen des Seeufers verborgen. Von Bauen her scholl das Kampfgetöse heftiger denn zuvor und näherte sich langsam. Nach einer Stunde zogen sich 120 Unterwaldner heran, die der Übermacht weichend sich vor einer der französischen Abteilungen zurückgezogen hatten, welche von Seelisberg her gen Bauen niedergestiegen waren.

Um 5 Uhr morgens schwenkte eine Anzahl Schiffe des französischen Generals der Stelle zu, wo der Albin mit seinen Leuten lauerte. Als dieser die Bewegung sah, richtete er sich leicht empor: „Daß keiner einen Laut gibt!" stieß er mit verhaltener Stimme hervor. Es wurde ein atemloses Schweigen; aller Augen hingen an des Albin Gesicht: keine Miene zuckte darin. Er kniete hinter einem Busche, ruhig wie aus Stein gehauen. Eine lange Weile verging. Der Joseph kroch neben den Bruder hin; die Ungeduld der Jugend drängte ihn vor. Da griff der Albin nach der Hand des Blonden und drückte sie schmerzhaft: „Bleib, wo du bist! Und rühr dich nicht!"

Die lastende Stille hielt an. Die französischen Schiffe kamen näher und näher; es schien, sie hielten das Ufer für verlassen. Schon war Mann für Mann auf den Booten zu zählen. Die Urner erhoben sachte die Gewehre zum Schuß; in manches Auge glänzte die Jagdbegier, die ihn erfaßte, wenn er auf Hochwild ging. Die Ungeduld packte den und jenen. Aber der Albin sah noch immer regungslos hinüber nach dem Feinde.

„Jetzt wär's Zeit!" brummte einer hinter ihm.

„Freilich, Zeit wär's!" gaben andere lauter ihrer Ungeduld Ausdruck. Da wendete sich der Albin und blitzte sie mit einem wilden Blicke an. „Ihr wartet!" sagte er, und er hatte Gewalt über sie.

Und wieder verrann eine Weile. Dann kam vom Ufer herauf ein Knirschen. Eines der Schiffe war unten aufgelaufen. Und nun brach des Albin Stimme schmetternd und hell in das Schweigen seiner Leute: „Jetzt!" Ein ohrenbetäubendes Krachen folgte. Das Bolzbachholz schien in Flammen zu stehen, und aus den grünen Büschen fuhren in strahlenden Garben die Blitze. Drunten bei den Schiffen Todesschreie und Kommandorufe! Ein wirres Durcheinander stürzender, sinkender Menschen! Vereinzelte Schüsse fahren als Gruß zurück in das Gehölz. Da bricht zum zweitenmale der Tod aus hundert Kugeln aus diesem hervor, und abermals splittert das Holz an den Booten und stürzen die welschen Soldaten wie das arme, verwirrte Wild auf der Treibjagd eines großen Herrn. Und „Jetzt!" gellt es noch einmal über die Schar der Urner. Der Albin hebt sich über das Buschwerk hinaus; er

schwingt das Gewehr in den Händen und stürzt aus seinem Verstecke hervor; die Bauern wie die lechzende Meute ihm nach. Sie kommen über die Franzosen, wie wenn ein plötzlicher Föhnsturm aus den Urnerbergen bräche. Jetzt sind sie am Strand, im seichten Uferwasser jetzt... und ob auch einzelne fallen, die ein kaltblütiger Schütze zum Ziel sich zu erlesen Zeit gefunden, mit den Händen meistern sie die Boote, stürzen sie um, und unter den Welschen, denen die Wucht des Ansturmes die Tatkraft lähmt, wüten das schwere Holzbeil und der Gewehrkolben. Ein paar nur entkommen; der See färbt sich rot; er empfängt noch nie erhörte köstliche Bäche von Menschenblut.

Noch dauerte das Morden, da erhob sich der Albin aus einem der Boote. Er war der Gegner ledig und stand ganz allein in dem mit Toten gefüllten Fahrzeug. Als er sich umsah, war ihm, als tönte das Schlachtgetöse, das von Flüelen herüberscholl, ferner, so als hätte der Feind sich dort Einlaß erzwungen, und schärfer auslugend sah er, wie neue Schiffe sich bei Flüelen vom Ufer lösten, die Kiele gegen Seedorf gerichtet. Da warf er sich ins Wasser und watete ans Land. Die letzten Welschen fielen unter den Streichen der Bauern. Dann tönte seine helle Stimme: „Der Feind hat Flüelen erobert und wendet sich herzu!" Es ging wie ein Ruck durch die Reihen der Bauern, und gleich gedrillten Soldaten scharten sie sich um ihn. Die Unterwaldner kamen heran, die Schwyzer und die von Erstfeld, die weiterhin die Ufer besetzt gehalten. Sie standen unter ihren eigenen Führern; aber es war, als wäre ihnen keiner vorgesetzt als der Indergand.

Ihre Führer selber drängten sich an ihn, als hätte von ihm zu kommen, was getan werden mußte.

„Werft den Landsturm gen Seedorf! An den Bolzbach mit den Wallröhren! Die Schützen gehen mit mir!“ Das kam klar wie langerwogene Rede aus seinem Munde.

Die Bauern stürmten an ihre Plätze. Mit den Schützen warf sich der Albin in die Büsche bei Engisort, wo bewaldeter Fels sich in den See verläuft. Es lagerte sich wieder jene tiefe Stille über der lauernden Schar wie vordem, als sie im Hinterhalte lagen. Von Westen nach Osten scholl noch der Kampflärm herüber; die Sonne stieg golden über den Axen herauf; in den Büschen am Bolzbach spielten die ersten Lichtfunken.

Es wurde 8 Uhr, bis die Franzosen langsam und vorsichtig dem Ufer näher zogen, das Direktorialschiff, auf dem die Fahne des Generals Soult wehte, und rings um dasselbe, es langsam überholend, Nauen um Nauen. Sie waren nur wenig mehr vom Ufer entfernt, als der erste Schuß von den Booten nach der Wallbüchsenbatterie hinüberfuhr. Mann an Mann war auf den Nauen zu zählen. Da flog wiederum das Rot der Erregung die Wangen des Albin Indergand an. Und „Jetzt!“ befahl er. Zum zweitenmale sauste der Regen der Todesgeschosse aus dem Buschwerk; ein Schießen begann, gegen das die grause Jagd vom Morgen ein Kinderspiel gewesen. Wiederum wachsen die roten Blutrosen im See. Aber ein anderer Wille lenkt diesmal die Welschen und wird der ersten Verwirrung Herr. General Soult läßt eine Anzahl seiner Boote zur Linken steuern; in weitem Bogen

gleiten die Schiffe der Artillerie um das Gehölz; dann werfen sie ihre schweren Kugeln unter die Unterwaldner, die dort in den Büschen liegen. Diese weichen vor dem Hagel von Geschossen; aber sie ziehen sich nur zu den Urnern zurück und sammeln sich wieder, da der Blick des Albin Indergand adlerartig über ihnen ist. Dieser weist ihnen mit ausgestrecktem Arme die andern Schiffe, die der französische General indessen unweit der Mündung des Bolzbaches ans Land treiben läßt, und stürzt sich an ihrer Spitze zum Ufer hinab. Das Morden hebt abermals an. An der Seite des Albin steht bleich mit verbissenem Munde der Junge, der Joseph, und es ist zwischen den zweien, als wachte der Bruder über dem Bruder und achtete des eigenen Lebens nicht. Am Strand sind die Urner und Unterwaldner Meister; die Welschen düngen mit ihrem Herzblut den kargen Boden; aber die Wallbüchsen schweigen, und plötzlich fliegen welsche Kugeln gegen Seedorf. General Soult scheint allgegenwärtig. Der Albin Indergand schaut sich um wie ein erwachender Leu; seine Sehnen spannen sich, er wächst. Drüben wanken die Landstürmler; ihre Reihen verwirren sich. Und während der Albin noch nach dem späht, was in seinem Rücken geschieht, dringen die Franzosen mit erneuter Wut vom Ufer her auf seine Schützen ein. An diesem Augenblicke hängt das Geschick des Kampfes.

„Haltet stand! Jeden Fußbreit! Haltet stand!“ gellt des Albin Stimme, und dann, als die Überzahl vom Ufer her in stummer Wut sie mehr bedrängt, keucht er heiser und verbissen: „Haltet sie im Auge und geht gegen Seedorf zurück!“

Langsam weichen die Urner; jeder Baum und jede Hütte ist den Schützen Schutz und Standort. Den Weg, den sie gegangen sind, bezeichnen zuckende Leiber. So erreichen sie Seedorf. Bei den Häusern des Ortes entbrennt der Nahkampf. Die Landstürmler haben sich gewendet, die Reihen des Albin füllen sich. Beim Kloster steht er selber vor der Schar und der Joseph neben ihm. Das Gesicht des Albin ist weiß; Schweiß rinnt aus dem dunkeln Haar; aber seine Augen flammen, seine Gestalt ist hochgereckt, und die Arme, die das Beil statt des unnötig gewordenen Stutzens schwingen, kennen kein Ermatten. Sie halten dem Feinde stand, lang, unablässig.

Da raunt etwas durch die Schar der Streitenden: Vinzenz Schmid ist bei Flüelen geblieben, die Genossen fliehen gegen Bürglen! Woher ihnen die Kunde kommt, vermag keiner der Vorderen zu sagen; es mag ein Flüchtiger sie ins Dorf getragen haben; aber lähmend legt es sich über die Ermattenden. Die Kunde dringt auch zu des Albin Ohren. Da schreit es in ihm auf: Jetzt ist deine Zeit! Blitzartig durchzuckt es ihn: Der Führer fehlt! Nun mußt du es können! Rette du das Land! Eine unsägliche Kraft schwellt ihm die Glieder. Seine Sinne flammen. Sammle die Heerschar! Ein gewaltiger Plan, wie er sie zurückführt, wie er alle Flüchtigen heranzieht an eine der Gottesschanzen im Lande, steht plötzlich fertig in ihm und klar, als leuchteten Lichter in seinem Gehirne. Schon wendet er sich und winkt einen der Unterführer heran; da wankt der Joseph, hebt das Beil, das er in der Rechten hält, noch einmal mit kraftlosem

Schwunge; dann entfällt es den ohnmächtigen Fingern. Die Knie sinken ihm ein und langsam knickt er zusammen.

Der Albin hat ihn nicht fallen sehen; aber irgendwie weiß er, daß er ihm fehlt. Eine heiße Angst fährt ihm zu Herzen, die so übermächtig ist, daß alles andere vor ihr vergeht. Er sieht sich um, sieht den Buben liegen; aber schon drängt der Feind über ihn her. Nun kennt er sich selber nicht mehr. Die ersten, die dem gefallenen Joseph sich nähern, wirft er mit den Fäusten zurück; mit den bloßen Fäusten schlägt er eine Bresche in den Keil der feindlichen Schar. Hinter und neben ihm mähen seine Bauern mit neuer Kraft eine grause Mahd. Er bückt sich und reißt den Körper des Bruders auf, reißt ihn empor und hebt ihn auf die Schulter. Seine Kraft ist ohne gleichen. Und das Beil ergreift er, das ihm just zur Hand liegt, und keucht ein „Zurück!"

Da weichen die Urner. Das Gesicht dem Feinde zugewendet, ziehen sie sich langsam, immer kämpfend, zurück, dem Dorf Attinghausen zu. Inmitten aller ragt der Albin Indergand, der den verwundeten Bruder über der Schulter trägt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Nacht lag über Anderhalden. Über dem Mattentale stand dichtes Gewölk; im Osten war der Himmel lichter; dort segelten weiße Wolkenfetzen über die Spitzliberge; sie waren wie eine Schar weißer Gestalten, die

lautlos über die Felsen eilen. Zuweilen schien der blaue Himmelsgrund hindurch; manchmal trat die helle Mondsichel hervor. Wenn der blendende Halbkreis scharf begrenzt am dunkeln Himmel stand, trat die Kapelle auf dem Hügel aus den Nachtschatten, weiß und groß, wie eine Burg.

Eine kampf- und wegmüde Schar klomm den Weg vom Weiler nach Anderhalden hinauf. Viele waren waffenlos, viele hatten notdürftige Tücher um klaffende Wunden geschlungen. Aber sie gingen alle mit ruhigen, finstern, festen Gesichtern und gingen eng beisammen, an die Siebenhundert. Der Albin Indergand schritt ihnen voran, ein blutiges Beil im Arm. Auf einer Bahre aus frisch geschlagenen Stämmen trugen sie den Joseph. Der war wach, hatte ein Gesicht bleicher als das Mondlicht, wenn es in die Talmulde quillt; seine Augen hingen groß an den Bergen; er schien zu sinnen, aber er klagte nicht, wenn das Schreiten der Träger seinen sterbenskranken Körper erschütterte.

Der Föhn wimmerte in der Mattenbachschlucht, die jungen Blätter der Wildeschen rauschten traumhaft. Der Zug wand sich am Kapellenhügel empor. Der Albin sah die weiße Kapelle von dem Hügel winken. „Da oben werden wir stehen!“ sagte er laut und zu den ihm Folgenden zurückgewendet. „Wenn die Liviner kommen und die Walliser, sollen die Welschen sich blutige Köpfe holen.“ Wenn die Liviner kommen und die Walliser ... das ging murmelnd weiter durch die ganze Schar, und ihr verbissener Trotz verschwieg den drohenden Nachsatz.

Als sie unter der Hütte des Präses hindurchzogen, sagte der Albin: „Wir lagern bei der Kirche. Wenn der Tag kommt, muß er uns am Ort finden!“ So stieg der Zug zur Kirche empor. Als sie oben anlangten, schwamm der Mondkreis brennend hell in einem dunkeln See wolkenlosen Äthers. Das Kreuz auf dem Kapellenturme warf leise Flammen.

Das Dorf war verlassen gewesen; aber die Kirchentüre stand offen, und durch sie sahen die Männer das Gotteshaus von Weibern, Kindern und Greisen angefüllt. Der Pfarrherr stand auf den Altarstufen, der alternde Mann; seine Blicke gingen mit einem seltsamen Schimmer über die Versammelten; eine Wohltat unsäglichen Erbarmens leuchtete daraus. Er hielt die Hände auf der Brust gefaltet und betete vor. Seine Stimme ging in dem Murmeln der anderen unter und tauchte voll Wohlklang aus ihm wieder auf, wie ein Kahn, der auf erregtem Meer schwebt. Da mußte das Geräusch der Nahenden zu ihm gedrungen sein. Er schritt durch die von wenigen Kerzen erleuchtete Kirche hinaus, just als die Träger die Bahre des Joseph auf die Granitfließen des Vorhofs setzten. Sein bleichendes Haar stach von seinem schwarzen Talar ab; die klugen Augen waren halb trübe, halb freudig auf die Ankommenden gerichtet. Er streckte ihnen die Hände entgegen; sie entblößten das Haupt fast unbewußt; das Ehrwürdige seines Wesens und die Feierlichkeit der Stunde zwang sie. Hinter ihm drängten die Weiber in die Tür und an ihm vorüber; sie mischten sich unter die Schar der Männer. Eine Weile verging, bis die, die

zusammengehörten, sich gefunden hatten; halblaute Freudenschreie und Schluchzen tönten aus der Menge heraus.

Der Albin Indergand stand vor dem Pfarrherrn. Er war fast zögernd herangetreten. „Ihr habt es gehört, wir sind geschlagen,“ sagte er mit bleichem Gesicht. „Aber“ — er preßte die Zähne zusammen — „hier wollen wir sie erwarten!“ Da stöhnte der Joseph leise neben ihm, und sein Wesen verwandelte sich jäh. „Versorgt mir den!“ sagte er mit sonderbar weicher Stimme. „Es ist der Joseph, mein Bruder. Er hat eine schwere Wunde in der Brust.“ Und über die Bahre sich beugend stützte er den Bruder, der sich aufzurichten versuchte.

In diesem Augenblicke traten zwei Frauen heran. „Laßt ihn zu uns tragen!“ sagte die Ältere; „alle Stuben sind für Verwundete gerüstet.“ Der Albin erkannte die Hanna, das Weib des Zum Brunnen. Sie war ganz weiß; das lichte Haar schimmerte fahl wider ihr dunkles, festes Gesicht. Ihr Blick aber war hell und offen wie je; nur um den Mund war eine herbe Falte gezeichnet. Neben ihr stand die Heinrike, schlank und hoch und mit demselben warmen Lichte wie früher in den dunkelblauen Augen. „Wir werden für ihn sorgen,“ sagte sie einfach.

Der Albin sah zu ihr auf, richtete sich empor und reichte ihr die Hand. „Ich danke dir,“ entgegnete er still.

Der Joseph rührte sich wieder. Als der Albin sich über ihn beugte, flüsterte er: „Die Hütte — das Laui-Eck — sehen möchte ich es!“

Der Albin faßte selber die Bahre an. Mit Hilfe eines andern schaffte er den Bruder hinter die Kapelle

an die Mauer, von welcher Ausblick auf das Laui=Eck war. Die Wolken über den Bergen waren verzogen; der blauschwarze Himmel allein hob sich hinter ihnen in mächtiger Wölbung empor und das Mondzeichen flammte daran. Die Laui=Eck=Hütte trat düster aus dem Schwarz der Lehne. Die Augen des Joseph, als sie ihn an der Mauer niedergelassen hatten, hingen am Himmel; er schien nach dem zu suchen, was er in der Erinnerung trug. Sein Blick glitt nieder bis an den Berg; dann wurde er scharf, ein erregtes Spähen glomm in ihm auf. Und als er noch tiefer sank und die Mauer ihm die Ausschau wehren wollte, hob sich der schwerkranke Leib, wie in einem Banne, höher und immer höher; die Hände faßten die Mauer an, und langsam richtete sich der Bub empor. Der Pfarrherr, der Albin und die beiden Frauen, die hinter ihm standen, wehrten ihm nicht. Es war eine seltsame Art an ihm; die Sehnsucht zum Leben flammte aus jeder Muskelzuckung des Schwergetroffenen; seine Augen sprühten von Lebensdurst, und während er stand, blühten seine Wangen in Rot, und das blonde junge Haupt war voll Kraft und einer fremden Schönheit. „Siehst du, Albin,“ sagte er plötzlich, „dort, dort sind wir daheim gewesen!“ Sein Arm deutete auf das Laui=Eck. Dann schien ein Taumel ihn zu fassen; er drehte sich blitzschnell. Dem Albin, der neben ihn getreten war, faßte er beide Hände, sonst wäre er gestürzt. Einen Augenblick standen die Brüder dicht beieinander, der dunkle, mächtige und der blondhaarige Bub; sie schienen seltsam ungleich und doch wie mit Banden aneinander gefesselt. Ihre Blicke tauchten ineinander,

als sagte jeder: Der Einzige bist du! Dann verlor der Blick des Joseph das Licht; eine leichte Feuchte blendete ihn. „Das Mädchen, — mein — zu Altdorf — suche sie —" stammelte er und tat die Lippen noch einmal auf, als wollte er den Namen nennen, der ihm lieb war. Aber er sank auf die Bahre. Der Albin spannte die Arme um ihn und ließ ihn nieder. Als der blonde Kopf die Decke berührte, die sie ihm untergeschoben hatten, tat der Bub einen Seufzer und streckte sich lang. Der Albin fuhr mit einer wilden Bewegung auf. Es war ihm, als sei ihm alles gestorben, was ihm lieb gewesen war. Selbst den Pfarrherrn übersah er, und das grimme Leid zuckte in seinen Zügen; aber als er den Augen der Heinrike begegnete, kam jäh eine fremde Ruhe und Ergebenheit über ihn.

Sie trugen den Toten zurück. Der Pfarrherr nahm ihn in seine Hütte.

Der Albin war ohne ein Wort weggegangen. Er mischte sich unter die Scharen, die unterhalb der Kirche an der Lehne sich gelagert hatten. Da ging er von einem zum andern, hatte für jeden ein Wort, und wo er vorbeigegangen, war es, als hätten die Männer neues Leben bekommen.

Der Rest der Nacht verging. Der Albin hatte jeden an seine Stelle gewiesen und diejenigen bewaffnet, denen die Wehr gefehlt hatte. Sie lagen bis zu den Weilerhütten hinab im Hinterhalt und hielten das enge Tal verschlossen. Eine Schar hatte der Albin talwärts gesandt, daß sie von einem Bergvorsprunge das Nahen des Feindes

übersähen. Von dort schollen die ersten Schüsse herauf, als noch der graue Frühschein in Säumen über den Bergen stand. Als der Albin sie hörte, trat er aus der Pfarrhütte, wohin er gegangen war, um an der Leiche des Joseph, die der Pfarrherr mit Tagesanbruch bestatten wollte, zu beten. Er eilte zu den Schützen hinab, die an der Hügellehne auf die nahenden Feinde lauerten. Kampflärm drang aus dem Walde herauf. Der Albin stellte sich unter die Bauern.

Der Tag ging golden über ihnen auf. Da hielt der Indergand sich nicht länger. „Seht euch um, wo wir stehen!“ sagte er laut. „Das Tal ist wie eine Gasse, Mauern zu beiden Seiten, die der Feind nicht überklimmen kann; nur das Tor heißt es halten!“

Als der Kampflärm sich näherte, sandte er zweihundert Schützen an die Lehnen der Spitzliberge. Just da kam ihm Botschaft, daß die getreuen Liviner, zweihundert an Zahl, im Dorfe angelangt seien. Er ließ ihrem Führer Camossi sagen, daß er sich ebenfalls an jene Lehnen stelle, denn es war ihm, als könne er dorthin nicht genug Leute werfen. Dann standen die Scharen diesseits und jenseits stundenlang, die Gewehre im Anschlag wie der Jäger auf dem Anstand. Das Getöse des Kampfes verstummte einmal; dann erwachte es von neuem und wuchs und scholl näher. Es kam dem Albin Nachricht, daß der Feind bergan dränge und seine vorgeschobene Schar von den Welschen, die den Weg ins Fellital erklommen, überhöht sei. Er ließ ihr entbieten, sie sollten sich fechtend heraufziehen zu ihm. Dann maß er die jenseitige Stellung mit

besorgtem Blicke. Noch immer schien ihm die Schar dort zu schwach. Da näherten sich die lang erwarteten Walliser vom Oberland her. Er sandte halberwachsene, schnellfüßige Buben ihnen entgegen, ließ zur Eile mahnen und wies ihnen die Lehne der Liviner zum Standort.

Er sah sie dort anlangen, als im Tale die ersten Schüsse der Welschen aufblitzten und die vorgeschobene Schar sich mit seinem eigenen Haufen vereinigt hatte. Auf einem Steinblocke sitzend hatte er bisher scheinbar in Sinnen verharrt. Jetzt aber richtete er sich auf; seine Züge wurden lebendig. Er trat hinauf bis an die Mauer, die den Kirchhof umgrenzte, daß seine Gestalt diesseits und jenseits sichtbar war. Auf seinen Stutzen gelehnt harrte er schweigend und geradeauf. Unter ihm und jenseits war tiefe Ruhe. Das Tosen des Mattenbachs drang herauf, der von Schneewasser stark war; zuweilen verkündete ein Schuß und ein auffahrendes Räuchlein, daß die Welschen sich näherten. Er sah sie heraufsteigen, vorsichtig, scheu fast, wie Leute, die Hinterhalte fürchten. Als die ersten zwischen den Weilerhütten sichtbar wurden, hob er den Arm; er winkte; seine Gestalt stand wider die blaue Luftlinie schlank und edel wie ein Baum. Als der Arm zur Höhe fuhr, krachten die Schüsse. Dann lagen die ersten Toten an den Weilerhütten.

Nun begann der Kampf. Wer durch das Engtal auf Weg oder Matte sich nahte, erlag den Kugeln aus der Höhe. Aber zähe hielten die Welschen stand; hinter jedem Stein setzten sie sich fest. Der Tag wurde heiß und wieder kühl. Des Albin Miene hellte sich. Als der Abendwind aus dem Mattenbach brach, hatten die Welschen noch

keinen Schritt Boden gewonnen. Da aber sah er Rauch aus den Tannen des Spitzlibergwaldes wirbeln, eine Reihe kräuselnder Wölklein. Er sah, wie die Liviner stutzten, wie die Walliser wichen, Schritt für Schritt! Er preßte die Lippen zusammen und seine Faust ballte sich. Noch überlegte er, wie er dem Unheil wehre, dachte daran, selber an die Lehne hinüberzueilen, da drängten die Welschen in Scharen aus den Weilerhütten, und des Todes nicht achtend, der vom Kirchhügel niederfuhr, stürmten sie wegaufwärts heran. Drüben wichen die Walliser und die unter Camossi rascher. Da sprang der Albin vor unter die Seinen und hieß sie stehen und feuerte selber den Stutzen mitten in die nahende Schar der Feinde. Der Streit wurde heißer, stiller, wie wenn zwei Ringer in wildem Trotze Leib gegen Leib gepreßt stehen. Noch einmal wichen die Franzosen vor dem furchtbaren Feuer, das die am Kirchhügel unter sie warfen; aber jenseits eilten die Walliser und Liviner an die Brücke zurück, die die Straße ins Oberland leitet.

„Der Feind umgeht uns!“ preßte der Albin heraus. Dann gebot er mit heiserer Stimme den Rückzug. Sie wichen gegen das Dorf hinauf. Als der Albin mit einigen Männern unter dem Hause des Präses eilig hindurchschritt, damit er diejenigen der Weiber und Greise, die noch nicht sich zur Flucht gewandt hatten, berge, trat ihm die Heinrike entgegen: „Der Pfarrherr hat deinen Bruder begraben und ist mit den Weibern geflohen. Nur vier sind hier geblieben! Sie pflegen die Verwundeten in unserer Hütte.“

„Sie müssen fort!" erklärte der Albin, und sein Gesicht war wie Stein.

„Und die Kranken?" fragte das Mädchen.

„Es sind Männer; sie müssen ertragen, was über sie kommt! Ich kann keinen entbehren, der sie fortschaffen könnte."

„So bleibe ich!" sagte die Heinrike fest.

Der Albin zögerte. Die Schüsse der Welschen klangen näher. Das Dorf füllte sich mit Fliehenden. Die Zeit drängte.

„Du gehst!" gebot er. „Alle andern mit dir. Wer zu krank ist, muß gewärtigen, was ihm geschieht. Kommt!"

Er gewann in raschem Ausschreiten den Dorfplatz. Die Heinrike schritt neben ihm, als ginge sie in seinem Banne. Sein Ruf sammelte die fliehenden Streiter, die Verwirrung erfassen wollte. Er trennte eine kleine Schar von seinem eigenen größeren Haufen und gab ihnen die Weiber in die Mitte. „Wir halten die Wattingerbrücke! Ihr steigt ins Mattental! Über die Mattenwand hinauf findet ihr den Weg in die Voralp zu den Unseren." Gehorsam zogen sie ab.

Zwischen der Heinrike und dem Indergand ging kein Wort. Nur bevor er, die Seinen überragend, von der Wegwindung verschwand, war es, als hätte er auf und nach ihr hingeblickt. Dann nahm die kleine Schar Fliehender den Weg zum Vielkreuz hinauf.

Als er das Dorf hinter sich hatte, ließ der Albin das Horn blasen. Ein breitschultriger Bauer trug es. Der wohlbekannte Ton, der schon die Väter zum Streit

gerufen, schlug auf; von den Wänden schlug er zurück gleich dem Gebrüll eines wunden Stieres. Da stoben verstreut Männer aus den Hütten und an den Hängen herauf und stürmten zu der Schar, und eine Abteilung, die bisher die Welschen zurückgehalten, zog sich fest zusammengeschlossen vom Kirchhügel herab.

Die Liviner und Walliser hielten an der Reußbrücke dem Feinde noch stand. Da brach von der Anderhaldener Straße her das Feuer der Urner in die Reihen der Welschen, die jenseits standen. Sie wichen zurück. Und abermals brüllte das Horn auf. Der Albin warf sich an die Spitze der Seinen und gewann im Sturmlaufe die Brücke. Dort die Waffenbrüder ablösend setzte er sich fest und hielt den Fremden stand bis zum Abend. Dann zogen sie sich langsam und unverfolgt gegen Göschenen hinauf.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Männer stiegen durch den dunkeln Wiggenwald ins Voralptal hinauf, über braunen, nadelbesäeten Boden, in welchen graue Wurzeln geklammert waren, und aus dem hier und dort ein Busch oder ein paar Farrenblätter sich erhoben. Die beiden gingen hintereinander, langsam mit gleichmäßigen weggewohnten Schritten. Die Leiber, deren zerrissenes Gewand von schwerer Fahrt zeugte, waren ungebeugt und keine Müdigkeit schien an ihnen. Aber die bloßen Häupter waren gesenkt wie bei Trauernden;

ihre Gesichter waren finster; sie hatten seit Stunden kein Wort zusammen geredet.

„Da ruhe ich mich aus," sagte der, der hinter dem andern ging, als an ihrem Wege inmitten einer Lichtung ein heller Quell aus zerrissenen Felsen schoß. Er warf sich nieder und streckte die starke Gestalt auf den weichen Grasgrund, dessen Grün hell und jung war wie Erstgras. Er schöpfte mit beiden Händen das kalte Wasser und trank in langen Zügen. Der lange blonde Bart quoll in den Bach, und das Wasser spielte mit den Fäden wie mit eingelegtem Flachs. Sein Gefährte zögerte. Er stand an den Felsen gelehnt, zu dessen Füßen der Quell rann; sein Arm, der bloß und wie von Pulverdampf gedunkelt war, lag über dem grauen Steine zum Halt; sein Gesicht war der Höhe zugewendet, wo die bleiche Sonne an der höchsten Spitze der grauen Salbitwand spielte. Sein Blick war dunkel, wie verhalten in der Höhle des Auges; über seinem Gesichte lag es wie Groll, daß da oben die Sonne schien. Eine Weile blieb es wieder still. Der Blonde, dessen offenes, starkes Gesicht sich erhellt hatte, als löste sich die Düsterkeit der Gedanken inmitten der tiefen Ruhe, die sie umgab, sah zuweilen zu dem Gefährten auf. Endlich schien es ihn nicht länger zu leiden. „Ja, ja, da wären wir jetzt!" sagte er.

Der andere hörte nicht.

„Da nützt jetzt kein Staunen und Grübeln mehr," brach der Blonde polternd los. „Wir zwei retten das Land doch nicht mehr! Und am End', da nun alles vorbei ist, in Gottesnamen: Es muß so auch wieder gehen!"

Der Jüngere schwieg noch immer. Da wendete sich der Blonde mit offener Frage an ihn: „Die Agatha ist oben mit dem Pfarrherrn, sagst?"

Der andere erwachte. „Ja," antwortete er kurz. Als er die Antwort empfangen, huschte eine helle Fröhlichkeit über des Älteren Gesicht. Er arbeitete sich vom Boden auf und reckte die Glieder. „Der Mensch soll sich nicht unterdrücken lassen! Ist ein Haus eingefallen, baut man ein neues. Nur, wenn der Mut verloren geht, ist alles verloren. Weißt, wie ich mir alles zurecht gelegt habe, Albin?" Der Albin sah ihn stumm an. „Welsche werden sie uns wohl nicht nach Anderhalden setzen. Die haben Lands genug. So werden halt wir wieder zurückkehren, wenn erst Ruhe geworden ist. Dann schaff' ich mir vier Wände, darin ich Meister bin, wenn ich im Land nichts mehr gelte. Ins Haus hinein regiert mir kein Franzos; dort bin ich Herr, und die Agatha — — —" Er verstummte und das Blut fuhr ihm ins Gesicht.

„Ich wünsche dir Glück," sagte der Albin, „zu dem, was du im Sinne hast und dazu, daß es dir jetzt in den Sinn kommt!" Dann stieg er fürbaß, die steile Halde hinan. Der Thalmann-Veri, der Knecht des Anderhaldener Präses und hernach Bauer in Ursern gewesen war, folgte ihm. Sie hatten zusammen in Hospental zum letztenmal den Welschen gestanden. Des Thalmann-Veri Haus und Habe zu Andermatt war in den Flammen untergegangen, die den Welschen zum Einzug geleuchtet hatten. „Zehn Mann wert ist alles gewesen," sagte der starke Veri nachher achselzuckend, denn bei Hospental hatte sein Stutzen zehn

Franzosen gefällt. Dort war er an der Seite des Indergand geblieben, der stand wie ein Fels im Sturm und nicht weichen wollte. Seine Schar war geschmolzen, wie der Schnee an der jungen Sonne schmilzt. Mit zwanzig Männern hielt er zuletzt das ganze Heer der Welschen noch fest, bis sie ihn umgangen hatten, wie zweimal vordem. Da warf sich der Indergand wie verzweifelt denen entgegen, die ihm schon den Weg zur Rehalp verlegten. Er und der Veri drangen heil durch die Menschenmauer. In der Nacht überstiegen sie die Winterlücke. Jetzt suchten sie, flüchtig, die Flüchtigen. Alles war verloren.

Das Voralptal tat sich vor ihnen auf, öde und wüst, weltverloren und still. Das Sustenhorn stand fahlweiß im Süden und schloß es ab. Ein Mantel leuchtender Gletscher war um des mächtigen Berges Schulter geschlagen. Aus ihnen rauschten gleich silbernen Ketten die Wildbäche nieder. Zwischen den zwei hellsten lag, wo sie sich fanden, eine grüne Alp; eine zerfallende Sennhütte stand im Grunde; Rauch stieg aus ihrem Dache; rings um sie lagerte eine zahlreiche Herde. Die von Göschenen hatten ihr Vieh hieher gerettet; Männer, Weiber und Kinder mischten sich mit den Tieren.

Der Albin spähte scharf hinüber. „Sie sind nicht dort,“ sagte er halb für sich, halb zu dem hinter ihm Schreitenden. Dann kletterte er in das steile Bachbett hinab. Der Veri folgte ihm. Sie stiegen fast eine Stunde lang aufwärts; der Blick reichte weit hinein in die Talrunse, und die Alp lag noch immer vor ihnen. Sie erreichten eine sanfte Halde, die mit Alpenrosenbüschen und

Farren überwuchert war. Dunkle, einsame Arven wurzelten dazwischen. An einer derselben war eine Feuerstelle aus Steinen geschichtet. Männer zimmerten an einer Hütte. Eine zweite Hütte stach weiß vom Dunkel des Berges ab. Die beiden Männer stiegen ihnen zu. Der Veri schritt voran; ihn schien Ungeduld zu treiben. Die Schritte des Albin waren langsam und matt geworden. Aber als sein Genosse die andern erreicht hatte, scholl ein Jauchzen zu ihm zurück, das der Übermütige ausgestoßen hatte. Oben trat der Pfarrherr aus der fertigen Hütte. Sein Haar schien weiß; er trug das Haupt nicht mehr aufrecht; die Mühen der Flucht hatten seinen schwachen Leib gebeugt; aber während er dem Albin entgegenschritt, der sich mit niedergeschlagenen Augen näherte, war sein Blick voll jenes stillen Lichtes, das wie der Widerschein einer leise brennenden Sonne in seinem Innern war.

„Bist du da, Bub?" sprach er ihn an und bot ihm beide Hände.

Der Albin legte die Rechte hinein; aber er hob den Blick nicht. Seine Züge zuckten. „Es ist alles aus," sagte er dumpf.

„Es ist Tag und wir leben," gab der Hochwürdige einfach zurück, „und über uns ist Gott!"

Der Blick des Albin glitt langsam an ihm empor. Ein Glutschein brach daraus. Die Hände rang er wie in Verzweiflung. „Nichts, nichts ist erreicht! Ich bin, was ich war. Die Schuld ist unbezahlt geblieben!" Er wendete sich ab, als schämte er sich, sich unter die andern zu mischen, und hinwegschreitend setzte er sich abseits allein

auf einen Stein, während die Flüchtigen von Anderhalden den Veri bewillkommneten.

Wie er an diesem Tage war, scheu und verschlossen, so blieb der Albin viele Wochen lang, während welcher sie in ihrem Schlupfwinkel verharrten. Oft sahen ihn die Flüchtigen, die wie eine große Familie beieinander lebten, tagelang nicht. Dann war er auf Spähgängen aus. Er brachte ihnen die Nachricht von den Kämpfen, die Österreicher und Franzosen an der Mattenschanz und in Ursern sich lieferten. Als es schon zu herbsten anhob und die Männer sturmsichere Hütten zu zimmern begannen, daß sie für den Winter Unterschlupf fänden, brachte er die Kunde, daß ein Heer wilder, fremdländischer Art sich an der Teufelsbrücke den Durchzug erzwungen und durch das Reußtal abwärts ziehe. Er hatte Suworows Heerzug gesehen.

„Was für Zeiten!" sagte er zu dem Pfarrherrn, als dieser ihn an diesem Tage grübelnd fand. „Wie Wildwasser überschwemmen die Fremden das Land. Wir müssen froh sein, daß sie uns diese Einöde noch lassen." Ohnmächtiger Zorn glomm in seinem Blick. Der Pfarrherr sah, daß seine Wangen schmal geworden; die Schläfen waren eingesunken und der Blick war fiebrig. Er möchte zu Grunde gegangen sein an sich selber.

Da gedieh in diesen Tagen der Bund zwischen der starken Agatha, der Pfarrmagd, und dem Thalmann-Veri. Sie hatten seit der Rückkehr des Knechtes nebeneinander hingelebt, zwei Menschen, die gesund waren wie Jungholz, das in der Sonne Ring an Ring setzt. Beim ersten Gruße

hatten ihre Hände sich mit einem Drucke zusammengelegt, als gelobten sie sich neue Freundschaft. Von da an waren sie mit einander gegangen, jetzt um Holz aus den Wäldern, jetzt um Wildheu für das Vieh. Wenn sie über die Berge herniedergeschritten kamen, Seite an Seite, gleich hoch und gleich stark und ihre Gestalten sich wider eine helle sonnen-beglänzte Halde zeichneten, dann hingen die Blicke der Flüchtlinge an ihnen und alle richteten sich an der beiden argloser Stärke auf.

Eines Tages sagte die Agatha zum Pfarrherrn: „Ich verlasse Euch nicht gern, aber zum zweitenmale kann ich dem Veri nicht nein sagen!“ Der Pfarrherr lächelte. „Gebe euch der Herrgott bald eine Hütte!“ sagte er.

Einige Zeit nachher berief er die beiden zu sich, sah sie an und meinte: „Wer weiß, wie lange wir noch hier zu bleiben gezwungen sind! Warum soll ich euch nicht hier zusammengeben? Wo zwei in frommer Andacht zu-sammenstehen, wird ihnen jeder Ort zum Tempel. Ich traue euch morgen.“

Da begann für die kleine Gemeinde ein geschäftiger Tag. Die Männer rüsteten aus Steinen einen Altar; sie holten zwei hellgrüne Lärchen aus dem Lochwald und pflanzten sie zu beiden Seiten, die Weiber flochten Kränze und schnitzten Kienspäne zu Fackeln, die sie statt der Kerzen zu verwenden gedachten.

Am Tage darauf war der Himmel wie eine blaue Glocke. Das weiße Sustenhorn trug ihn. Über die Lehnen des Berges floß das zuckende Sonnengold, daß er von güldenen Lavaströmen lebendig schien; der Widerschein der

Lichtpracht lag über der stillen Arvenstätte. Und wie eine Glorie spann sich der Schimmer um das schneeweiße Haupt des Pfarrherrn, während er in abgetragenem Talar vor dem Steinaltare stand. Der Thalmann und die Agatha traten Hand in Hand vor ihn hin; Männer und Weiber umgaben sie in einem Halbkreise; seitwärts und fast gezwungen verweilend stand der Albin. Die Heinrike hatte sich zur Seite des Pfarrherrn gestellt und hielt in einer Holzschale das Wasser, das er geweiht hatte. Sie stand am meisten im Lichte; warm und voll floß es über ihre schöne Gestalt und lag wie Duft über ihren weißen Armen. Ihr Scheitel glänzte; ihr Gesicht war lieblich wie die Sonne selbst; ihr Blick hing mit einer frommen Freude an den am Altar Stehenden. Als der Pfarrherr eine stille Messe gesprochen hatte und die Verlobten knieen hieß, hob die Heinrike die Augen und suchte den Albin. Auch er blickte nach ihr hinüber. Und zum erstenmale, während wie immer das warme wohltätige Licht in ihrem Blicke war, leuchtete in seinen Augen etwas wie Hoffnung auf. Während der Pfarrherr den Segen über den Veri und die Agatha sprach, senkten sich ihre Blicke vor einander. Am Abend aber, als der herrliche Tag in ein goldiges Dämmern verglomm, stieg die Heinrike dem Albin nach, der einen Berg erklommen hatte, wo er gerne und oft die Nacht zu erwarten pflegte. Er saß dort auf dem nackten Felsrücken und starrte in das Feuer der Sonne, das im Westen zusammensank. Während die Heinrike die schattendunkle Halde hinaufstieg, reifte in ihr ein Gedanke zum Entschluß aus, der sie in den vergangenen Wochen bewegt

hatte. Ihre Schritte wurden leichter, als sie dem Albin nahe kam. Er hörte sie nicht kommen. Ihr Schatten fiel vor seine Füße und sie nannte seinen Namen. Da wendete er sich zusammenschreckend um.

„Warum bist du so scheu geworden? fragte sie.

„Frage mich nicht!“ entgegnete er.

Sie richtete sich auf: „Das ist Narrheit, Bub! Du vergällst dir das Leben! Raffe dich auf! Ist dir eines mißlungen, gelingt dir etwas anderes!“

Er schüttelte den dunkeln Kopf. Dann hob er die düsteren Augen: „Siehst du nicht, mit was für Blicken sie mich wieder anzusehen beginnen, die andern? Warum hat ihm alles mißlingen müssen? fragen sie. Warum? Weil seine Hände nicht rein gewesen sind. Wer ist er? fragen sie schon wieder. Und „halt der Indergand-Bub“ tönt es zurück. Weißt es noch, wie es mit mir gewesen ist, als wir Kinder waren, weißt es noch? Wie den Bösen haben sie mich gemieden! So wird es bald wieder sein; so wird es sein, wenn wir wieder zu Anderhalden sitzen.“

„Nein!“ erwiderte die Heinrike. „Du siehst Dinge, die nicht sind.“ Aber sie hatte selbst gesehen, daß das abergläubische Volk ihm die Schuld am Unglück ihrer Waffen zu geben begann. Vielleicht, daß ihre Stimme unsicher gewesen war; er sah sie strenge an: „Du glaubst selbst nicht, was du sagst!“

Da ließ sie sich plötzlich neben ihm nieder und legte ihre Hand auf die seine: „Du bist auf dem falschen Wege gewesen, Albin.“ Und dann begann sie voll stürmischer Hast zu reden: „Verlorene Ehre gewinnt sich nicht so

im Sturm zurück; allmählich nur und mit Geduld und mit Treue. Laß mich dir helfen! Ich habe dich lieb!"

Er starrte fassungslos vor sich nieder; seine Finger waren verschlungen und wanden sich ineinander. „Was du da redest!" sagte er wie im Traum. Erst nach einer langen Weile fragte er zaghaft: „Willst du es tun?"

Sie legte den Arm um seine Schulter. Er umfaßte sie in ehrfürchtiger Scheu. Sie erhoben sich. Da fiel es wie ein Regen von Rosen auf sie herab; die Berge loderten in rotem Bluſt und der Himmel brannte im Feuer des Abendscheins. Sie schritten hinab zu den Ihren.

Ehe noch der Winter kam, zogen die beiden heim nach Anderhalden. Der Albin hatte ausgekundschaftet, daß kein Feind mehr im Lande sei. Die Hütten standen noch bis auf wenige. Das Haus des Präses lag gänzlich in Trümmern; aber die Hanna Zum Brunnen fand bei dem Pfarrherrn eine Zuflucht. Der Albin nahm sein junges Weib in seine Hütte an der Steinwand. Am ersten Sonntag, der sie wieder zu Anderhalden fand, traute der Pfarrherr die Heinrike dem Albin an. Die ihn an diesem Tage predigen hörten, erzählten, daß er gleich einem gewesen, der nach harter Tagesarbeit sich feiernd niederläßt, voll heiliger Zufriedenheit und wundersamer Ruhe. Seine Rede sei wie Abendglockenton zu Herzen gegangen. Er ging aber nachher hinweg, ohne mit jemand gesprochen zu haben; denn eine seltsame Müdigkeit hatte ihn ergriffen. Daheim holte er nach langem wieder die Blätter hervor, in denen er sein Leben aufzuzeichnen pflegte, und begann zu schreiben. Er saß stundenlang darüber; denn es war

ihm vieles niederzuschreiben geblieben. Das letzte aber, was er schrieb, während ihm die Augen übergingen und Schläfrigkeit ihn langsam bezwang, war: Herr, mir ist, als hätte ich dich recht verstanden; denn siehe, alles hast du gemacht, wie es meinem armen Sinne vorgeschwebt. Du erniedrigest die Hohen und hebest die Niedrigen empor, und Brücken schlägst du über die Gründe, die zwischen Gut und Böse klaffen!

Als der Pfarrer an diesem Abend sich legte, war er so matt, daß er meinte, er möchte sich zu einem Schlafe legen, aus dem er nimmer erwachte. Aber er stand am nächsten Morgen von seinem Lager auf und tat darauf noch Wochen und Wochen seine Pflicht. Die Hanna, die streng und still und verschlossen geworden war, sorgte für ihn wie eine Schwester.

Die Anderhaldener, deren Leben langsam wieder in die altgewohnten Bahnen floß, staunten über den seltsamen Bund, den ihres gewaltigen Präses Kind mit dem Bauer vom Steinwandgut geschlossen. Eine Weile hatte es geschienen, als werde der alte Groll gegen den Indergand Herr in ihnen; sie höhnten ihn nicht wie früher, aber sie schlossen sich gegen ihn ab wie gegen einen völlig Fremden. Da schmolz ihr Hartsinn vor dem Glück des Albin zusammen. Wenn der Steinwandbauer und sein junges Weib des Sonntags zur Kirche schritten, sahen sie aus ihren Mienen das Glück und den Frieden leuchten; wenn einer sich abwandte, um den Steinwändler nicht grüßen zu müssen, bemerkten sie, wie die Heinrike die Hand ihres Mannes mit festem Drucke faßte und erhobenen Hauptes neben ihm ging. So machte sie stets seine Beschwerde

zu der ihren, sein Leid zum ihrigen, und sie wuchsen mit einer so mächtigen Liebe und Treue zusammen, daß die von Anderhalden fast andachtsvoll auf sie zu schauen begannen. Der Albin siegte mit seines Weibes Hilfe über ihren Widerwillen; nach Jahresfrist galt er zu Anderhalden als ebenbürtig und kam zu den Gemeinden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war an einem Spätherbstabend, als die Glocke von Anderhalden scholl, hell und sehnsüchtig. Gleich leisen Wanderern zogen die Töne hoch hinaus über Berge und Firnen in die blaue Luft hinein. „Es läutet ins End," sagten die von Anderhalden. „Der Pfarrherr will sterben," flüsterten sie in den Gassen.

Am Pfarrhaus war eine kleine Schar von Weibern und Männern versammelt; sie sprachen mit halblauten Stimmen. Einmal kam die Agatha die Treppe herabgestiegen. „Ich soll euch grüßen," sagte sie; „er wird bald gehen." Ihre Stimme klang erstickt; das feste Weib bebte. Sie war aus der Hütte, wo sie mit dem Veri, ihrem Manne, glücklich hauste, zu dem einstigen Meister geeilt, denn dieser hatte sie rufen lassen.

„Alle will ich euch noch sehen, deren Geschicke sich vor meinen Augen erfüllt haben," hatte der Pfarrherr gesagt. An seinem Bette standen der Albin und die Heinrike, die Agatha und die Hanna Zum Brunnen. Diese stützte den schwachen Leib des Sterbenden mit Kissen, so daß er aufrecht im Bette zu sitzen vermochte. Das rote Licht lag über ihren Gesichtern, das an den Berghäuptern brannte und dessen Widerschein die Fensterscheiben entzündete. Der

Pfarrherr sah sie der Reihe nach an. Sein Antlitz war klein und hager, fast kinderhaft geworden; in langen weißen Strähnen hing das Haar um sein Gesicht. Nur seine Augen waren jung, und ihr Blick glitt mild und sanft wie Streicheln über alles, was er streifte.

„Ist es nicht gut geworden?“ fragte er, und auf seinen Lippen weilte ein Lächeln. Dann reichte er einem jeden die Hand. Die des Albin hielt er fest. „Albin, mein Bub!“ sagte er. Der Albin trat näher zu ihm, und als er ihn niederzog, ließ er sich auf die Knie am Bette nieder. „Ich habe dir viel vertraut, Bub!“ sagte der Pfarrherr. „Es tut wohl, an das Gute zu glauben und das, woran man geglaubt hat, siegen zu sehen.“

Der Albin hob die starken braunen Arme und umfaßte den hageren Leib des andern. Sein dunkler Kopf beugte sich demütig. Da richtete sich der Pfarrherr plötzlich selbst und ohne Hilfe auf. Sein Blick ging in den rotdurchflammten Abend hinaus; als folgte er den Glocken, wanderte er hinauf und hinaus über Berg und Firn und in den fernen blauschimmernden Himmel hinein. Und die Hände fest um die des Albin gelegt sprach er mit einer Stimme, die voll Kraft und bebenden Wohllauts war: „Menschlich ist die Sünde; aber über ihr ist die Kraft der Sühne, die göttlich ist!“

Einen Augenblick noch hielt sein Blick leuchtend aus; dann sank er in sich zusammen und legte sich schlafmüde in die Kissen. Und so unvermerkt nahm der Tod ihn aus den Armen des Schlafes, daß die an seinem Bette nicht wußten, wann er gestorben war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der fromme Pfarrherr lag auf seinem Hügel gebettet. Die Anderhaldener sahen sich nach einem andern Seelsorger um. Es war, als würfe das friedsame Leben des Toten seinen Schein zurück; es kamen friedliche Jahre für die Gemeinde. Eine Überraschung erlebten sie: der Bauer vom Steinwandgute vergrößerte seinen Besitz. Dieser wuchs hinein ins Mattental; aus dem armen verschuldeten Gute wurde ein reiches Besitztum. Knechte und Mägde kamen auf dasselbe, und das Haus wuchs zu einem Bau, der gar stattlich über Anderhalden stand. Die Bank stand noch, von der Ausblick über das ganze Tal war. Dort konnten die von Anderhalden allabendlich den Steinwandbauer und sein Weib der Feierabendruhe pflegen sehen. Von dem Weibe rühmten sie, daß sie ihren zwei Kindern eine sorgliche Mutter und ihrem Mann in allen Dingen treu sei, wie selten eine; von dem braunen Manne, der an Gestalt die Größten überragte und der in Wesen und Ton war wie Eisen, das in Glut gefestet worden, von dem Albin Indergand sagten sie seit Jahresfrist, was sie von dem Zum Brunnen einst gesagt hatten: Wie dieser unser Präses ist keiner!

